H
M

THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
NORTH CAROLINA
AT CHAPEL HILL

ENDOWED BY THE
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC
SOCIETIES

PT2625
.A43
A 15
1910z,Bd.10

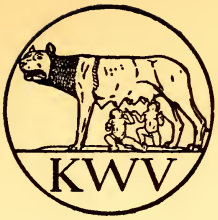
DEMCO

BARCODE ON
BACK COVER.

This book is due at the LOUIS R. WILSON LIBRARY on the last date stamped under "Date Due." If not on hold it may be renewed by bringing it to the library.

BARCODE ON
BACK COVER

DATE DUE	RET.	DATE DUE	RET.


KWV

Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
University of North Carolina at Chapel Hill

http://archive.org/details/gesammelteromane10mann

Heinrich Mann

Gesammelte Romane und Novellen

Zehnter Band

Kurt Wolff Verlag
Leipzig

Heinrich Mann

Novellen

Zweiter Band

Das Herz

Die Rückkehr vom Hades

PT2625
.A43
A15
1910z
Bd. 10

YD
rel
C

Sechstes bis fünfzehntes Tausend

Kurt Wolff Verlag
Leipzig

Gedruckt bei E. Haberland, Leipzig

Inhalt

Seite

Das Herz

Das Herz 1
Die arme Tonietta 17
Gretchen 31
Liebesprobe 63
Die Unschuldige 72
Alt 94
Schauspielerin 103

Die Rückkehr vom Hades

Die Rückkehr vom Hades 199
Die Branvilla 237
Mnais 285
Ginevra degli Amieri 306
Der Tyrann 323
Auferstehung 350

134870

Das Herz

I

Gleich nach bestandener Matura legte Christoph bei zwei Gelegenheiten solche Proben geschäftlicher Befähigung ab, daß sogar der alte Pacher betroffen war. Er ließ den Sohn mit neunzehn Jahren mündig sprechen und erteilte ihm die Aufgabe, das Egerer Haus in Wien zu vertreten. „Nach den Beweisen, die ich von dir habe, wirst du in Wien so wenig wie anderswo unser Werk gefährden; ich verlasse mich auf dich.“ Damit war Christoph allein und ging still und fest seinen männlichen Weg. Er tat, umschwärmt von Vergeudung und Vergnügen, keinen Schritt, der nicht Erwerb und Nutzen galt.

Eines Abends, als er, wie jeden Abend, um 10 Uhr nach Hause kam, stieß er im Dunkeln der Treppe mit den Fingerspitzen an einen Körper, der leise aufzuckte. Christoph schlug Licht: da flammte großes rotes Haar auf, und ein zu weißes Gesicht sah ihn aus umschatteten Augen wie blind an. Er hob die Frau vom Geländer.

„Sie sind krank? Ich will einen Arzt holen.“

„Es ist unnütz. Ich habe nichts gegessen.“

Sie hatte seit fünf Tagen kaum gegessen. Christoph stützte sie bis in ihr Zimmer, holte seine Vorräte und zog

sich zurück. Am Morgen, es war Sonntag, klopfte er und fragte, was sie zu tun gedenke. Sie sagte, sie wisse nichts mehr; ihr Mann trinke und habe sie verlassen. Sie wollte anständig bleiben. Er schwieg, er berechnete rasch, wie weit sein Einfall ihn führen könne; dann entschloß er sich.

„Ich will Ihnen in einem Restaurant die Pension bezahlen."

Nachher sprach er mit der Hausmeisterin. Es lag tatsächlich am Mann. Die Frau Melanie Gall hätte Kavaliere genug haben können, und der berühmte Makart wollte sie malen. Aber nicht einmal ihr Haar gab sie her.

Am nächsten Sonntag kam er wieder, um sie zu unterhalten, und darauf am Abend des Donnerstag, der ein Feiertag war. Er sprach von Schiller, sagte einen im letzten Schuljahr verfaßten Aufsatz her, der seine politische Überzeugung enthielt; — und einen höheren Sinn als in der Nachtstunde, da er sie ersann, schienen die Sätze zu tragen, nun die Frau ihnen lauschte. Sie saß weich vorgebeugt, das Kinn in der weißen, wie muskellosen Hand, und sah von unten in seine Augen, die gelassen glänzten. Seine Stimme und seine Stirn waren fest und rein. Ihre Stirn, ihre Büste näherten sich langsam. Er sagte:

„Wir sollten uns alle für gleich halten und einander helfen; wozu sonst alle Arbeit."

Da fühlte er ihren Atem, und ehe er erschrecken konnte, schlugen schon ihre Arme um seinen Hals.

Diese Nacht irrte er in den Straßen umher, schrieb

am Morgen an seinen Vater, und noch vor Mittag stand er vor ihr.

„Meine Melanie, wir werden fort müssen."

Sie sagte:

„Du hattest noch nie eine Frau besessen, wie?"

Da er den Kopf bewegte:

„Ich weiß, was ich getan habe!" — und sie umarmte seinen Kopf. Er entzog ihn ihr.

„Du wirst es schwer haben mit mir. Wir werden arm sein und in der Fremde leben."

„Ich bin älter als du."

„Vier Jahre, was bedeutet das."

„Ich wundere mich. Du Kind, du willst mein Mann sein? . . . Nein, ich wundere mich nicht."

Sie maß ihn. Er war nicht größer als sie, aber er hielt die schmalen Schultern gespannt, und wie kräftig lagen die Lippen aufeinander! Mit einem stockenden Lächeln der Bewunderung sagte sie:

„Ich bete dich an."

Er schloß die Augen. Als er sie öffnete, war seine Stimme ganz leise und so ernst wie eine Drohung.

„Es ist fürs Leben."

II

Die Antwort seines Vaters sah aus, wie er's erwartet hatte. Er fuhr nach Hause; und bei seiner Rückkehr sagte er zu ihr:

„Ich bin also enterbt und entlassen: wir können reisen."

Sie fuhren auf einem Tandem über den Semmering, nach Italien; es war im November.

„Aber hier ist es kalt," sagte Melanie. „Wo ist die Sonne, wo sind die Blumen?"

Er erwiderte:

„Ich weiß bestimmt, daß hier etwas für mich zu machen ist."

Er hatte sich die Agentur einer Fahrräderfabrik verschafft und brachte mit Verkäufen sie und sich von einer Stadt zur andern fort. In Brescia ging er zu dem Geschäftsfreund seines Hauses.

„Ihr Herr Vater hat mir schon geschrieben," sagte der Mann. „Es ist Geld für Sie da, falls Sie die Frau, mit der Sie sind, verlassen wollen. Ich rate Ihnen, vernünftig zu sein. In einem Lande, dessen Sprache . . ."

Christoph hörte nicht weiter, er hatte die Tür zugeschlagen.

In Mailand bezogen sie eine Kammer, auf einen Hof hinaus, und Christoph lief die Stadt ab nach einer Anstellung. Des Abends kam er heim, abgehetzt, beschmutzt durch kleine niedrige Gelegenheitsarbeiten, die Augen noch voll von den Gesichten des Elends: — und da ging, gleich hinter dieser schwarzen Tür, die Feensonne ihres Haars auf! Sie streckte ihm diese weißen Arme entgegen, und ein warm blühender Garten umfing ihn. Er aber schlug nicht die Augen nieder. „Sie ist reich," dachte er, „aber auch ich bin es. Ich werde ihr einen Palast bauen. Eines Tages wird sie mir sagen, daß es das klügste war, was sie tun konnte, daß sie mit mir kam."

Es ward so kalt und die Arbeit so selten, daß er es vorzog, im Bett italienisch zu lernen. Nach zwei Monaten

war eines Morgens ihre Kammer ein wenig heller. „Ob die Sonne scheint?“ Seit acht Tagen lebten sie von dem Rest einer Polenta, die Melanie von einer Nachbarin zum Kosten bekommen hatte. „Die Frühlingsluft wird uns gut tun.“

Auf der Straße nach Monza sahen sie einander, noch blinzelnd, in die Gesichter: sie waren schmäler und blasser; — und gleich rasch umschlang einer des andern Arm.

„Wir haben einen guten Winter verlebt. Wir werden Glück haben.“

„Da —,“ und Melanie lächelte wie eine Zauberin. „Was schenke ich dir?“

Im Staub lag ein Zweilirestück. Welch ein Fest! Und wie sie gesättigt nach Hause kamen, wartete auf dem Tisch ein Brief; eine Hanffabrik in Ferrara, der Christoph sich angeboten hatte, berief ihn; und das Reisegeld reichte für zwei Billette dritter Klasse!

In Ferrara fand es sich, daß Buchhalter und Geschäftsführer in Angst lebten vor dem nahen Besuch ihres Herrn, des Abgeordneten Bizarri. Er war jähzornig, und die Bücher waren schlecht geführt. Christoph erbot sich, sie mit Hilfe der Nächte in Ordnung zu bringen. Melanie arbeitete mit ihm.

„Wenn ich dich nicht hätte, würden diese viertausend Francs mir entgehen.“

Eines Nachts trat der Geschäftsführer ein.

„Sie sind verheiratet, Herr Pacher? Aber dann bekommen wir ja eine schöne Frau mehr in unsere etwas eintönige Gesellschaft.“

Zwei Jahre lang lebten sie geachtet und in Frieden.

Dann begegnete Melanie zögernden Grüßen, man richtete halbe Worte an Christoph. Ein Reisender seines Vaters war in der Stadt gewesen.

„Wie er hinter uns her ist!" sagte Melanie, zusammengebrochen. „Welch Haß!"

Christoph dachte: „Ich begreife ihn; aber eines Tages werde ich ihm gegenübertreten, reicher als er selbst." Und er richtete sie auf, er küßte sie.

„Ich habe schon ein kleines Kapital, wir sind auf dieses Nest nicht angewiesen. Wir gehen nach Bologna, und ich etabliere mich."

Alles ging gut. Durch den Abgeordneten Bizarri ward Christoph mit einem jungen Mann von großem Einfluß bekannt, der ihm sogleich Freundschaft zeigte. Gaetano Grappa war aus einer mächtigen Familie der Stadt, und er lebte in Rom als Sekretär eines Ministers. Er verschaffte Christoph Kredit und Konzessionen; einmal führte er den Minister in die Fabrik.

„Nie habe ich einen solchen Freund gehabt," sagte Christoph. Melanie sah ihn tief an.

„Wer weiß, was er von dir will. Du hast eine Freundin: ist das nicht genug?"

Im Sommer machten sie Fahrten in den Apennin; Gaetano kam für einen Tag von Rom her, um dabei zu sein. Eines Sonntags saßen sie ohne Melanie droben in Abetone. Gaetano war schweigsam gewesen, und jetzt trank er.

„Ich habe dich nie so viel trinken gesehen," sagte Christoph.

„Ich bin nicht, der du glaubst," — und Gaetano

starrte ihn entsetzt an. „Zwischen uns ist ein Geheimnis. Welch Geheimnis!"

Flüsternd:

„Ich liebe deine Frau."

Da Christoph heftig erbleichte:

„O! fürchte nichts. Deine Frau ist eine Heilige. Sie würde mich sterben sehen."

Er schluchzte auf.

„Und nimm hinzu, daß ich in Wahrheit dein Freund bin."

Nach einer stummen Weile, da Christoph aufstand:

„Nimm es nicht wichtig; ich habe getrunken. Aber du sollst sehen, daß ich sicher auf dem Rad sitze: ich fahre die Abkürzung."

„Sie ist lebensgefährlich!"

Der andere hielt an, am Rande des Abhanges.

„Du warnst mich?"

Christoph wandte sich ab.

Er hörte einen Sturz und eilte hin: Gaetano war unverletzt. Christoph berührte seine Schulter.

„Du dauerst mich."

„Aber es wäre besser für uns alle, ich wäre umgekommen."

„Ja", sagte Christoph.

Sie führten ihre Räder. Gaetano begann plötzlich:

„Gib mir deine Frau! Ich spreche nicht zu dir wie ein Gentleman, aber danach frag ich nicht mehr. Gib sie mir und verlang was du willst."

Christoph erwiderte mit ruhiger Stimme:

„Du hast nicht nötig, mich zu bezahlen. Sie mag wählen zwischen uns."

„Es gibt etwas Neues," sagte er zu Melanie. „Der Gaetano liebt dich."

Und mit einem Blick in ihre Augen:

„Ah! es ist nichts Neues für dich: ich dachte es mir."

Sie nahm seine Hand.

„Verzeih! Ich wollte dich nicht erzürnen gegen ihn, du solltest deinen Freund behalten."

„Lassen wir's. Jetzt hast du die Wahl."

„Was willst du sagen?"

„Er ist reich, er bietet dir eine große Zukunft: meine ist unsicher. Sein Einfluß reicht bis zum Papst: mag sein, daß er deine Scheidung bewirkt, was ich nicht könnte. Dann wird er dich heiraten."

„Was geht das alles mich an? Ich soll wählen? Ich habe doch gewählt, als ich dir folgte. Hast du vergessen, was du damals sagtest? Es ist fürs Leben."

„Mag sein; — aber wir sind älter geworden und so oft schon enttäuscht. Mir ahnt, daß wir auch von hier werden fort müssen. Willst du immer ohne Heimat bleiben?"

„Du bist meine Heimat, du!" — und sie schüttelte seine Schultern. „Denke an unsere Kammer in Mailand, als wir noch ganz fremd waren und allein. O! all die Fremden, durch die wir hindurch gegangen sind: ihre Masse hat uns aneinandergepreßt. Was will uns noch trennen!"

Sie sah seine Schläfen weniger hart, sein Mund zuckte, — und sie jubelte auf, sie riß ihn an sich.

„Ah! Du hast gezweifelt. Du hast Angst gehabt. Wie ich dich dafür liebe! Du bereitest mir das Glück, daß ich mich dir noch einmal geben darf!"

III

Der junge Grappa warf mit dem Wagen um und lag zwischen Leben und Tod. Als er gerettet war, kam das Haupt der Familie zu Christoph und bat ihn, abzureisen mit seiner Frau.

„Wir würden hier kein Glück mehr haben," sagten sie zueinander, „wozu den Armen quälen. Recht weit fort! Etwas ganz Neues!"

Sie fuhren nach Newyork. Alte Bilder, die Christoph in Italien zusammengebracht hatte, trugen ihm ein erstes Kapital ein. Er ließ Melanie in der besten Pension von Baltimore und zog aus, um Geld zu machen. Er erwarb Wald und Land, stach Torf, ward Mitbegründer einer Stadt, auf einer Farm von Räubern niedergestreckt; — und sobald er vom Bett aufgestanden war und einen sicheren Wohnort hatte, holte er sie zu sich.

In vier Jahren stieg der Wert der zweihundert Baustellen, die ihm in Springtown gehörten, um das Zwölffache. Sie bewohnten ein ganz städtisches Haus.

„Was ist heute im Theater?" sagte Melanie eines Abends, und sie seufzte. „Hundertfünfzig Meilen vom nächsten Theater entfernt zu leben: welch Geschick!"

„Wir werden uns später dafür entschädigen. Inzwischen genießen wir hier den Vorzug, daß niemand sich um uns bekümmert."

„Das ist freilich sehr wahr. Hierher verirrt sich kein Reisender deines Vaters. Aber mit dreißig Jahren verzichten müssen auf Menschen, Musik, Luxus!"

Da er nicht mehr antwortete:

„Später, sagst du? Aber können wir denn unverheiratet hinüber? Und du willst nicht, daß wir heiraten, — obwohl meine kirchliche Ehe hier gar nicht hindert. Aber du bist ein zu guter Geschäftsmann, und dein Pflichtteil ist dir lieber als mein Glück."

„Es ist nicht der erste Abend, daß wir dies alles besprechen."

Sie hörte nicht.

„Noch später? Dann werde ich alt sein. Wirst du dann noch bei mir sein?"

„Wie du dich langweilst!" sagte er im Ton des Mitleids. Aber so viel Unvernunft machte ihn ratlos und ärgerlich; er ging hinaus.

Sie sprang auf, sie holte ihn von der Schwelle zurück.

„Bleibe! Du läßt mich zuviel allein mit meinen Gedanken."

„Wenn ich nicht eine vernünftige Frau hätte, wir hätten uns nie durchgekämpft bis hierher."

Sie stützte beide Hände fest auf seine Schultern, sie sah ihm in die Augen.

„Du willst mich nicht heiraten?" Und ehe er antworten konnte: „Überlege, was du sagst! Wir kennen uns so lange, und doch ist mir's jetzt, als habest du dich nie viel um mich bekümmert."

„Ich verstehe dich immer weniger."

Er führte ihre Hand an die Lippen.

„Darf ich jetzt gehen?"

Sie ließ ihn plötzlich los.

„Ja," sagte sie in einem Ton, daß er sich umsah.

Als er am Morgen erwachte, war sie fort. Ein Brief lag da.

„Du liebst mich nicht mehr, ich befreie dich von mir. Ich gehe mit einem Mann, den ich nicht liebe, aber der mich heiratet."

Er hielt sich am Tisch, ihn schwindelte es heftig. Gleichwohl tat er seine Arbeit wie immer. Mittags, wie er heimkam, schüttelte ihn das Fieber. Er unterdrückte es und machte einen Ritt. Es kam, ging, und kam wieder, er mußte nachgeben. Da ließ er auf einmal das Essen, blieb im Schlafzimmer und schloß die Läden.

Kameraden zogen ihn hervor, einer, ein Franzose, der in Newyork wohnte, nahm ihn mit dorthin, zerstreute ihn und drängte ihn in Unternehmungen. Zwei Monate später fuhr Christoph nach dem Westen, um eine Kupfermine zu kaufen. Sie war so lange kaum ausgebeutet; die hohen Frachtsätze der zu Goulds Trust gehörigen Bahn hatten es verhindert; aber eine zweite, unabhängige Linie war, ganz nahe seiner Mine, im Bau. Nach einem Jahr blieb der Bau plötzlich liegen: die Gesellschaft hatte sich mit Gould verständigt. Christoph verkaufte mit Verlust und kehrte nach Newyork zurück.

„Ich habe es satt," sagte er zu seinem Freund, „ich gehe wieder hinüber. Vier Wochen, um alles abzuschließen."

„Du wohnst so lange bei mir," sagte der Freund, „und du arbeitest auf meinem Bureau."

Eines Tages empfing er Christoph:

„Eine Frau hat nach dir gefragt: schlank, dreißig Jahre, kupferrotes Haar. . . Ah! ich wußte es," sagte er, da Christoph erbleichte.

Der Freund begann wieder, mit halber Stimme: „Sie hat dir viel Leiden zugefügt?"

Christoph zuckte die Achseln.

„Es ist wahr, daß ich ihretwegen herübergekommen bin, und es war umsonst. Meine zweihundert Baustellen in Springtown, die ich damals verkaufte, würden mich schon heute zum Millionär machen. Ich bin enterbt, meine Gesundheit hat gelitten, ich habe meine Jugend verbraucht."

„Das alles aber," sagte der Franzose, „ist nichts, verglichen mit dem, was sie dir in diesem Augenblick antut, da sie wiedererscheint."

Er trat, die Arme verschränkt, vor Christoph hin.

„Ich bin dein Freund, und ich sage dir: Wenn du sie noch ansiehst, lieber schlag ich dich tot."

„Sei unbesorgt," und Christoph sah vom Schreibtisch auf. „Sie ist gegangen, das konnte sie. Zurückzukehren steht nicht in ihrer Macht."

Wie er am Tage darauf drunten aus dem Lift trat, stand sie da. Sie fiel sogleich nieder.

„Nimm mich zurück!"

„Wenn du nicht aufstehst —," und er wollte an ihr vorbei. Aber sie umklammerte seine Füße, sie küßte sie.

„Verzeih! Nimm mich zurück!"

Er zerrte sie in die Höhe.

„Ich habe es nicht ausgehalten bei jenem. Ich liebe dich, immer werde ich dich lieben."

Da er abwehrte:

„Du willst mich von dir stoßen? Du?" — die Hände gerungen. „Aber du begreifst doch, daß ich nicht wußte, was ich tat."

„Du hättest es wissen sollen," sagte er. Sie zog den Schleier von den Augen und sah ihn an.

„Jener hat mir sein halbes Vermögen verschrieben für den Fall, daß ich fort will. Ich lasse mich scheiden, das Geld ist dein."

Da sah er auf einmal, daß sie eine andere war: sah die Erfahrungen in ihrer Miene, das Abenteurerleben hinter ihr. Er spürte brennendes Mitleid — und eine Lockung, die ihm das Blut in die Stirn trieb. Sie schrie auf, sie griff nach ihm.

„Ah! Du liebst mich noch!"

Er riß sich los, und er floh.

„Ich habe gezeigt, daß ich stark bin," sagte er zu seinem Freunde. „Da nun mein Platz auf dem Schiff belegt ist: wir waren sieben Jahre zusammen, hilf sie mir suchen, ich muß Abschied von ihr nehmen."

Nach tausend vergeblichen Schritten erfuhren sie die Straße. Christoph durchsuchte sie, Haus für Haus, Treppe für Treppe. In ihrer Wohnung sagte man ihm, sie liege seit drei Wochen im französischen Hospital.

Sie lächelte ihm aus dem Bett gütig entgegen.

„Ich bin nicht mehr sehr krank . . . Du reist? Schon heute?"

„Um sechs Uhr," sagte er. Sie schien nicht zu hören, ihre Augen forschten in seinen. Leise und dringend:

„Du hast sehr gelitten, als ich fort war?"

Er zögerte.

„Ich bin damit fertig geworden. Dafür bin ich ein Mann. Vielleicht hast du es noch schwerer. Darum eben komme ich."

„Du reist. So soll es denn aus sein."

Sie sprach mit starrem Blick vor sich hin.

„Sieben Jahre. Vielleicht wirst du doch einmal denken, daß es die besten waren."

„Das denke ich schon jetzt," sagte er und gab ihr die Hand. Sie nahm sie beide.

„Denn wir haben uns sehr geliebt ... Wirklich? Du verläßt mich ganz?"

Plötzlich öffnete die Angst ihr weit die Augen, ihre Stimme flog.

„Du kannst nicht bleiben? Du kannst nicht vergessen?"

„Ich würde es dir später vorwerfen. Ich will dich als eine Entwürdigte nicht wieder haben. Dafür habe ich die noch immer zu lieb, die du warst."

„Wie du hart bist," murmelte sie, und ihre Züge sanken ein. Er sah sie auf einmal tief ermüdet von Krankheit und Leidenschaft. Er dachte: „Wenn ich sie behielte: in zehn Jahren wäre ich noch jung, und ich hätte eine alte Frau ... Auf was für Gedanken ich komme!" — und er wandte sich ab und beugte das Gesicht in die Hände. Sie begann wieder.

„Ein Augenblick des Vergessens nach so vielen Jahren der Gemeinschaft: und du verurteilst mich!"

Sie erhob die Stimme. Eine Flamme der Feindschaft trat in ihren Blick.

„Aber du hast mich immer nur aus Stolz geliebt, aus Trotz gegen deinen Vater und die Welt, aus Eigenliebe."

Sie arbeitete sich empor. Die Hand in die Brust gekrallt:

„Was bin ich dir. Ich hasse dich!"

„Und du?" sagte er, bleich. „Ich könnte dir sagen, daß du nur so lange zu mir gehalten hast, als wir verfolgt wurden und ich dir Opfer zu bringen hatte."

Sie schrie auf.

„Nein! Nein!"

Und plötzlich leise, zusammengesunken:

„Wirklich? Ist es so? Wer sind wir denn, und welchen Feind tragen wir im Herzen?"

Aber sie umklammerte seine Arme.

„Ich will nicht! Ich will nicht untergehn! Du wirst mich nicht verlassen, — da ich dir doch sage, daß ich dein bin. Hörst du? Ich stehe auf, ich bin gesund, wir gehen fort, ich arbeite mit dir, ich bin deine Frau!"

Da er sie ins Bett zurückdrängte:

„Ach, nicht? Deine Magd also, deine Magd. Reise und nimm mich mit, im Zwischendeck!"

Er drückte sie auf das Kissen, und er strich ihr leise über das Haar. Sie betastete ihre Lider.

„Verzeih!" sagte sie. „Ich weiß wohl, daß du recht hast. Wenn du mich zurücknähmest, du wärest ein Gott. Jetzt aber liebe ich dich, denn du bist ein Mann. Ich liebe dich, ich liebe dich!"

Sie verschränkte die Hände um seinen Nacken und

hob sich langsam an ihm empor. So blickte er wieder ganz nahe in dies Gesicht, in das er länger geblickt hatte als in alle andern Menschengesichter. Diese Lippen, denen er sich auf den Kopfkissen aller Länder anvertraut hatte, atmeten wieder in seine. Alles, was er sein Leben lang schön genannt hatte, kehrte zurück unter seinen Kuß. Das Wesen, das seine Seele, seine Jugend, das Beste seiner Kraft empfangen hatte, es schlang noch einmal zehrend um ihn die Arme ... Ihre Lippen stießen aufeinander. Er sank nieder zu ihr, mit dem Gesicht an ihres.

„Christl!"

„Lani!"

Und sie weinten. Durch Schleier von Tränen sagten sie einander Liebesworte von einst, Erinnerungen ferner Stunden; und sie flüsterten leise, leise, als hätten diese Dinge keine laute Stimme mehr.

Eine Uhr schlug; er richtete sich auf.

„Leb wohl!"

Sie sah ihn an, wieder voll Angst.

„Ich kann nicht. Nie werde ich diese Liebe verwinden."

„Doch," sagte er, „und du wirst wieder glücklich werden. Man wird dich lieben. Wir leben weiter."

„Ich will unglücklich bleiben. Wozu leben wir weiter. Ich habe doch eine Seele. Mein Gott!"

Von der Tür her sah er zurück: sie schluchzte abgewandt. Er tat einen raschen Schritt ins Zimmer, er öffnete den Mund. Aber er schüttelte, die Lider geschlossen, den Kopf, kehrte um und ging hinaus, wie im Traum.

Die arme Tonietta

I

Der alte Cantalupi hatte ziemlich getrunken, auf dem Wege pfiff er und klatschte in die Hände; und als nun der Zug den Hügel, der Colbasso heißt, hinaufgelangte und vor dem Hof der Neuvermählten alle halt machten, da rief er:

„So geht denn zu Bett, meine Kinder! Dies Feld hat mein Großvater bebaut. Auch mein Enkel soll es bebauen."

Er ließ sich von seiner Tochter ein Glas Wein bringen, küßte sie und den Schwiegersohn und kehrte um. Einige der Älteren folgten ihm; die junge Welt aber verlangte zu trinken und daß alle hinter den Pfeifern her um das Haus gehen sollten. Die Mädchen spähten in das Schlafzimmer der Hochzeitsleute und stießen sich an. Eine warf eine Blume auf das Bett, darauf tat auch die nächste es, und schließlich rupften alle von der Erde, was da war, und schleuderten es ins Fenster. Der junge Ehemann kam und fragte, warum sie lachten und schrien, aber sie sagten: um gar nichts, und er kehrte zu den Burschen zurück. Gerade schickten sie die junge Frau wieder hinein, nach einem neuen Fiasko, und hinter ihr her riefen sie Scherze. Ihr Mann hörte, wie der Carlino von Montemurlo zu einem andern sagte:

„Mag sie hergeben, was da ist! Sie wird Geld haben, denn ein Liebhaber wie der Tancredi läßt keine arm zurück."

Matteo stürzte sogleich vor, um den Carlino zu packen. Aber es überkam ihn, daß dann alle es erfahren würden und daß dies seine Hochzeitsnacht sei. So riß er sich, die Zähne auf der Faust, hinter den Wagenschuppen zurück. „Wären jene erst fort," dachte er und stieg, schwankend vor Schmerz, die Wiese hinab, „dann werden wir abrechnen, Tonietta und ich!" Er ließ sich hinfallen und sagte, erschöpft durch seine Wut: „Vielleicht war es eine Lüge Carlinos." Dann schien es ihm wieder wahr, und er schluchzte in die Hände. „So habe ich bei den Soldaten, die langen Jahre, ihr alle diese Briefe geschrieben, indes der Tancredi sie hatte!"

Wie er endlich zurückging, hielt er den Kopf gesenkt und die Fäuste geschlossen. Kaum aber daß er, am Zaun, vom Boden aufsah, zog schon sein Fuß sich zurück und legten seine Hände sich auf die Brust. Vor dem Madonnenbild in der Mauer kniete Tonietta; vom Mond, der noch tief hinter den Ölbäumen war, drang ein dünner Strahl bis zu ihr und zerstäubte auf ihr; und die violetten und bestirnten Tiefen über ihr waren so still, als hörte der ganze Himmel nur sie. Matteo ließ sich, wo er stand, auf das Knie. Als Tonietta aufstand, erblickte sie ihn, und sie gingen sich entgegen.

„Alle sind fort, schon lange," sagte Tonietta. „Ich habe dich erwartet."

„Und du denkst an keinen, der nicht hier ist?" fragte

er und streckte den Kopf vor. Sie legte ihren in den Nacken.

„Bist nicht du hier, o Matteo?"

Da schüttelte er sich, die Augen geschlossen, und wand den Arm um ihre Hüften. So gingen sie um das Haus. Von einer sehr fernen Straße, wohl schon bei Villa Cotagna, kam noch einmal der Ton des Pifferaro.

„Wie wir allein sind!" sagte Tonietta. „Waren je andere so allein?"

Matteo breitete wild die Arme aus.

„So sollte es bleiben!"

„So sollte es bleiben," sagte auch sie. Wußte sie denn, was er dachte? Daß morgen, wenn er den Tancredi zur Rede stellte, vielleicht alles aus war?

„Denn wir sind glücklich," sagte sie.

„Ja, glücklich!" — und er preßte sich an sie.

„Wie es duftet, Lieber! Es duftet aus unserem Zimmer. O sieh! es ist voll Blumen. Unser Bett ist voll Blumen."

„Das waren die Mädchen!" rief er. „Sie haben sich lustig gemacht über mich."

„Warum lustig gemacht? Sie wollten uns Freude machen. Aber wir müssen die Blumen hinaustragen, sonst werden wir krank."

„Und wenn wir stürben! Wäre es nicht das beste?"

„Warum? Wir, die so glücklich sind!"

„Das Glück ist kurz, o Tonietta. So glücklich wie diese Nacht werden wir vielleicht nie mehr sein. Könntest du nicht mit mir sterben?"

Sie verschloß ihre Augen an seiner Brust.

„Auch sterben könnte ich mit dir, o Matteo!"

Da atmete er tief auf und sah empor. Ihm war's, als ragte er in den Himmel wie die Zypresse dort, die mit ihrer Spitze an einen Stern stieß.

An seiner Hand und auf seiner Brust betrat Tonietta das Haus. Als sie aber wieder hervorkamen, schleifte Matteo sie hinter sich, und sie schrie: „Mitleid! Du bist wahnsinnig."

Vom Anblick der Madonna bekam sie Kraft, sich loszureißen, und sie warf sich vor das Bild hin und bewegte die hinaufgereckten Hände, als wände sie an einem Seil.

„O Madonna!" rief sie, „o meine Madonna! Auch du bist eine Frau, und du weißt wohl, daß ich unschuldig bin! Sage ihm, daß ich unschuldig bin!"

Er hielt sie schon wieder.

„Ich bin betrogen!" — und er griff sich nach der Kehle. „Du und dein Vater, ihr habt mich betrogen. Er muß dich zurücknehmen. Fort mit dir!"

Er schleifte sie weiter. Auf der Mitte des Hügels klammerte sie sich an eine große Wurzel und war nicht loszubringen.

„Bin ich nicht dein Weib!" schrie sie immer wieder. „Dein Weib, das dich liebt!"

Zuletzt zerschnitt er die Wurzel, und so mußte sie mit. Es ward Tag.

Im Dorf sahen es weder er noch sie, daß von ihrem Lärm die Leute an die Fenster kamen. Sie hatten das Blut in den Augen und waren wie blind.

Der alte Cantalupi stand schon auf seiner Schwelle,

und kaum daß er die Worte des Schwiegersohnes unterschieden hatte, rief er der Tochter entgegen:

„Du hast mir schöne Ehre gemacht! Jetzt sieh zu, wo Platz für dich ist!"

Und die Arme hielt er quer vor den Eingang. Tonietta wollte hindurch, aber sie waren so hart, daß es sie umwarf.

„Daß ich unschuldig bin!" — mit zwei Fingern, die sie hoch in der Luft schüttelte. „O Madonna, daß ich unschuldig bin!"

„Das mache mit deinem Mann ab!" sagte ihr Vater.

In dem Haufen von Burschen, der sich umherschob, kam ein Gemurmel auf. Die Frauen drüben verstanden es, und eine sagte laut:

„Der Conte: es ist wahr. Denn noch am Sonntag kam sie aus seinem Hause."

„Du lügst!" — und Tonietta schnellte ihr an die Gurgel. Das Mädchen wälzte sie ab, die nächste stieß sie weiter, und immer schreiend: „Ihr lügt!" flog Tonietta von dieser zu jener, bis eine, die kleine Lorenzina, sie in den Armen behielt und leise sagte:

„Arme Tonietta!"

Da schlug Tonietta nicht mehr um sich, und war still. Nur lang ausseufzen hörte man sie hinter ihren beiden Händen; und gebückt und strauchelnd gelangte sie durch den Haufen der Männer, der auseinanderwich, und an den Kindern vorbei, die pfiffen . . . Alle sahen ihr nach. Jetzt nahm sie die Hände vom Gesicht. Jetzt schleppten ihre nackten Füße nicht mehr im Staube. Jetzt war sie, eilend, am Ende des Dorfes und schlug

sich, in der Morgensonne, den Rock über den Kopf wie eine Reisende.

„Sie will wohl einen weiten Weg machen," sagte jemand.

Die Burschen drückten Matteo die Hand und bemitleideten ihn. Er erwiderte:

„Was tut mir's, da meine Ehre gerächt ist. Und mein Leben werde ich nun wieder als Schuster verdienen."

Der alte Cantalupi aber sagte:

„Was, Schuster. Ich habe dir den Hof und die Tochter gegeben und nehme weder sie noch ihn zurück."

So kehrte denn Matteo allein nach Colbasso um.

Hinter dem Hügel stand die Sonne und blendete so sehr, daß er mit dem ersten Blick das Haus nicht fand und erschrak, als sei es fort. Das Gras wehte; er hielt still: ob das Wehen nicht zu hören sei. Nein, auch das war nicht zu hören. Und das Haus stand vorn und hinten offen; man sah ganz hindurch, ins Leere; und Matteo kam es vor wie ein Menschenleib, durch den ein Messer gefahren war.

Er lehnte sich gegen den Schuppen, und vor Müdigkeit rutschte er zu Boden. Da traf er in dem weiten Land, das schon blaute, auf die Straße, zog ihr gedankenlos blinzelnd nach und sah eine Gestalt sich bewegen. Bei dem großen schwarzen Stein, der das Grabmal des Nero war, blieb sie stehen, taumelte dagegen und glitt daran nieder, wie er selbst an seinem Schuppen. Plötzlich aber sprang Matteo auf und stieß mit der Faust nach ihr dort unten; denn auch sie hatte rückwärts den Arm geschüttelt.

II

Der Fuhrmann Giovaccone aus Calto erzählte eines Tages in der Schenke, zu Rom bei Piazza Montanara habe er die Tonietta gesehen. Er kannte sie genau, weil er seit zwanzig Jahren den Wein ihres Vaters abholte; und durch eine Gasse war sie gegangen mit einem Manne. Der Mann war ein Bauer, er konnte einer aus Storchio sein, Giovaccone wußte es nicht sicher. Diese Begegnung war schon vier Wochen her, aber da der Fuhrmann seitdem noch nicht im Dorf gewesen war, erfuhr man davon erst jetzt.

Als es dem Matteo berichtet ward, sagte er, es sei nicht wahr; und dem Biagio, Sohn des Gasparo, der dabei blieb, fuhr er zu Leibe. Die andern trennten sie und redeten ihm Vernunft zu: was die Tonietta ihn noch angehe. Er war blaß und wollte nicht mehr Bocce spielen, nahm seinen Rock und ging nach Haus.

Am Morgen darauf kam zu ihm sein Freund Michele Lattuga. Er kam auf seinem Karren geradeswegs von Rom und sagte zu Matteo, er müsse ihn ernsthaft sprechen. Matteo legte seine Hacke nieder, nahm aus dem Strohsack am Pferde die Flasche und bot sie dem Freunde. Michele setzte sie an den Mund; darauf sagte er:

„Ich darf mit gutem Gewissen deinen Wein trinken, denn als in der Hauptstadt die Tonietta, deine Frau, sich mir anbot, habe ich unserer Freundschaft gedacht und sie ausgeschlagen. Du mußt wissen, daß nicht jeder so handelt wie ich und daß der Carlino aus Montemurlo . . ."

„O schweig!" rief Matteo, mit den Fäusten auf

den Ohren. . . „Ich wollte sagen," setzte er hinzu, „daß jetzt, da sie die Dirne macht, alles eins ist, und auch du hättest sie dir nehmen können."

Michele stutzte, und dann ergriff er Matteos Hand. „Ich wollte es dir verheimlichen, Freund, und dich schonen; aber, um die Wahrheit zu sagen, habe auch ich ihr nicht widerstehen können. Denn man muß zugeben, daß sie eine schöne Frau ist."

Matteo war auf einmal dunkelrot und griff um sich.

„Was hast du?" fragte Michele.

Matteos Hand war in die Ackererde gefahren. Er erschrak selbst, weil er hatte nach der Hacke greifen wollen.

Plötzlich lachte er auf.

„Mir kommt ein spaßhafter Gedanke: Wenn nun der Tancredi sie wiedersieht. Er hatte gehofft, mich zu betrügen; statt dessen ist er selbst der Betrogene und teilt sie mit aller Welt."

„Das ist wahr," sagte Michele; „und es könnte sein, daß die Sache ihm schon passiert ist, denn auch der Conte war in Rom, ich sah ihn seine Käse abladen auf Piazza Montanara. Heute morgens um zwei ist er aufgebrochen, noch vor mir, und wäre längst zurück, wenn er nicht nach seiner Gewohnheit sich in Villa Cotagna festgetrunken hätte."

Matteo stand auf und zeigte hinab auf die Straße.

„Dort kommt er!"

„Und er fährt halb im Graben," bemerkte Michele.

„Er wird sich den Hals brechen."

„Das wäre schade," sagte Matteo, „denn ich habe mit ihm zu reden."

Er faßte in seine Hosentasche und ging schon.

„Und das Pferd?" fragte Michele.

„Es wird nicht fortlaufen. Komm schnell."

Im Hof der Schenke stand der Karren des Tancredi, und das Pferd schnob noch vom Laufen; er selbst aber saß schon breit und fest dort innen, die Füße von sich gestreckt, in Stiefeln, die verhärteter Schlamm bedeckte. Er hatte das Messer in der Faust, vor sich den halben Liter samt einem großen Käse, und erzählte dem Wirt und zwei Bauern, wie er in der Hauptstadt die Krämer hineingelegt habe. Als er den Matteo in der Tür sah, lächelte er höhnisch und fuhr mit zwei wulstigen Fingern zu dem hinaufgebogenen Schnurrbart. Die roten Blätter seiner Gesichtshaut sahen durch den schmutzigen blonden Bart, worin Käsebrocken staken.

„Ihr kommt von Rom?" fragte Matteo sogleich und trat, die Brauen gefaltet und beide Hände in den Taschen, an den Tisch hin. Der Tancredi erwiderte:

„Nimm zuerst den Hut vor mir ab; ich bin ein Edelmann."

Er öffnete eins seiner von den Backen erdrückten Augen und klemmte das Monokel davor. Matteo riß sich den Hut vom Kopf und warf ihn zu Boden; er bückte sich, aber mit drohenden Brauen, und sagte:

„Exzellenz, ich werde es nicht wieder vergessen."

„Um so besser für dich. Dann will ich so gefällig sein, dir die Grüße zu bestellen, die deine Frau mir aufgetragen hat."

„Ihr habt sie gesehen?"

„Gesehen!“ — und der Tancredi faßte, den Mund zum Lachen weit offen, aber stumm, alle der Reihe nach ins Auge. Dann lockerte er unter seinem Bauch den Gurt und warf hin:

„Geschlafen habe ich mit ihr!“

Alle waren still. Man hörte ein Knirschen. Matteo bückte sich noch einmal und sagte:

„Exzellenz, Ihr tatet nach meinem Wunsch, denn als ich die Tonietta fortjagte, dachte ich sie eben zu Euch zu schicken.“

„Du bist gut; aber sie ist zu tief im Preise gesunken für einen Edelmann. Sie verlangte zehn Paoli, und ich habe ihr nur vier gegeben.“

„Aber Ihr, der Ihr sie schon früher kanntet: denn, nicht wahr, Ihr kanntet sie vor mir . . .?“

„Wer weiß?“

Der Tancredi bog sich rückwärts und goß sich das Glas in den Mund. Matteo streckte den Kopf vor, seine Augen gruben, unter ihrer tiefen Falte, in dem hingebreiteten Gesicht des andern, und die Lippen gingen ihm auseinander, als schmachtete er.

Der Tancredi schnalzte.

„Nimm einen Stuhl und sprechen wir von deiner Frau! Sie gefällt mir mehr als dir, und wenn ich das nächste Mal in die Hauptstadt fahre, denke ich ihr treu zu sein.“

Matteo setzte sich, nahm das Glas, das der Wirt ihm hinstellte, und leerte es in der Zeit, da der andere sprach, zweimal ohne Pause.

„Und daran siehst du,“ sagte jener, „wie sie mir gefällt,

denn ich habe genug an meinen Mägden und brauche die Weiber der Hauptstadt nicht."

Matteo hörte auf zu trinken.

„Ihr solltet die Tonietta als Magd aufnehmen, Exzellenz."

„Warum? Da sie mich in der Hauptstadt weniger kostet."

Matteo rührte nicht Blick noch Glieder.

„Ihr solltet die Tonietta als Magd aufnehmen, Exzellenz."

Der Tancredi schlug auf den Tisch.

„Lassen wir deine Frau bei ihrem lustigen Leben. Ich will dir, obwohl du nur ein Bauer bist, von andern Weibern erzählen, die ich kannte . . ."

Matteo ließ ihn reden und trank wieder. Plötzlich hörte er sich lachen und selbst mit Geschichten loslegen. Er berichtete von seinen Abenteuern bei den Soldaten, eignete sich die seiner Kameraden an, schmückte aus und erfand. Er bemerkte, daß die Gesichter der andern in einem Nebel verschwunden waren und ihm gegenüber nur noch der Tancredi saß, der ihm in die Hand schlug und ihn seinen liebsten Freund nannte. Matteo fühlte Tränen kommen, und sein Herz schlug begeistert. Er rühmte dem Tancredi die Schönheit der Tonietta und daß er ihr seine Ehre vorgezogen habe. Dann wollte er wissen, wie sie in der Hauptstadt ausgesehen habe, — und hatte sie noch ihr gelbes Tuch gehabt? Das war ein Geschenk von ihm. Wo wohnte sie?

„Via de' Merli," sagte der Tancredi, und er beschrieb genau den Weg dahin, rühmte ihre guten Manieren,

ihr Zimmer und die Makkaroni, die sie ihm zu kosten gegeben hatte.

„Via de' Merli," wiederholte Matteo immer dazwischen. . . „Früher war sie in Colbasso: eine Nacht nur. Wollt Ihr nicht das Haus ansehen?"

Da der Tancredi weitertrank:

„Kommt doch, Exzellenz!"

Schließlich fiel ihm ein, von einem Fäßchen alten Weines zu sprechen, das er noch von seiner Hochzeit her habe, und damit brachte er den andern auf die Beine. Sie taumelten hinaus. Der Tancredi faßte festen Fuß und zog sich, den Bauch schwenkend, die Hose höher. Während er auf den Karren kletterte, mußte Matteo nachschieben, und dafür zog er den Matteo hinauf. Sie fuhren, wie sie konnten, und lachten, wenn sie über dem Graben hingen.

Zu Hause wollte Matteo sogleich wieder von Tonietta anfangen, aber der Tancredi warf mit Stühlen nach der Wand und schrie, er wolle nichts hören, bis der Wein da sei. Matteo holte ihn, und dann stützte er sich, angesichts des Trinkenden, mit den Fäusten auf den Tisch, stand und betrachtete ihn, wieder mit Grübeln und Lechzen.

„Hat sie Euch geliebt?" fragte er.

„Wer? Deine Frau? Warum nicht: da ich ein Mann bin und ihr vier Paoli gab."

„Und früher? Vor mir?"

„Nie gesehen," antwortete der Tancredi.

„Wie? Nie gesehen?"

„Denkst du wirklich noch an solche elende Kleinigkeit?

Da dein Wein mir schmeckt, will ich dir eröffnen, daß ich deine Frau nicht anders gekannt habe als jedes Mädchen im Dorf ... Was glotzt du mich an? Man hat dich belogen: ist das so selten?"

Matteo flüsterte, denn er hatte keine Stimme mehr: „Warum habt Ihr mir nichts gesagt?"

„Du vergißt, daß du mit einem Edelmann sprichst. Was gehen mich die Liebesgeschichten eines Bauern an."

„Alles war also unnütz," wollte Matteo sagen; aber anstatt zu sprechen, knirschte er so furchtbar mit den Zähnen, daß der Tancredi sich halb vom Stuhl hob. Er fiel sogleich darauf zurück, und Matteo zog die Hand aus der Hosentasche.

„Laßt nur," sagte er. „Was hätte es geholfen, wenn Ihr sprachet. War sie doch schon dort unten — in Via de' Merli."

Er rang die Hände.

„O, die arme Tonietta! Wäre sie tot! Und auch ich hätte niemals leben dürfen."

Draußen, beim Zaun, fand er sich wieder, und gegenüber, unter der Madonna, kniete sie, und plötzlich war, statt der harten Sonne, Mondschein da. Durch das ÖlLaub kam der Strahl und zerstäubte auf ihr. Sie wandte sich um, und nun gingen sie einander entgegen. Matteo breitete die Arme aus: da strauchelte er und fiel mit dem Gesicht ins Gras.

Als er aufstand, war es dämmerig; er hatte einen schweren Kopf, im Leibe Angst und dachte nur immer: „Was ist geschehen. Barmherzigkeit, was ist geschehen."

Er trug den Pferden Futter hin und sagte:

„Du würdest es gewiß nicht zugelassen haben, o Herr Gott, daß ich mich in unserer Hochzeitsnacht in ihr irrte: würdest es nicht zugelassen haben, wenn sie unschuldig war. Der Tancredi wird aus Feigheit gelogen haben."

Plötzlich ließ er alles fallen.

„Das wolltest du! Sie war unschuldig, und in jener Nacht hätten wir beide sterben sollen, weil unser Glück zu groß war. Dazu lagen auf unserem Bett die Blumen."

Er ging hinein, als müßten sie noch da sein. Statt der Blumen lag auf dem Bett der Tancredi und schnarchte. Matteo fiel über ihn her und rüttelte.

„Auf! Euer Pferd ist fortgelaufen."

„Laß es laufen," grunzte der Tancredi und wälzte sich auf die andere Seite. Matteo keuchte. Er hielt sich die Ohren zu, weil er wilde Stimmen hörte. Die Augen voll Blut, sah er in den Armen des Tancredi Tonietta. Der Tancredi wälzte sich über sie. Matteo konnte nicht rasch genug in die Hosentasche fahren, — und endlich stieß er zu — welche Erlösung! — stieß zu, stieß zu . . .

Gretchen

I

Am Sonnabend mittag hatte Frau Heßling es immer noch nicht ihrem Manne beigebracht, daß Gretchen sich am Sonntag verloben sollte. Beim Essen war Diederich endlich guter Laune; von dem Aal, den er allein aß, warf er Gretchen ein Stück über den Tisch zu. Aber der Aal war groß und fett gewesen; im Mittagsschlaf ächzte Heßling, und nach dem Erwachen verlangte er massiert zu werden. Seine Gattin wisperte Gretchen zu:

„Nu könn' mer' n wieder dein' Hut und Gürtel nich abluxen. Aber Geld muß her." Und sie gab der Tochter einen nützlichen Wink.

Herr Heßling wartete schon in wollenem Hemd und Unterhosen zwischen den Sofakissen. Er überlieferte seinen blonden Bauch der Gattin zur Bearbeitung mit den Handrücken. Angstbeklemmt blinzelte er, indes sie hackte, den drei Figuren in zweidrittel Lebensgröße und in Bronze zu, die von der Erkerstufe mit erhabener Heiterkeit auf ihn und seine Not herabsahen: Kaiser, Kaiserin und Trompeter von Säkkingen. Und während Frau Heßling sich nach allen übrigen Seiten um ihren Mann verbreitete und ihn laut tröstete, kroch Gretchen

zur Tür herein, auf den Knien in ihrem weißen Kleid, umsichtig den langen Hals vorgestreckt und mit Furcht und Hohn in ihren bleichsüchtigen Augen: kroch geräuschlos zum Stuhl mit Papas Hose und griff hinein. Es hatte ein bißchen geklimpert; ihre Mutter sagte um so kräftiger:

„Nu hast'e gleiche hinter dir, und morgen wollten mer nach Goschelroda machen, daß du's weißt. Der Herr Assessor Klotzsche geht auch mit, und dich kost es nischt, Alter. Ich hab noch so viel vom Haushaltungsgeld, daß es langt."

Heßling brummte; aber die Massage hatte ihn erweicht.

Abends am Stammtisch stand er für Deutschlands Weltmacht so sehr in Flammen, daß er zahlte, ohne den Inhalt seines Geldsacks zu beachten; und was an Gretchen neu war, entging ihm Sonntag, wie immer. Er bekundete nur den festen Willen, nicht durch den Wald zu gehen.

„Da kommt man zwei Stunden zu kei'm Wirtshaus."

Assessor Klotzsche gab ihm recht, und man beschritt die Landstraße: Gretchen voran mit Klotzsche. Er sah beifällig den Himmel an; sein hinterer Scheitel rutschte dabei in den Kragen.

„T—hadelloser T—hach. Wenn auch mit Hitze verbunden."

„Papa hat seinen Rock ausgezogen," sagte Gretchen; und mit Senkblick:

„Wollen Sie es nicht auch?"

Aber Klotzsche lehnte ab. Er als Leutnant der Reserve kannte Schlimmeres; — und er fing vom Manöver an. Er sprach sachlich und lange; das erste Haus von Gäbbelchen sah schon aus den Bäumen; Gretchen seufzte. Frau Heßling hatte alles überwacht; plötzlich gab sie einen Schrei von sich. Ein Tier! Ein Tier war in ihrer Bluse.

„A gräßliches Krabbeltier. Nu is es schon hier . . . Ne, Männe, aus'm Halse kriegste's nich mehr raus, du drückst mir bloß die Luft ab . . . Nicht anstellen: das sagst du wohl. Wenn es doch aber beißt! Wir haben nun mal andere Nerven als wie ihr. Für so was hat ein Mann aber auch gar kein Verständnis, nicht, Herr Assessor?"

Klotzsche beeilte sich, das seine zu bekunden. Er wollte sogar einen Haken öffnen. Frau Heßling entzog sich ihm.

„Einer nützt nichts; es sitzt zu tief. Da hilft bloß: alles aufmachen. Gehen Sie nur ein Stückchen weiter mit Gretchen, Herr Assessor. Bei so was kann ich doch wohl bloß mein' Mann gebrauchen."

Und sie blinzelte Diederich mit unzüchtiger Schalkhaftigkeit an. Der Assessor war errötet; Gretchen hielt den Kopf gesenkt. Sie gingen.

Klotzsche machte unsicher eine Bemerkung über fatale Lebewesen. Sonst aber sei er sehr für die frische freie Natur, besonders für Segelsport . . . Gretchen seufzte schon wieder. Er brach ab und fragte, ob auch sie die Natur liebe. Ja? Und was sie denn vorziehe: die Berge? Die kleinen Lämmer?

„Grünen Salat," sagte Gretchen, halb im Traum.

Sie sah selber grünlich aus und fiel vor Bleichsucht fast in Ohnmacht: wie es ihr immer geschah, wenn sie sich sehr langweilte; beim Strümpfestopfen oder in der Kirche.

„Grünen Salat?"

Ja. Denn Gretchen hatte am Morgen von ihrem Wochengeld sofort ein halbes Pfund Pralinés gekauft und sie alle aufgegessen; und jetzt träumte sie von Salat mit Pfeffer und Senf.

Klotzsche war von ihrer Antwort überrascht, aber nicht unbefriedigt. Er sah sie an und rückte an seinem Kragen. Gretchen aber, mit tief herabgelassenen Wimpern:

„Was eim die ekelhaften Kiesel die Schuhe ruinieren! So 'ne Sohle is auch heutzutage wie aus Papier."

Sie klagte nicht über die Schmerzen, die ihr die Steine machten; nur über die Kosten! Da entschloß sich Klotzsche.

„Krätchen . . ."

„Sophus . . ."

Als das Brautpaar Hand in Hand vor ihn hintrat, wie erstaunte der Vater! Frau Heßling lächelte sieghaft; denn daß Männe einem Reserveleutnant Krach machen werde, war nicht zu fürchten: dafür ging Männe mit einem zu schlechten Gewissen durchs Leben, weil er nicht wenigstens Unteroffizier war.

II

Wie Klotzsche zur Verlobungsfeier kam, hörte Gretchen ihn vor seinen Freunden ächzen, wie elend ihm noch

sei; und dann flüsterten sie: vermutlich Unpassendes. Gretchens Herz klopfte. Bei Tisch spürte sie Anspielungen in jedem Wort. Klotzsche blieb schweigsam. Nur in ein Gespräch des Pastors Zillich griff er ein und erklärte, er glaube an die Auferstehung des Fleisches: mit rauher Katerstimme und so stolz, als hätte er sich gerühmt, er verdaue zwanzig Portionen Wurst mit Sauerkohl. Alle nickten ihm beifällig zu. Gretchen biß sich auf die Lippe und versteckte ihre Augen.

Dann war sie sehr verwundert, als alles so anständig blieb. Klotzsche saß jeden Tag, wenn es dämmerig ward, bei ihr im Zimmer mit dem Jugendstil und sagte von Zeit zu Zeit:

„Krätchen . . ."

Sie erwiderte jedesmal, in Lauten, die Gefühl in die Länge zog:

„Szaophis . . ."

Aber meistens dachte sie dabei an anderes. Er fragte sie, was sie in der Schule gelernt habe. Sie wagte sich mit ein paar Streichen hervor, die sie an Lehrerinnen verübt hatte; spürte aber in seinem betretenen Lachen, daß ihr Rütteln an den Autoritäten ihn für seine eigene beunruhigte, und hörte davon auf. Dann erzählte er, was sich am Morgen im Gericht begeben hatte. Und dann schwiegen sie, bis zum nächsten „Krätchen" und „Szaophis."

Einmal begann er von der Gnade zu sprechen. Gretchen sei wohl innerlich nicht sehr fromm, das könne er sich schon denken. In ihrem Alter sei er auch nur ein lauer Christ gewesen. Gott sei Dank habe er noch den Anschluß

erreicht, und zwar mit Hilfe des Herrn von Haffke, des pensionierten Generals. Man müsse heute wieder fromm sein; wenn man etwas auf sich halte, sei es auf die Dauer gar nicht zu vermeiden. Auch Gretchen werde noch die Gnade erleben: auf welche Art und Weise, könne er allerdings nicht wissen. Das sei auch gleich.

„Wenn wir erst vor Gottes Thron stehen, wird er sagen: Ja, mein Sohn, auf welchem Wege du zur Gnade gekommen bist, das is mir ganz wurscht."

Der Assessor ließ Gott besonders stramm und abgehackt reden. Klotzsches Augen wurden kriegerisch, und er schob den Schnurrbart höher. Draußen hustete Frau Heßling, bevor sie zum Essen rief. Gretchen seufzte für sich: „Das Gehuste kannste dir sparen."

Sie überlegte:

„Klotzsche ist dreiunddreißig, und Säcke hat er auch untern Augen. Er muß doch was erlebt haben."

Auch erinnerte sie sich, daß eine Frau jetzt ihres Mannes Freundin sein müsse. Klotzsche durfte das keinesfalls alles für sich behalten. „Warte nur, mei Luderchen," dachte Gretchen. Und dann fragte sie ihn, lieblich singend, ob er denn vor ihr noch keine geliebt habe. Klotzsche ward rot und verneinte.

„Das gloob ich dir nich!" sagte Gretchen bestimmt.

„Denn läßtes bleim."

Er runzelte die Stirn, aber Gretchen war nicht zu beirren.

„Heere, Sophus, nu machste mer giedigst nischt vor! Wenn ich deine Frau soll werden, denn muß ich wissen, was is und was nich is."

Aber es war nichts; Klotzsche wußte von nichts; alles war bei ihm gleich bar bezahlt worden, war erledigt, und es gab nichts darüber zu sagen. Gretchen verzog den Mund und rieb mit den Handflächen die Augen.

„Haste am Ende gar ä Kind?"

Er sah ihren Tränen zu, schnaufte, drehte die Daumen und dachte unbestimmt an die Möglichkeit, etwas zu erfinden, das sich beichten ließe. Aber er brachte sich nicht in Bewegung. Frau Heßling hustete schon; Gretchen murmelte:

„Na nu kriegste deine Wurst und dei' Bier."

Obwohl sie selbst neun belegte Brote verschlang, nahm sie Klotzsche seine Eßlust übel.

Nachher saßen alle im altdeutschen Zimmer bei der Gaslampe; ihr Licht glitzerte auf dem Kaiser, der Kaiserin und dem Trompeter von Säckingen. Die Mutter nähte, der Vater teilte aus der Zeitung die Hofnachrichten mit, der Bräutigam und die Braut taten nichts. Gretchen mußte, solange Klotzsche da war, keine Handarbeit machen. Aber nur der Gedanke, daß sies nicht mußte, war erhebend; sonst langweilte man sich eher noch mehr, als wenn man stopfte. Klotzsche saß da, verdaute und sah sie an; und Gretchen verglich unter keuschen Lidern, wieviel seinem Bauch noch fehle, damit er so dick werde wie Papas. Ob auch Papa vor der Ehe nichts erlebt hatte? Er sah nach nichts aus. Und Mama kannte es nicht besser, sie war nicht modern, erkannte Gretchen. Drum ließen sie und Papa, der selbst so war, sie so ruhig mit Klotzsche allein. Na, auf

Klotzsche konnten sie es ankommen lassen . . . Was hatte Mama eigentlich vom Leben gehabt? Bloß Papa: das war wenig. Mama hatte sich immer viel zu viel gefallen lassen; und nun saß sie da, beinahe alt, und flickte immer noch Papas Hemden. Wenn sie Papa doch wenigstens einmal betrogen hätte! . . Dabei maß Gretchen, voll dunkler Vorsätze, Klotzsches Bauch. Sie wunderte sich oft selbst, wie scharfsichtig und wie kühn sie jetzt war, und daß ihr die Erkenntnisse so kamen, als sei sie gar nicht Gretchen Heßling aus der Meisestraße und allen von Kind auf bekannt, sondern ein Wesen ganz für sich, von ganz wo anders. Übrigens entstand diese Empfindung und alles, was Gretchen sich dachte, immer nur wie ein schwimmender, ziemlich entfernter Stern in dem Zwielicht ihres blutleeren Gehirns. Unaufhörlich gähnte sie durch die Nase, fühlte sich kalt und überraschte sich manchmal, wie sie schon den drehenden Kreisen in der Luft zusah, die immer kamen, bevor es ihr schwarz vor den Augen ward und sie in Ohnmacht fiel. „Nee, das nu doch nich," dachte sie und raffte sich zusammen.

Dann gingen Papa und Klotzsche glücklich zum Bier; nun wollte sie mit Mama alles bereden. Ja was denn? Schließlich fand sie:

„Du, Mama, muß ich Klotzsche später auch die Strümpfe ausbessern, wenn er sie schon angehabt hat? Papa gibt mir seine immer; und wenn ich sage, ich mag sie nicht riechen, sagt er, ich bin gemütlos."

Bei Elsa Baumann fiel ihr mehr ein. Sie verhieß, wenn sie Klotzsche heiraten müsse, werde sie jeden Tag dreimal in Ohnmacht fallen, so öde sei er. Elsa belehrte sie darüber, daß er wohl mit gewissen anderen Damen auch anregend sein könne; bei Gretchen aber wolle er sich zur Ruhe setzen. Das sei immer so.

Im Halbkreis der Logen, in denen sie auf den Veilchenfresser warteten, neigten lauter rosa, weiße, himmelblaue Blusen sich zueinander. Gymnasiasten spähten sehnsüchtig nach ihnen durch Operngläser; aber sie waren bei Wichtigerem.

„Wenn sie sich ausgelebt haben," wußte Elsa, „dann kommen sie zu uns. Für uns bleiben egal die Reste. Wie sollen wir daran genug haben. Ich kann mir ganz gut denken, warum Frau Assessor Bautz verrückt geworden ist. Frau Doktor Harnisch sagt selbst, daß sie es auch noch wird. Denke bloß, in sechs Monaten ist Harnisch einmal zu ihr gekommen! Ist das nicht grauenhaft? Ihre Eltern haben ihr geraten, sie soll sich heimlich einen Geliebten nehmen."

„Grauenhaft!" bestätigte Gretchen. Sie war völlig aufgewacht. Die beiden Mädchen sahen sich mit haßerfüllten Gesichtern an. Aber sie merkten, daß Rechtsanwalt Buck sie beobachtete, und bekamen, ohne sich darum zu bemühen, ihren blütenhaften Ausdruck wieder, den Ausdruck süßen Dahinblühens. Dann ging der Veilchenfresser an.

Nach dem Aktschluß ließ Gretchen sich kaum Zeit, die erst halb zergangenen Pralinés hinunterzuschlucken.

„Dann wollen wir auch unsere Rechte! Dann wollen wir vor der Ehe auch alles dürfen. Nachher, meinetwegen, dann kann das Mopsen losgehen."

„Lieber gleich gar nicht heiraten," sagte Elsa. Aber hier trennten sich die Anschauungen. Gretchen bemerkte für sich: „Nee, meine Gudeste, das sagste bloß, weil du noch kein' hast." Und laut:

„Sieh mal her, was mir Klotzsche für 'n erstklassigen Ring geschenkt hat. Ein Rubin und sieben Perlen. Rot ist die Liebe, hat er sogar gesagt."

Elsa prüfte ihn flüchtig.

„Ja, wenn wir für sowas unser Lebensglück wollen verkaufen —"

„Rede doch nicht," meinte Gretchen, „du tust es auch noch."

„Ich: ich gehe nach Berlin und fange ein Verhältnis an."

Trotz Gretchens Lachen blieb sie dabei. Hatte sie nicht das Zeichnen für Modenblätter, das sie in der weiblichen Fortbildungsschule erlernt hatte, wieder aufgegeben, nur weil es gegen ihre Überzeugungen ging? Denn sie war für Reform. Gegen ihre Überzeugungen würde sie niemals handeln.

. . . „Nu äben," sagte Gretchen endlich. Weil gezischt ward, hatte sie diese Antwort während des ganzen zweiten Aktes zurückhalten müssen.

„Aber wie wir vorige Sessong an der Theatertür auf Herrn Stolzeneck gelauert haben und ich schmiß ihm ein Bukett nach: wo warste da? Da hattste nischt wie Angst."

„Wir waren noch Gören. Seitdem bin ich in Berlin gewesen, und du bist verlobt."

Sie seufzten; und sie riefen die Zeit zurück, als sie gemeinsam Herrn Leon Stolzeneck liebten, ihm auflauerten, ihm nachschlichen, ihm anonyme Briefe schrieben, worin sie sich über seinen Kritiker entrüsteten. Auch seine Namensunterschrift hatte Gretchen, auf seiner Photographie, die sie kaufte, ihm schickte und postlagernd unter „Sphinx" zurückerbat. Voriges Jahr erst war das gewesen? „Ach Gott, es war doch schön!" Die Photographie hatte sie vor ihrer Verlobung versteckt, sobald ihr etwas ahnte.

„Ich muß sie mal wieder raussuchen. Wenn ich sie nu Klotzsche zeige, was er wohl für 'n Gesicht macht."

Sie pruschte aus; eine alte Dame sah sich um, und Gretchen wisperte sittsam:

„Soll ich ihm erzählen, ich hätte mit Herrn Stolzeneck ein Verhältnis gehabt? . . . Er ist reizend. O mein Leon!" — halb entrückt und mit verschossenen Augen. „Sieht er heute nicht wieder entzückend aus? Der Veilchenfresser ist doch das Ideal. Und so feine Manieren hat er. Denke dir jetzt mal Klotzsche! Nee, wir müßten von Rechts wegen auch alles dürfen."

„Wir dürfen auch," behauptete Elsa. „Wenn du dem Manne, den du liebst, dich hingegeben hast, dann mußt du nachher einfach vor deinen Verlobten hintreten und zu ihm sprechen: So bin ich nun mal, da ist nischt zu machen, ich habe mich ausgelebt und bin mir treu geblieben. Nun müssen Sie tun, mein Herr, was Sie nicht lassen können."

Gretchens Herz klopfte vor dieser wilden Aussicht.

„Glaubste denn wirklich?" fragte sie, und sie lachte, wie über ein Märchen, worin alles gar zu glatt ging. Aber schließlich, mit Klotzsche? Schlimm war er nicht.

Sie traten auf den Gang hinaus. Lauter Jugend segelte reihenweise darin umher, kicherte, tat höhnisch und schämte sich voreinander. Gretchen blieb versonnen.

„Neulich hab ich Mama zu Papa sagen hören, daß Frau Staatsanwalt Fritzsche ein Verhältnis mit Herrn Stolzeneck hat. Glaubst du es?"

„Warum nicht, wenn er doch mit Frau Wendegast was gehabt hat."

„Ich glaube eher, daß Mama es bloß gesagt hat, weil die Fritzsche einen neuen Hut gekriegt hat und Mama nicht."

Beim Büffet mußten sie sich durchschlängeln und flüstern. Sie tranken Himbeerlimonade und aßen Baisers.

„Und beim Theater," sagte Elsa, „soll es keine geben, die er nicht schon — du verstehst."

„Die gemeenen Luder," zischte Gretchen, erbittert von Eifersucht. Sollten denn alle durch Herrn Stolzeneck glücklich werden, und nur sie nicht? Sie tat entschiedenere Schritte. Da bog Klotzsche in den Gang, — und blütenhaft träumte Gretchen ihm entgegen.

IV

Am Morgen mußte Gretchen von Frau Heßling aus dem Bett geholt werden. Noch im Hemd lief sie an den Briefkasten.

„Was hafte denn? Was soll denn drinne sein?"

Gretchen wußte es selbst nicht. Sie rekelte sich lange beim Kaffee und dem verstohlenen Roman. Vom Lampenputzen weg flatterte sie mit Petroleumhänden in die Küche und wollte wissen, was es zu essen gäbe. Bloß deutsches Beafsteak und Blumenkohl? Gretchen hatte etwas ganz Merkwürdiges erwartet.

Wie sie endlich ausgehen durfte, fühlte sie plötzlich ihr Herz im Hals schlagen; sie mußte Luft schöpfen, bevor sie sich durch die Haustür wagte. Was konnte heute alles passieren.

In den Läden vergaß sie die Hälfte, machte alle Wege doppelt, — und da war die Uhr eins, und Gretchen fand sich wahrhaftig beim Theater, wo soeben die Probe aus war. Herr Stolzeneck kam die Treppe herunter; er hatte schon seinen Pelzkragen um; und er lachte laut mit der Roché und der Poppy. Die Roché klopfte ihn auf den Arm. Gretchen aber ging grade auf ihn zu, lächelte und nickte ein wenig. Wie sie vorüber war, fühlte sie ihr Gesicht noch immer schmerzhaft verrenkt von dem Lächeln und war nicht erstaunt, daß die beiden Damen lachten. Sie lachten bis sie keuchten. Gretchen dachte, auch das sei nun gleich, und schlich weiter. Da hörte sie hinter sich seinen Schritt. Ihre wurden auf einmal doppelt so lang. Sie flüchtete in die Anlagen, erstürmte den Stadtwall, hatte den Mund offen und entsetzte Leere in den Augen. Herr Wilmar Bautz, Cooksbautz, spazierte daher; und anstatt seinen schwunghaften Gruß zu erwidern, starrte sie ihm hilfeflehend ins Gesicht.

Der Schritt des Schauspielers hörte sich näher an, noch näher. Da zuckte sie mit beiden Schultern, denn er hatte gerufen: halblaut hatte er „Fräulein" gerufen. Es war grade wie früher, wenn Gretchen aus haltloser Albernheit und aus Sensationsbedürfnis einem Lehrer eine lange Nase gedreht hatte, und plötzlich sah sie sich vor der schaurigen Tatsache, daß ers ernst nahm und daß die Folgen kamen.

Wohin nun? Nur der kleine abschüssige Pfad konnte Gretchen noch retten, und an seinem Ende, über dem Stadtgraben mit den Schwänen, das Bedürfnishäuschen. Ließ sichs ungesehen um die Ecke wischen? . . Nein: auch auf den Pfad ohne Ausweg folgte er ihr. Sie war verloren. Nichts mehr als das Häuschen und die Schwäne dort unten, die es kühl und gut hatten. Zu den Schwänen oder in das Häuschen. Gretchen tat den letzten Schritt zum Häuschen. Aber Herr Stolzeneck sagte:

„Mein Fräulein, das ist doch nicht für Damen."

Gretchen fuhr herum, machte „Huch", und vor Verzweiflung lachte sie. Solche grausame Überlegenheit hatte sie noch auf keinem Gesicht gesehen. Seine Lippen arbeiteten, nun er doch gar nicht mehr sprach, mit einer Gelenkigkeit über seinen ruhigen weißen Zähnen, daß ihr schwindlig ward. Er hob ein wenig den Zylinder und kehrte einfach mit ihr um.

„Wahrscheinlich," — und er wartete verheißungsvoll, beugte sich seitwärts über sie und machte so viele Gesten, daß sie die Augen schließen mußte — „wahrscheinlich fühlten Fräulein sich dorthin gezogen, weil Ihr Herr

Vater es angelegt hat? Hab ich recht, Fräulein Heßling?"

Gretchen öffnete die Augen. Daß er sie kannte, machte die Lage etwas gesetzlicher, eine Spur weniger fragwürdig.

„Ja," sagte sie, nicht ohne Stolz, „Papa hat sie alle angelegt. Er hat es im Magistrat durchgesetzt, wissen Sie, und dann hat er auch gleich selbst den Auftrag gekriegt. Papa versteht es," — und Gretchen nickte wichtig.

„Und obendrein hat er solch eine reizende Tochter, das ist fast zu viel für einen Menschen."

„Das sagen Sie wohl sicher nur so," meinte Gretchen, nahezu übermütig. Sie ward auf einmal fortbewegt wie von Flügeln. Was noch kommen wollte: nichts konnte sie mehr verblüffen.

„Mein heiliger Ernst, da können Sie ruhig Gift drauf nehmen," sagte Herr Stolzeneck; und Gretchen, den Kopf auf der Schulter, mit Augenaufschlag:

„Wers glaubt."

„Sie sind mir doch schon längst aufgefallen. Sie sind doch das kleine Fräulein, das mir neulich in der Gäbbelchenstraße aus dem Fenster zunickte und das Wischtuch fallen ließ."

Gretchen biß sich auf die Lippen.

„Ach nein, ich wohne in der Meisestraße."

Aber er sagte unbefangen und bestrickend:

„Nun Gäbbelchen- oder Meisestraße, auf jeden Fall meine ich Sie, da können Zweifel überhaupt nicht Platz greifen."

Und Gretchen lachte ihn, eine Träne in den Wimpern, dankbewegt an. Er wich bald aus. Sein Blick war jede Sekunde wo anders, seine Hand nun am Rand des Zylinders, nun gespreizt in der Luft; und er wendete sich in der engen Taille seines Überziehers umher, der sehr lange Schöße hatte, und er lachte und machte dennoch einen bittern Mund. Sein Gesicht hatte Gretchen sich nicht ganz so schmal gedacht, die Nase weniger eingedrückt. Aber die Locke, die der Zylinder zerquetschte, kannte sie. Der Mund blieb unheimlich, er turnte zwischen den engen Längsfalten des Gesichtes wie ein Seiltänzer. Aber was für Augen hatte Herr Stolzeneck! Ihre schwarzen Ränder und schwarzen Brauen traten ohne Übergang, wie mit einem Ruck, aus der bleichen, etwas fettigen Haut. Das war so schön, daß es weh tat. Wenn er auf Gretchen herniedersah und über seine nachtblauen Augen die schwarzen Wimpern senkte, sah es aus wie Trauerweiden über einer Wiese. „Kleene Zwerche," dachte Gretchen, „hubben drunter 'rum." Eine schmerzliche Landschaft waren Herrn Stolzenecks Augen. Gewiß hatte er vieles Schwere erlitten. Der dunkle Drang, ihn zu trösten, erschütterte Gretchen. Da seufzte er, noch bevor sie selbst seufzte.

„Ach ja, Sie haben sich Ihre Eltern vorsichtig ausgesucht, Fräulein. Sie kennen natürlich nichts als bloß die besseren Familien. Wenn so 'ne Leute wie wir die Nase in 'ne Stadt stecken, dann rufen die Frauen über die Straße: Nachbarin, häng die Wäsche weg, die Komödianten kommen."

„Das ist zu dumm," behauptete Gretchen mit Nachdruck.

„Ja, das sagen Sie. Aber bitten Sie Ihre Frau Mama mal, sie soll mich einladen. An dem Tage müssen Sie wahrscheinlich doppelt so viele Strümpfe stopfen."

Gretchen beugte die Stirn, denn es war so.

„Ich verkehre hier bloß bei der Frau Wendegast."

„Ach ja," machte Gretchen schnell. „Das ist so eine . . ."

„Sehen Sie! Weil sie mit uns Schauspielern verkehrt."

Gretchen stammelte und verschluckte sich. Frau Wendegast war also gar keine, vor der man in die nächste Straße einbiegen mußte? Gretchen, neben der ein Schauspieler über den Wall ging, rückte unvermutet in Gesichtsweite eines Daseins, das sie so lange mit allen andern für höchst gewagt und ganz unzugänglich gehalten hatte.

Welch neues Leben! . . Herr Stolzeneck sagte:

„Die Anschauungen sind gottlob nicht überall so rückständig. In Wien zum Beispiel hatte man einen tadellosen Verkehrskreis."

„Waren Sie dort auch schon beim Theater?"

„Versteht sich: an der Burg. Ich hätte es natürlich nicht nötig, mich hier bei den Schmieren herumzutreiben; bloß daß man als Künstler den Wandertrieb mal in sich hat."

„Es ist wohl reizend, wenn man Künstler ist?"

„Glänzende Sache, Fräulein. Aber Sie wollen wohl nicht weiter mit mir gehen? Ja, jetzt kommen die Straßen, und da könnte ein Bekannter Sie mit dem Komödianten sehen."

Gretchens Gesicht flammte. Sie verdrehte die Augen, wollte sich wehren gegen den schrecklichen Verdacht. Aber es war die Wahrheit, und sie konnte sie nicht ändern.

„Lassen Sie nur," sagte er inzwischen. „Ich bin nicht empfindlich. Jetzt gehen Sie getrost zu Ihrem Mittagessen, und ich will sehen, wer mir 'n Teller Suppe pumpt."

„Ach! Haben Sie denn kein Geld?"

„O! Im Gegenteil!" — und er lachte. „Es steckt nur grade in Geschäften. Glänzende Sache, Fräulein. Übrigens, könnten Sie Ihren Herrn Papa nicht mal fragen, ob er keinen Korrespondenten gebraucht? Ich stenographiere prachtvoll."

„Aber Sie sind doch Künstler!"

„Nun ja. Erschrecken Sie nicht so furchtbar! Ich habe heute abend im „Fallissement" zu spielen: man ist dann den ganzen Tag in der Rolle, wissen Sie. Im übrigen würde schon meine Herkunft mir verbieten . . . Denn natürlich bin ich von diskreter Geburt."

Sie sah ehrfürchtig aus. Er sagte herablassend:

„Wir sehen uns schon wieder. Schreiben Sie mir gelegentlich, Fräulein. Sie wissen vielleicht, wo ich wohne?"

Wie oft hatte Gretchen nach seinem Fenster hinaufgelugt! Einmal hatte sie — aber ohne Elsa Baumann würde sie es nie gewagt haben — die Treppen erstiegen und an seiner Tür vor seiner Visitenkarte eine Andacht verrichtet. Gretchens Kniee wurden ganz schwach; noch weiß bei der Erinnerung, hob sie die Augen zu ihm.

Aber sogleich wich er aus, rückte am Zylinder, hoffte Gretchen bald wieder zu begegnen — und war, ehe sie innerlich so weit war, elegant und leicht von dannen.

V

„Warum ich so spät zum Essen komm? Ja, Muttchen, die Anprobe hat bis halb eins gewährt, und dann bin ich der Frau Doktor Harnisch begegnet. Du weißt ja, was die für 'ne alte Klatsche ist."

Frau Heßling vergaß ihren Zorn.

„Was hat sie denn gesagt?"

Gretchen brauchte gar nicht nachzudenken, bevor sie log. Sie war völlig aufgewacht. Das Leben war auf einmal schrecklich interessant; sie hatte ein Geheimnis, ein Gebiet, das nur ihr gehörte und wohin niemand sich getraute: — als ob sie auf der Seite des Stadtgrabens Schlittschuh liefe, wo immer das große Loch war. Die Damen Roché und Poppy konnten bei Frau Wendegast von ihr erzählen. Mathilde Behnsch konnte aus dem Fenster gesehen haben: dann wußten alle, daß Gretchen mit Herrn Stolzeneck etwas hatte. Natürlich glaubten sie dann, es sei ein Verhältnis; „ich würde es auch glauben," gestand sich Gretchen; und ihr war fast schon zumut, als sei es eins. Das Herz klopfte bei jeder Erinnerung an ihn. Alles, was er zu ihr gesagt hatte, kehrte abwechselnd wieder.

„Was wirst 'n egal rot?" fragte Frau Heßling. „Papa meint es doch gar nicht so."

Gretchen hatte nicht einmal gehört, was Papa sagte, und errötete noch tiefer. Aber dann machte sie Ma-

thilde Behnsch mit großer Gewandtheit schlecht: für den Fall, daß Mathilde sie verklatschen wollte. Mittendrin hörte sie Herrn Stolzeneck sagen: „Mein Fräulein, das ist doch nicht für Damen." Zu ihr hatte er das gesagt, mit eben solch flotter Stimme und perfekter Anmut wie der Veilchenfresser; zu ihr allein. Es war, als hätte Gretchen selbst mitgespielt. „Ob ich nicht Talent hätte? Warum nicht. Weeß mersch denn?" Sie hörte sich im Geiste grade so fein sprechen und sah an sich dasselbe gewandte Benehmen. Was sollte sie jetzt noch mit Klotzsche! Klotzsche, der über seinem Bierbauch Daumen drehte, der immer die halben Worte verschluckte und nicht ins Zimmer konnte, ohne an den Türpfosten zu rempeln.

„Du, Mama, mit Klotzsche tanz ich aber nich auf meiner Hochzeit, er schubst ein' immer mit sei'm Bauche."

„Sei nicht so gemütlos!" verlangte Herr Heßling aufgebracht, und Gretchen mußte sich ducken.

Klotzsche aber konnte ihr nicht mehr imponieren.

Sobald sie allein im Zimmer mit dem Jugendstil saßen, fing Gretchen an.

„Du, Sophus, daß dus weißt, mich wirste nich um den Finger wickeln, ich bin ä modernes Weib."

Da er hierauf nicht gefaßt schien:

„Ich will alles kennen lernen. Glaube giedigst bloß nich, ich will hier immer in der Klappe hocken. Unsere Hochzeitsreise machen wir ganz gemiedlich mal nach Berlin. Nu sag ämal, ob du mich auch egal in alle Lokale mitnimmst. Schitze bloß keine Müdigkeit vor und sperr dei' Mund auf!"

Klotzsche verwirrte sich unter Gretchens unnachsichtigem Blick. Aber er mußte mit seinen Berliner Kenntnissen heraus. Er tat es faul und vorsichtig. Gretchen ertappte ihn:

„Die Hauptsache haste weggelassen. Na? Na? Die Amorsäle doch! Schwörste, daß de mir die zeigen wirst?"

Klotzsche zögerte, er setzte zu Einwänden an. Gretchen schnitt sie ab.

„Du bist wohl ä Philister?"

Und Klotzsche versprach, Hals über Kopf, die Amorsäle. Ihr eigener Mut berauschte Gretchen.

„Ä Philister, pfui Spinne, den nähm ich nicht. Überhaupt sollten wir Frauen alles dürfen, was ihr dürft. Ihr amüsiert euch egalweg, und kommt ihr zu uns, is nischt mehr da. Davon is dem Herrn Assessor Bautz sei Frau verriggt geworden. Seid ihr boo, da müssen wir uns ähm ä Geliebten nähm, und womöglich gleiche. Dir, mei Gudester, müßte das überhaupt ganz Sauce sein."

„Nee, Krätchen, nee —"

Klotzsche erlangte Haltung.

„Das wär mir nu aber ganz und gar nicht Sauce. Da mußte dir en andern zum Manne nähm, nicht en Reserveleutnant."

Gretchen krümmte die Lippe; aber hier, wo Klotzsches Selbstbewußtsein durch das einer Gesamtheit gestützt ward, fand sie ihn unerschütterlich.

Am nächsten Vormittag sagte sie zu Elsa Baumann, die Besuch machte, um zur Hochzeit geladen zu werden:

„Du, Elsa, ob'ch Klotzsche heirat, muß ich mir noch

sehre überlegen. Er is doch ä bißchen weit zurückgeblieben: er will nich, daß 'ch mich ausleb."

Elsa fand Gretchens Bedenken vollberechtigt und riet ihr von Klotzsche ab.

„Ich für mein Teil geh nach Berlin und fang ein Verhältnis an," wiederholte sie.

Gretchen verschränkte und löste die Finger, löste und verschränkte sie. Endlich, berstend vor Mitteilungsdrang:

„Soll 'ch dir was erzählen?"

Und sie sagte alles. Elsa wollte es zuerst nicht glauben; und dann begann sie zu schreien:

„O jemersch!"

„Was is denn, was lachste denn?" fragte Gretchen betroffen.

„Nichts!" und Elsa unterdrückte ihre Schadenfreude. „Ich denke bloß an Klotzsche. Dem gönne ichs."

„Es wird ja doch nischt draus;" — mit tiefem Seufzen.

„Wieso nicht? Mach dich fort mit dei'm Leon! . . Ja, da kuckste. Wenn ihr aber erst durchgegangen seid, müssen sie euch wohl heiraten lassen, und Klotzsche hats Nachsehen und alles brüllt."

Gretchen lächelte geblendet; sie sagte nichts mehr, sie wagte kaum zu denken. Die Nacht hindurch kämpfte sie. In ihrem stürmischen Halbschlaf schimpfte Papa in Ausdrücken, die Gretchen nie gehört hatte, rang Mama die Hände wie eine Schauspielerin, und stieg Klotzsche, in Uniform und hinter sich die ganze Stadt, drohend vor Gretchen auf. Aber da glänzte langsam Herrn Stolzenecks Gesicht hervor, — und seine Hand, die den

Zylinder lüftete, wischte alle andern Visionen weg. Gretchen stand auf und schrieb ihm. Sie fühle das unabweisbare Bedürfnis, ihn schon heute wiederzusehen. Er werde verstehen. „Wo?" überlegte sie. Es mußte draußen und abseits sein. Nein, etwas Passenderes gab es nicht. Und dann die schöne Erinnerung, die daran hing. Die Stimme ertönte wieder, mit der er gesagt hatte: „Mein Fräulein, das ist doch nicht für Damen." Und sie schrieb:

„Wieder bei dem Häuschen."

Sie sagte, sie brauche Benzin, bezahlte mit dem Geld einen Dienstmann und kehrte zurück: die Flasche sei ihr zerbrochen. Schon um halb war sie am Ort des Stelldicheins. Aber auch um eins kam er noch nicht. Als sie ihn um halb zwei nicht sah, weinte Gretchen. Vielleicht liebte er sie schon nicht mehr? Um zwei beschloß sie, trotzdem mit ihm zu entfliehen. „Er wird es gewiß tun, denn Papa hat Geld, und die Liebe kommt in der Ehe, sagt Mama." Um halb drei war sie dafür in völliger Zerrüttung. Als sie aber um drei ihre Handschuhe ausgezogen hatte und sie glatt strich, um sie zu schonen: da stand er vor ihr und lächelte.

„Ich glaubte weiß Gott nicht, daß Sie noch da wären. Pardon, Pardon. Die Probe hat nämlich heute bis drei gewährt. Unliebsame Sache."

Gretchens Inneres schmolz auf einmal vor Glück, ihre Miene ward gerührt. Nur die Probe! Alles war gut. Sein Blick aber wich aus, ging zerstreut umher, und Herr Stolzeneck räusperte sich oft. Er erklärte wenig Zeit zu haben. Plötzlich wollte er mit Gretchen im

Restaurant essen, besann sich sogleich darauf, daß es nicht gehe, und lachte übermäßig klangvoll.

„Es ist zwar 'ne komische Frage, aber, Fräulein, können Sie mir zufällig zwanzig Mark leihen? . . Gott! wie Sie sich erschrocken haben. Allerdings soll man 'ne Dame, die man verehrt, nicht anpumpen. Ärgerliche Sache . . . Na, wir können wohl umkehren: heeme laatschen, würde man hier sagen, nicht?"

Er griff heute noch häufiger nach seinem Zylinder, drehte sich rascher in der engen Taille seines Überziehers, und sein Mund turnte, auch wenn er schwieg, unablässig in seinem bleichen Antlitz mit den dicken Trauerrändern der Augen.

„Haben Sie eine hübsche Hand, Fräulein!" — und er blieb stehen und nahm ihre Hand an sich, als gehörte sie ihm.

„Ein feiner Ring!"

Er zog ihn ab und schob ihn sich auf den Finger.

„Finden Sie, daß er mir steht?"

Dabei lachte er; und Gretchen wurde tiefrot. Gewiß erriet er, daß sie den Ring von Klotzsche hatte, und machte sich lustig.

„Soll ich heute abend damit auftreten? Sie müssen mich sehen in dem Stück, Fräulein, es ist furchtbar unanständig. Also abgemacht, ich trete mit dem Ring auf. Adieu. Weiter dürfen Sie nicht mitkommen, sonst werden wir abgefaßt. Adieu."

VI

Gretchen hatte manches einzuwenden gehabt. Überrascht sah sie ihm nach; dann betrachtete sie die Stelle an ihrem Finger, wo der Ring gesessen hatte; und dann seufzte sie beklommen. Da ging er hin und spielte in dem unanständigen Stück. Er hatte gut lachen. So waren die Männer. Daran dachte er nicht, wie Gretchen es zu Hause erklären sollte, daß sie drei Stunden zu spät zum Essen kam und keinen Ring mehr hatte. Mit bedrückter Miene zeigte sie sich und berichtete, sie sei bei Klärchen Harnisch geblieben. Klärchen sei sehr krank, auch den Abend müsse Gretchen an ihrem Bett verbringen. Sie weinte sogar; Mama mochte nur trösten. Herr Stolzeneck war nicht nett gewesen, Gretchen hatte vom Durchgehen kein Wort sagen können. Er war zerstreut und eilig gewesen. „Hat er sich bei mir gelangweilt?" Ihr war sehr bange. „Ich weiß wohl, ich bin ein dummes Ding, und er ist ein berühmter Mann." Mit leidender Stimme verlangte sie Geld, um für Klärchen Tokaier zu kaufen, und dann ging sie ins Theater. Die Unanständigkeiten hörte sie gar nicht und merkte nicht, daß sie das einzige junge Mädchen war und besprochen ward. Sie saß ganz vorn, und unverwandt starrte sie auf Herrn Stolzeneck. Er mußte sie sehen; aber er wollte nicht. Und an seinen Fingern staken mehrere, möchtig funkelnde Brillantringe, aber keiner mit einem Rubin und sieben Perlen.

Betäubt, verlassen und arm ging Gretchen zu Bett. Sie war zu matt zum Weinen. Er machte sich über sie lustig. Morgen kam nun einfach der Ring zurück, und

vielleicht lag ein Zettel dabei, worauf in genialen Schriftzügen hingeworfen stand: „Fräulein, wie haben Sie sich gestern im Theater unterhalten?“ Und dann wars aus. Den ganzen Morgen schlich Gretchen zwischen ihrem Zimmer und dem Briefkasten hin und her. Also geschah nichts? Herr Stolzeneck war noch grausamer, als Gretchen ihn sich vorgestellt hätte. Er konnte sich doch denken, welche Not sie damit hatte, bei jedem Handgriff den Finger wegzubiegen. Der tat schon ganz weh. Im Zorn verfaßte sie einen Brief. Schon am Abend fragte sie auf der Post nach Antwort; aber noch tags darauf war keine da. „Nu versteht sich. Muß ich ihn auch beleidigen, ich dummes Luder ich. Ein großer Künstler wie er, soll egal an mein' Ring denken. So was verbummelt er ähm.“ Und sie schrieb noch einmal, sehr demütig. Da flog ihr wirklich aus dem Schalter ein Brief zu: vor Erregung griff Gretchen daneben. Die Schriftreihen zogen sich zusammen wie Harmonikafalten; sie mußte warten, bis sie wieder am rechten Fleck standen. Nun las sie:

„Geehrtes Fräulein!

Bezüglich bewußten Ringes handelt es sich keineswegs, wie Sie anzunehmen belieben, um Irrtum oder Vergeßlichkeit meinerseits, sondern haben Sie mir denselben vielmehr ausdrücklich geschenkt. Sie sagten noch: Er steht Ihnen besser als mir, tragen Sie ihn zum ewigen Angedenken.

Ich warne Sie daher, mich wegen des Ringes fernerhin in irgendeiner Weise zu belästigen, sonst müßten Sie allerdings gewärtigen, daß ich mein schonendes

Verhalten aufgebe und Ihre unerlaubten Beziehungen zu mir publik mache.

Unsere Zusammenkünfte wären leicht zu beweisen, und außerdem sind Sie nicht die erste.

Mit vollkommenster Hochachtung

Leon Stolzeneck."

Ja ja: die Buchstaben standen alle schön und schwungvoll da und bedeuteten wirklich dies. Nur Gretchen hatte das Herz nicht mehr am Fleck und zitterte an allen Gliedern. Der Boden war gewichen, und schaurige Abgründe verlangten von Gretchen, daß sie hineinblickte. Die Hand vor den Augen, verließ sie die Post; und draußen schlich sie an den Mauern hin, als sei sie selbst der Dieb. Er war ein Dieb! Herr Stolzeneck war ein Dieb! Das wußte keiner außer Gretchen, und gewiß wäre auch keiner darauf verfallen: ebensowenig wie auf den Gedanken, daß Herr Stolzeneck ein Gespenst sei. Zwischen Lebenden und Toten war kein tieferer Graben als zwischen ehrlichen Leuten und Dieben. Gretchen hatte bis heute von Dieben nicht den Begriff gehabt wie von Menschen, die deutsch sprächen und Bemmchen äßen. Dort oben in der alten Stadtvogtei saßen sie, eine Schildwache ging davor auf und ab, und sie gehörten gar nicht dazu. Gretchen schielte, entsetzt durch ihre neuen Einblicke, hinauf. Derselbe Herr Stolzeneck, mit dem sie über den Wall spazieren gegangen war, der war also eigentlich dort oben zu Hause. Oder vielmehr, man konnte ein Dieb sein und doch nicht dort oben sitzen, sondern über den Wall spazieren gehen. Alles verwirrte sich und machte Kopfsprünge. Die

sittliche Welt erlitt ein Erdbeben. Angstvoll rang Gretchen, sich aufrecht zu halten. Dieser Dieb war vielleicht nur aus der Stadtvogtei ausgebrochen und hatte Theater gespielt, um Gretchen ihres Ringes berauben zu können? Das war der Zweck des Ganzen gewesen? . . Nein, so ging es wohl nicht. Verstört setzte Gretchen sich zu Tisch; wie konnten Papa und Mama nur so gemütlich sein. Wußten sie nicht, daß dergleichen vorkam? Sie versteckte ihren Finger nicht mehr, sie fand es, in der Auflösung aller Dinge, nicht der Mühe wert. So, nun hatte Mama es gesehen!

„Wo hast du dein' Rink?"

„Ach!" machte Gretchen unerschrocken. „Ich hab mir die Hände gewaschen, er liegt auf dem Waschtisch."

„Hol ihn gleiche, daß er nicht wegkommt. Man soll kein' Menschen in Versuchung führen."

Gretchen stand auf, aber Papa rief:

„Nicht vom Tisch weglaufen!"

„Dann nicht," dachte Gretchen.

Nach dem Essen ging sie in ihr Zimmer, warf die Tür zu und machte Fäuste. Sie war in Empörung. Das Schicksal war gemein, und die Menschen waren gemein. Klotzsche ein duckmäusiges Trampeltier, und Herr Stolzeneck ein Dieb: das hatte das Schicksal sich für Gretchen ausgedacht. Herr Stolzeneck hätte schließlich ebensogut ehrlich bleiben können, da Gretchen doch für ihn schwärmte! Und er drohte, sie für seine Geliebte auszugeben. „Du Lumich! Aber das woll'n mer dir schon austreim." Ein Skandal kam freilich immer heraus. O! Herr Stolzeneck war schlau, schrecklich schlau; —

und heiß wallte es zu Gretchens Herzen. Er blieb doch der einzige Mann, den sie geliebt hatte! So schön, so fein und so gewandt! Wars denn wirklich so schlimm, daß er gestohlen hatte? Am Ende konnte das vorkommen. Gretchen selbst hatte sich für Spiritus und Tokaier Geld geben lassen und es sozusagen unterschlagen. Ja, sie hatte welches aus Papas Hose stibitzt ... Aber das hatte Mama so gewollt. Und überhaupt war das ganz etwas anderes; das blieb in der Familie, und niemand sah es. Herr Stolzeneck aber strich dort draußen umher und stahl. Gretchen schrak zusammen: sie hatte gemeint, eine schwarze Vagabundengestalt recke sich vor dem Fenster auf und spähe in ihr geheiztes Zimmerchen ... Als sie aber sah, daß es nichts war, legte sie die Hände vors Gesicht und weinte. Sie beweinte Herrn Stolzeneck, und daß er so allein von einem Ort zum andern zog und Verbrechen beging. Gewiß war ihm nicht wohl dabei; er hätte sogar lieber in Papas Geschäft stenographiert.

„Bin ich nicht schuld, weil ich Papa nichts gesagt habe? Herr Stolzeneck hatte Hunger, ich sah es doch; und wie nervös war er! Und wenn ich ihm den Ring nun schenke? So, nun gehört er ihm, und Herr Stolzeneck hat nichts getan, als was er durfte. Ich hab in Papas Hosentasche hineingelangt, das war reichlich so schlimm..."

Aber Gretchen mochte wollen oder nicht, sie zuckte zurück. Ihre kleine zahme, behütete Sünde lief vor seiner wild schweifenden winselnd davon, wie ein Mops vor einem Wolf.

„Nee, nu aber, ich wer wohl noch verriggt? Er gehört

nu ähm in die Stadtvogtei; und wenns nich wegen dem Krach wär, müßt 'ch ihn, weeß Knebbchen, einsperren lassen."

Gretchen holte ihr Anschreibebuch hervor und notierte ihre Ausgaben von dem Geld, das sie übrig behalten hatte, als sie statt des Tokaiers ein Theaterbillet gekauft hatte. Darauf fühlte sie sich besser. Was vorhin in ihr so unheimlich weich geworden war, hatte wieder feste Umrisse. Das Gute und Tüchtige war in Gretchen wieder obenauf.

Schon ward es dämmerig, und Klotzsche trat an.

„Seit 'ner Stunde laure ich auf dich, mei' Zuckertierchen," sagte Gretchen und fiel ihm, so sehr er auch erschrak, um den Hals.

„Du bist und bleibst doch mei' kleener einzcher Sophus."

Und verführerisch an seinem Ohr:

„Szaophis? Ich muß dir was gestehen."

Gretchen schloß die Augen und schluckte hinunter.

„Jetzt hätt ich ihm mehr zu gestehen, als er mir," dachte sie; aber sie sagte:

„Dei' Ring is nämlich futsch. Wo er is, das kann ich dir nich sagen; nee, das kann 'ch nu nich. Ich weeß es nämlich selbst nich. Aber Mama hat es schon gemerkt, und wenn ich ihn nicht wiederkriege, wird sie tückisch. Sophus: koof dei'm Krätchen en andern, ähmßolchen!"

Klotzsche blinzelte, es war ihm nicht recht; aber Gretchen koste verzweifelt.

„Wir machen auch keene Hochzeitsreise nach Berlin. Nischt is mehr mit Amorsälen, ich will reine garnischt

kennen lernen, mei' Klotzschechen kann nur ruhig sein. Und wenn de's mit dei'm Krätchen auche ßo machst wie Assessor Bautz mit seiner Frau: ich werd noch lang nich verriggt. J wo werd ich denn. 's wär doch gemiedlos."

Darauf entschloß sich Klotzsche, und sie gingen zum Goldschmied. Als Gretchen den Ring wieder am Finger hatte, brach sie aus:

„Dies is erscht der richtche. Er glänzt viel mehr, und der Rubin is auch größer. Da kann der Mann drinne nu sagen, was er will: der kost eichentlich 's Doppelte, und er is egal reingefallen. Na, wir werdens ihm nich unter die Nase reiben. Ach du mei einzcher Klotzsche, ich mecht dir ja auf offner Straße ä Kuß gäm."

Klotzsche fand Gretchen an seinem Arm ungewöhnlich schwer, aber er war stolz darauf. Ein Stück weiter verlangte sie auf die andere Seite zu gehen.

„Da kommt die ekelhafte Elsa Baumann rangelaatscht. Daß de sie mir nicht grüßt! Das is nämlich ä ganz hinterlistches Luder. Aber ich durchschau sie. Sie is mir bloß neidisch wegen mei'm Sophus."

Klotzsche ward rot.

„Und zu unserer Hochzeit wird se nich eingeladen," schloß Gretchen.

Eine Zeitlang blieb sie wortlos angeschmiegt. Dann, gelispelt:

„Szaophis? Jetzt fiehl ich egal so was; ich gloob, 's is die Gnade."

„Siehste? Das hab ich mir doch gleiche gedacht,

daß mei Krätchen zur Gnade kommen würde. Na, nu sag doch ämal, wie biste denn hingekomm'?"

„Nee, Sophus, nee, das kann 'ch dir nu nich sagen, das kann 'ch nu nich. Ich weeß es nämlich selbst nich," setzte sie aus Vorsicht hinzu. Aber Klotzsche war nicht neugierig.

„Na, nu haste glücklich hingefunden," sagte er, „das ist die Hauptsache. Wenn wir erst vor Gottes Thron stehen, wird er zu uns sprechen," — und Klotzsche schnarrte abgehackt:

„Ja, mein Sohn, auf welchem Wege du zur Gnade gekommen bist, das is mir janz Wurscht."

Liebesprobe

I

„Wen haben Sie geliebt?"

„Eine; Manoella."

„Antworten Sie ernst!"

„Manoella Römer, die Tochter eines brasilianischen Pflanzers, und nie eine andere."

„Ihre lächerliche Unaufrichtigkeit zeigt mir am besten, daß Sie mich nicht lieben. Aber was verlange ich."

„Du tust mir leid, Noella, du quälst dich. Mehr noch dich als mich. Warum nicht einfach glauben? Siehst du nicht mich, wie ich dir glaube?"

„Sie haben es leicht. Denn als ich mit meiner Mulattin nach Europa kam, war ich ein Kind. Kaum verließ ich, erwachsen, das Institut, lernten Sie mich kennen. Was aber weiß ich von Ihnen? Ihre Freunde haben mir Sachen zugeraunt, die ich nicht glaube."

„Und die ich vielleicht nicht leugnen würde. Ich bin zehn Jahre älter als du, Noella. Ich habe die Sehnsucht gekannt, bevor ich dich kannte. Deine Schuld ist es, daß die Frauen, zu denen sie mich trug, mir nun verblichen sind. Ich weiß dir nichts von ihnen zu sagen. Sie machen mir Scham. Sei ganz sicher, daß von meiner frühen Zeit bis zu dir eine leere Straße führt. Nur

einige Bildsäulen mögen am Graben stehen, so alt und verwittert, daß ihre Züge ausgelöscht sind."

„Du sprichst schön. Du sprichst zu schön. Ich glaube dir nicht."

„Noella! Ich liebe dich! Es gibt nur dies Wort. Aber wenn dein Zweifel uns beide unglücklich und einsam gemacht haben wird, erinnere dich an dieses Gebirge, dies Tal mit seinem Kloster. Dann vielleicht wirst du fühlen, daß hier unter der Brücke an deiner Wange die Wange dessen gelehnt hat, der dich liebte."

„Mag sein, daß ichs dann glauben werde. Aber werde ich recht haben? . . . Ach, das alles hilft nicht, Lieber. Sieh das Kloster: wie mächtig und wie treu! Es ist ein Frauenkloster, ich könnte darin sein. Die Zypressen, die Eichen, die nun fern und schwarz im goldenen Himmel liegen, sie wären mein Garten. Ich wäre geborgen."

„Du denkst nur an Flucht. Ich wünsche mir nichts, als mein Leben zu deinem zu machen; du aber sinnst, wie du deiner Liebe ledig werdest."

„Verzeih, Lieber! Es kommt, weil ich schlimm daran bin. Mein Vater ließ mich im Garten des Instituts allein und verschwand. Ich war acht Jahre alt und schon eine Fremde. Fremde müssen Mißtrauen lernen. Ich schrak zurück vor den Herzen von Menschen, seit das erste Herz mich preisgegeben hatte. Wenn meins zu voll war, teilte ich mit einem kleinen Vogel. Besonnte Gartenbeete empfingen aus meinen Lippen, die auf ihrer Erde lagen, meine Beichten. Gleichwohl ergab ich mich Freundschaften voll geheimen Überschwanges,

von denen mir Scham zurückblieb, und rasch enttäuschten Verliebtheiten. Auf jedem solcher Fluchtversuche holte meine erste Erkenntnis mich ein: daß wir allein sind. Wieder füllte meinen ganzen Horizont dann das trostlose Bild von Wesen, die durcheinandergleiten, Worte tauschen, Worte, — und ohne daß etwas geschah, verschwinden und wechseln. Wo waren die Meinen: in welchen Weiten! Und ich stand, bald erwachsen, des Nachts noch auf, um den Brief einer Mutter zu küssen, die in sieben Jahren keinen geschrieben hatte als diesen ... Nun sieh, Lieber: diesen unseren grünen Berg umkränzen bläuliche, und steigen wir hinüber, erwartet uns das Meer. Vorgebirge entschleiern sich, eins ums andere, dem, der wandert; den Küsten folgen Küsten; die Vogelschwärme ziehen, und die Städte liegen versammelt unter Wolken, die sich auflösen, wie die Schwärme sich auflösen werden, wie die Städte sich auflösen werden. Ich kann wohl nicht machen, daß du fühlst, welche Last von Verlorenheit und Nutzlosigkeit ich trage. Da stehen wir, aneinandergedrängt, heimlich und eng unter einer Brücke, und jeder glaubt, er liebe den andern. Aber warum sitzest du nicht in Gesellschaft anderer Frauen, in einem festlichen Hause, und ich treibe, tausend Meilen weiterhin, übers Meer? Es könnte anders sein und wird einmal anders sein. Werden wir uns nicht eines Tages trennen, weil wir glauben, wir lieben uns nicht mehr?"

„Es wird Irrtum sein: wir wollen uns dann erinnern, Manoella, daß es Irrtum sein muß. Die Wahrheit fanden wir beide, als wir einander fanden."

„Ich gäbe alles, unsere Liebe und mein Leben, für eine Minute des Glaubens. Aber ich weiß nur von meinem eigenen Herzen. Komm, stütze dein Gesicht zwischen meine Hände und sieh mich an!"

„Manoella, welch kläglich einsames Lächeln! Du tust mir sehr weh. Deine Augen zucken so voll Angst hin und her, als grüben sie sich, leise und stumm, durch meine hinab. Dringst du endlich bis zu meinem Herzen vor? Öffnet es sich dir? Nein? Du seufzest? Es ist unmöglich? . . . Was murmelst du?"

„Ich liebe zu sehr. Wie solltest du so lieben können? Diese weite und treulose Welt hat solche Liebe nicht. Ich verstehe, daß Frauen meinesgleichen sich Christus verlobten. Nur ihm durften sie trauen. Ich, die ich nicht gläubig bin, müßte mein Herz einem Bilde geben, dem Abbild eines Lebenden, das alles stumm von mir empfangen würde und mich nicht täuschen könnte, weil es kein eigenes Herz hat . . ."

„Sinnst du diesem Bilde nach? Meine kleine Noella, ich liebe dich. Ich liebe auch deine fremden Einbildungen; sie sind wie von einem Kinde, das lange in einem Versteck bei allzu seltsamen Blumengerüchen lag und vor dem ersten Menschengesicht zurückschrickt."

„So willst du ein wenig bei mir aushalten? Gib wieder deine Wange, laß sie mich wieder mit meiner fühlen! Mir ist leichter, denn du bist gut. Wir wollen denken, diese Stunde der Erleichterung beginne erst. Ist sie zu Ende, wer weiß, ob sie wiederkehrt. Ich habe solche Furcht vor dem Leben . . . Sieh, gerade unter uns, mitten im Hasten des Baches, schließen große Steine

einen Spiegel ein. Wie still er ist, und schon dämmerig! Unsere aneinandergelehnten Gesichter haben in ihm keine Augen mehr: nur Schatten, die verfließen. So war neben dem Schiff, das mich vor langer Zeit herüberfuhr, in den Wellen ein Gesicht: ja, und manchmal schleifte bläulich ein Mantel heraus. Die Gottesmutter, sagten die Matrosen; sie begleite uns. Ich möchte, du wärest nur ein Bild, das im Meer neben mir herzieht. Ich würde glauben, du liebtest mich."

II

Mochte man eine Stunde lang meinen, sich ausgesprochen zu haben und einander nahe zu sein; immer blieb so viel Uneingestandenes, Trennendes. Kannten andere, dachte Manoella, diesen Traum mit wachen Augen, daß eine Welt, die versteinere, sich immer enger um einen schließe? Wie in einem Käfig aus Menschen, die Säulen waren, schlage das eigene Herz, das einzige auf Erden, immer gepreßter, immer elender? Und ihre Versuchungen! Wenn er sie in seine Arme holte, der Wunsch, er möge jetzt sterben, vor Ablauf der Minute, damit seine Liebesworte wahr blieben. Und ihre abergläubischen Bedrängnisse! Brachte er heute wilde Orchideen mit, dann war sie gerettet, dann liebte er sie. Alles konnte gut werden, wenn in dem Postwagen, der ihn aus der Stadt zurückfuhr, mehr als drei Personen saßen. Und immer zwingender dieser Gedanke: „Ich muß verschwinden, er muß mich tot glauben. So werde ich erfahren, ob er mich geliebt hat."

5*

„So ist es. Noch erträgt er meinen Trübsinn, meine Feindseligkeit, all mein Krankhaftes; er ist gut. Aber ich werde seine Güte abnutzen, das Letzte wird verloren sein. Bevor es so weit kommt, will ich gehen."

Sie erklärte, sie müsse nach Hause.

„Was willst du drüben suchen?"

„Dich!"

Und an seinem Hals:

„Mir ahnt, daß alles dort gut wird."

* * *

Drüben hörte sie, die kleine Stadt Minhoao sei im Erdbeben eingestürzt. „Ich bin darin umgekommen!" Sie lenkte die Nachricht bis zu ihm. Nun wartete sie.

„Was wird er tun?" sann sie im inneren Hof ihres fensterlosen Hauses, schaukelte sich und sann.

„O! er wird großen Schmerz haben. Jetzt, da ich tot bin, liebt er mich wirklich. Kein Buch wird ihn mehr anziehen, er hat kein Ohr mehr für die Stimme einer Sängerin. Auch auf sein Tintenfaß aus altem Porzellan bin ich nicht mehr eifersüchtig. Mir ist wohl."

„Wird er sich in die äußerste Wildnis flüchten? Wird er in großen Städten und bei Frauen sich zerstreuen wollen? Er wird nicht können; lieber läßt er sich von seinen Sinnen quälen, als daß er Selbstverachtung erträgt. Seit er mich kennt, macht jede andere Lust ihm Selbstverachtung. Ich fühle das jetzt; ich bin so glücklich, es zu fühlen. Welch guter Gedanke es war, den eigenen Tod zu genießen!"

„Aber nicht immer will ich ihn quälen. Ich habe

ihn so lieb! Ich will ganz sanft sein. Wird er nicht herüberkommen? Die Stätte aufsuchen, wo ich umkam? Ich werde dort sein; ja, als Geist. Es wird eine Mondnacht sein. Er wird mir doch glauben, ich sei ein Geist? Und wenn nicht? Wenn nicht! Unsere Hände werden sich streifen: ich fühle, daß ich nichts hindern kann; und er hat meine Wärme gespürt. Er zieht mich herüber, wir sind einander so nahe, daß er meine lebenden Augen erkennt, in denen Liebe ist. Er zittert und schreit auf. Unsere Arme öffnen sich! . . ."

Sie zitterte selbst, hatte sich aufgerichtet und horchte, über die Mauern ihres geschlossenen Hauses hinweg, auf die dumpfe Stimme eines fern vorbeifahrenden Dampfers . . . Das Meer war wieder verstummt, und nur dahinten im Urwald schrien die Affen, wie Gemordete.

III

Eines Tages dann kam, von unbekanntem Absender, eine Kiste an. Manoella erblaßte. Sie ließ die Kiste in ihr Schlafzimmer setzen, die Nägel herausreißen und schickte den Neger fort. Halb zog sie die Tür zu; im Zimmer war nur noch graues Licht; und hob den Deckel. Er polterte hin, sie keuchte drüben im Winkel, die Brust an die Wand gedrängt, als wollte sie hindurch, und doch die Augen, die Entsetzen weitete, der Leiche zugewandt.

„Er hat sich getötet, weil er mich tot glaubte! Ich habe ihn getötet!"

Sie sank zusammen, sie rutschte auf den Knieen ins Zimmer zurück. Ihr Gesicht war von Reue verstört, ihre erhobenen Hände baten verzweifelt.

„Wie weiß und scharf seine Miene! Und er hat Blut auf der Brust: schwarzes Blut! Georg!"

Aber sie fuhr zurück. Ihr Körper, der sich ihm hingeworfen hatte, war von ihm abgestoßen worden, von seiner hölzernen Härte.

„Was ist das? Dies Hemd läßt sich nicht falten, diese Hand ist unbeweglich, festgewachsen auf der Brust? Keine Grube kann ich in diese Wange küssen. Das alles ist Holz: steif und wild geschnitzt, greuelvoll bemalt: ein Götzenbild! Aber es zieht mich seltsam an. Was geschieht mir? Träume ich?"

Da fand sie seinen Brief.

„Du hast nun das Bild, das du brauchst. Du wolltest mich leiden sehen; hier laß dir mein Sterben vortäuschen. Nur eine Lüge: denn die Wahrheit bist du nicht wert."

Den Brief preßte sie auf ihre Lider. Sie wollte nicht weinen. Ungelindert sollte ihr Schmerz sie haben.

„Da war die Liebe! Nun er mich verachtet, weiß ich, wie sehr er einst mich liebte!"

In ihr rang es um Hoffnung.

„Er lebt! Was will alles andere! Er lebt, und ich kann vor seine Füße stürzen, seine Verzeihung anrufen. Er wird sie gewähren! . . . Ja: aber wird er verstehen? Werde ich mich ihm erklären können? Vielleicht wird ers nicht einmal wollen. War vielleicht froh, mich endlich aus seinem Herzen verstoßen zu dürfen. Ich machte allzuviel Unruhe darin . . . Nein, ich glaube nicht, daß er mich liebte. Ich glaube nicht," sagte sie zu dem Holzbild, „daß du den Atem der Liebe mitbringst und daß

du von seiner Liebe so wund bist. Du bist kalt. Ich bin mit dir allein."

Sie sah um sich, über die tief beschatteten Wände hin. Auf jener leeren hing, kaum noch erkennbar, Christus.

„Als Kind kniete ich vor ihm, er erfüllte mir jede Sehnsucht."

Sie betastete den Betstuhl, bog ein Knie.

„Es geht nicht mehr: zu sehr habe ich einen anderen geliebt."

Sie schlich zurück, den Atem angehalten. Sie schob ihre Hand unter den hölzernen Nacken, hob das Bild — ihr Herz sprang wild auf — aus der Kiste, schleppte es keuchend zu ihrem Bett. Da stand sie noch und bangte; — aber die Arme brachen ihr nieder von der Last, die Puppe fiel aufs Bett. Manoella sah sie an, und langsam kämpfte sich Erlösung aus ihrer gequälten Miene. Sie beugte sich über das Holzbild.

„Du wirst mir treu sein, wirst nur mich kennen und mich immer verstehen. Du mußt wohl, denn ich gebe dir ja meine Seele. Du wirst nur von mir leben und mit mir sterben. Drum kann ich dich lieben und deiner Liebe trauen: wie andere Frauen, denen die Welt zu weit und zu treulos war, jenem anderen Bild, dort drüben an der Wand, sich vertraut haben."

Es dunkelte. Sie machte Licht, schloß die Tür und lauschte: die urweltlichen Einsamkeiten ringsum schickten Schattenlaute in dies klösterlich kahle, fensterlose Zimmer; — und Manoella zog auch über den eigenen Nacken den Bettschleier, der um das Holzbild hing, und führte ihre Lippen seiner Brust entgegen und seiner gemalten Wunde.

Die Unschuldige

I

Im Toilettezimmer. Die alte Frau entkleidet die junge.

„Was hast du? Deine Hand blutet?"

„In deinem Schleier stak eine Nadel."

„Gib doch acht! Ich habe genug Blut gesehen."

„Armes Kind, arme kleine Gabi. Du darfst verlangen, daß dieser dich glücklich macht."

„Ich hätte es mir verdient."

„Weißt du noch, wie ich traurig war, als ich dich für — jenen schmückte, für deinen ersten Mann?

Du warst voll Vertrauen, ein unschuldiges Kind. Mir aber ists jetzt, als hätte ich Ahnungen gehabt."

„Schweig, schweig doch!"

„Ich will sagen: Dieser wird dich glücklich machen. Und hättest du ihn denn bekommen, wenn der andere nicht — auf solche Art geendet hätte?"

Sie zieht der Herrin den Rock herab, sie umarmt ihre Knie.

„Gabi, kleines Herz, als ich dir in unserem alten Kinderzimmer durch die Scheiben die Leute zeigte, da wußten wir beide noch nicht, wie böse sie gegen dich sein würden.

Und doch hatte jener dich so sehr gequält; es war dein Recht, daß er umkam."

„Du sprichst, als ob ichs gewollt hätte."

Sie stößt sie fort. Die alte Frau bekreuzigt sich.

„Gott behüte mich! Ich wäre ja so schlecht wie alle, die dich verfolgt und verleumdet haben ein Jahr, ein ganzes Jahr lang. Er aber, der Doktor: o! ich habe ihn kennen gelernt in der schlimmen Zeit, und wenn er jetzt kommt — wie er schon ungeduldig sein wird, daß ich ihn rufe! — dann mußt du ihm danken, hörst du? süß und fromm danken, wie wir, als du klein warst, dem lieben Gott zusammen gedankt haben. Denn der Herr ist ein Engel, immer hat er an deine Unschuld geglaubt."

„Muß man dazu ein Engel sein? Siehst du, wie du schwatzest? Bring mir lieber ein Hauskleid! Nein, ein dunkleres: das silbergraue."

„Willst du ihn denn nicht dort drinnen erwarten?" — und die alte Frau zeigt auf den geschlossenen Vorhang.

„Ich glaube, daß wir vorher zu reden haben."

Die Alte streichelt sie.

„Heut nacht, sollt ich meinen, redet sichs besser auf dem Kopfkissen. Du liebst ihn doch?"

„Ich möchte ihn sehr lieben."

„So oft er aus deiner Zelle zu mir heraus kam — denn ich stand auf der Straße —: o! so bewegt, so stark sah ich nie einen Menschen. Augen hatte er, daß noch ich alte Frau mich verliebt haben würde. ‚Ihre Herrin ist unschuldig', sagte er. ‚Ich weiß es; und ich werde machen, daß alle es erfahren'."

„Was tat er weiter?"

„Er nahm mich im Wagen mit, sah mir in die Augen und verlangte, daß ich mich erinnern solle."

Die junge Frau wendet sich ihr rasch zu.

„Und du?"

Die Alte bewegt vorsichtig den Kopf.

„Es versteht sich, daß ich nicht alles sagte."

„Ich habe es bemerkt."

„Kann man denn das? Ich werde mich hüten zu sagen, daß du als kleines Mädchen der Katze einen Strick um den Hals bandest und sie aus dem Fenster hängtest."

„Ja: man würde seine Schlüsse daraus ziehen."

„Auch er. Vielleicht sogar du."

„Gott bewahre! Eine Katze ist kein Mensch. Ein Kind ist keine Frau. Deinen Mann umbringen! Du, die ich habe zur Welt kommen sehen."

„Was beweist das. Du hast vielleicht eine Mörderin zur Welt kommen gesehen."

Die Alte spreizt die Hand. Sie macht sich zu schaffen, sie spricht weiter, ohne die Herrin anzusehen.

„Er sagte: Monika, sobald die gnädige Frau einen Salon betrat, beugte alles sich vor ihr: dafür rächt man sich jetzt. Wenn ich sie in ihrem Gefängnis besuche, schäme ich mich, als hätte ich selbst sie hineingesetzt. Ich muß gutmachen, was an ihr verbrochen wurde, ich muß ihr das Vertrauen zu den Menschen wiedergeben."

„Laß! Er sagte weiter: Ich habe zu arbeiten, zu kämpfen. Eines Tages wird sie blendend dastehen. Dann

bin ich belohnt, dann bin ich groß. Sie braucht einen Retter."

„Woher weißt du —?"

„Brauchte ich denn nicht einen Retter? Wo wäre ich jetzt ohne ihn? Mein Kopf läge in einer Grube."

„Wir alle verdanken ihm unsere Freiheit. Sieh! vorhin, wie er an der Küche vorbeikam, hat sogar der Anton ihm die Hände geküßt."

„Und du meinst, auch ich müsse sie ihm küssen . . . Vielleicht tue ichs; vielleicht geschehen ganz andere Wunder: wüßte ich nur, ob er je gezweifelt hat an meiner — Unschuld. Verbot er dir nicht, dies und jenes dem Richter zu sagen? . . . Nun?"

„Das wohl. Aber sei ihm nicht böse!"

„Böse? Wenn du ahntest!"

Sie geht umher.

„Er hat also gezweifelt, zweifelt vielleicht noch."

„Wer zweifelt heute noch."

„Niemand. Aber vielleicht er, der alle bekehrt hat!"

„Wie du dir heiß machst! Sie haben dir zu übel mitgespielt, dein Kopf hat noch lange damit zu tun;" — und die Alte zieht sie an sich.

„Denn, Monika, sieh," — und sie zeigt auf den Boden, „die Spur im Blut meines — des Toten konnte von einem Frauenkleid sein. Er hat in seiner Rede bewiesen, daß es kein Kleid war, und die Geschworenen haben ihm geglaubt. Aber er selbst?"

„Hör mich an, Kind! Ich ging zu ihm, als ichs erfuhr, das mit dem Kleid. Er war noch nicht bei dir gewesen. Er war bleich, ging im Zimmer umher und sagte: die

Elenden! Er stützte den Kopf in die Hände und sagte: Ich will nicht. Es soll nicht wahr sein."

„Hieß das, daß er für mich gewesen wäre —"

Langsam, und sie beugt sich vor:

„— auch wenn ichs getan hätte?"

„Nein. Wie sollte er," und die Alte weicht zurück. Da die Herrin sich abkehrt: „Das heißt . . . Aber du hast es ja nicht getan."

„Natürlich nicht."

„Wenn man wüßte, wer es getan hat! Genug, er hat dich freigebracht. Welche Rede! Die Leute haben geweint, und ich selbst mußte weinen. Und doch konnte ich wissen, daß du nicht so warst, wie er sagte. Denn es ist wahr, daß auch du den Verstorbenen gequält hast, du Kleine. Gleichviel: ihm ist recht geschehen, — da er dich nicht glücklich machte."

„Du findest?"

„Der Doktor Halland war nachher erschöpfter als du selbst. Man sah, er hatte sich darangegeben, Blut und Seele. Merk dirs wohl, Kind: das ist einer, der dich liebt."

Indes sie ihr den Arm streichelt:

„Ich erkenne die, die dich lieben. Die andern straft Gott, wir haben es gesehen."

„Ah! du bist noch dieselbe," — und die junge Frau küßt sie. „Du versteckteſt mir das Spielzeug, das ich meinen Geschwistern gestohlen hatte. Geh, ich habe dich lieb, alte Monika."

„Du warst ein hartes Kind, es brauchte viel, bis du liebtest. Hast du nicht den Ersten genommen, weil alle deine Verwandten dagegen waren?"

„Ich nahm ihn, weil er ein einsamer berühmter Mann war."

„Und diesen?"

„Weil er mich liebt, wie ich bin. Weil er nicht fragt. Weil er alles von mir weiß — und nichts."

Sie setzt sich und richtet den Blick auf die Tür.

„Ich warte auf ihn, wie auf einen ganz Fremden und wie auf mich selbst. Wir haben so vieles hinter uns, was keiner versteht. Es war grell und wirr, es hat müde gemacht."

Sie lehnt den Kopf zurück und schließt die Augen.

Leise:

„Ein Kuß im Dunkeln."

Sie schrickt zusammen; es klopft.

II

Die alte Frau öffnet; sie flüstert:

„Die gnädige Frau erwartet den Herrn Doktor."

Im Hinausschlüpfen greift sie nach seiner Hand und küßt sie.

Er nähert sich leise seiner Frau.

„Gabriele!"

Sie hebt, immer die Augen geschlossen, ein wenig den Kopf. Er beugt sich über sie, ihre Lippen treffen sich, sie sinkt zurück.

„Sieh mich an, Gabriele!"

„Schließ lieber auch du die Augen! Wir sind in Sicherheit, solange wir nicht sehen. Du bist jung, und du liebst mich. Du hast Mut und Leben auch für mich,

die ich schon den Mut verloren hatte und fast auch das Leben."

„Ich weiß, wie kühn das ist: dich alles verschmerzen machen zu wollen, was du erlitten hast. Aber ich will es."

„Du mußt mich mehr lieben, als alle anderen Menschen einander lieben. Wir haben die Liebe, um das Leben zu vergessen. Ich weiß mehr und habe mehr zu vergessen."

„Ich liebe dich unbedingt und für immer."

Sie öffnet die Augen, sie hebt sich an seinen Schultern hinauf.

„Du sagst es? Wenn es wahr ist, hast du mich zum zweitenmal befreit."

„Du hast mir Genie gegeben. Genie ist die höchste Männlichkeit."

„Ich bin dir nicht unheimlich?"

Da er abwehrt:

„Denn ich bin es mir selbst. Das Urteil mag gesprochen sein: ich bleibe die Witwe des Ermordeten, — dessen Mörder niemand kennt."

Über sich gebeugt, dumpf:

„Wo habe ich das Trauerjahr verbracht?"

„Ich bitte dich," — er streckt die Arme nach ihr aus. Sie sieht ihn an und schüttelt den Kopf.

„Das macht kein Triumph ungeschehen. Meinst du, ich sehe nicht das Erschrecken der Blicke? Sie wollen immer wieder zu mir eindringen, wie durch ein vergittertes Fenster, aus dem eine beklemmende Luft strömt. Heute abend flüsterten unsere Gäste miteinander, als wunderten sie sich, daß sie zu einer Hochzeit geladen seien und nicht zu einer Hinrichtung."

„Gabriele! Meine Frau!"

Aber sie springt auf.

„Wundere ich mich nicht selbst? Ah! du bist kühn, weil du es unternimmst, mich zu heilen von der Tortur der Untersuchung, der öffentlichen Schande der Verhandlung. Wer aber müßtest du sein, um jene anderen Bilder, jene geheimen, von diesen Augen wegzuwischen."

Und sie verbirgt sie an seiner Brust. Flüsternd:

„Noch jede Nacht sehe ich ihn."

„Deinen — den Toten?"

„Nein . . . Auch ihn. Er liegt" — sie bewegt die Hand nach der zweiten Tür, im Schatten, „dort hinten."

„Dies ist nicht das Haus. Quäle dich nicht. Du bist bei mir."

„Er liegt dort hinten, im Zimmer jenseits des Ganges, beim Fenster. Der — andere beugt sich über ihn."

„Auf der Schwelle. Er lag auf der Schwelle."

„Erst später. Als er getroffen wurde, fiel er beim Fenster nieder."

„Woher weißt du —? Es ist anders festgestellt. Du hast doch geschlafen."

„Ich schlief nicht. Ich hörte ihn rufen. Ich stand auf —"

Vorgebeugt nach der Tür:

„— ich schlich in den Gang, ich kroch in den Wandschrank. Er schrie und fiel, ich hörte es. Dann kam der andere vorbei."

„Du hast ihn gesehen? . . Ich verliere den Kopf. Du hast geschlafen, du weißt nichts."

„Er lief nicht, und er schlich nicht. Er hatte einen festen Schritt, wie ein junger Mann."

„Du träumst, wach auf!"

Er rüttelt sie; sie reißt sich los.

„Ich glaubte sogar —"

„Was man in Träumen glaubt."

„Er ging in mein Zimmer, hierher. Sollte ich sterben? Oder wollte er —"

„Wie du mich ansiehst!"

„Indes drinnen mein Mann noch röchelte."

Er weicht zurück.

„Sieh mich nicht länger so an. Was glaubst du?"

Pause.

„Als er fort war, ging ich — dort hinüber und betrachtete die Leiche. Sie lag jetzt auf der Schwelle, wo ihr sie gefunden habt. Ich verkroch mich ins Bett."

„Und du hast nichts gesagt!"

„Es würde mich noch verdächtiger gemacht haben."

„Mir? Du hast kein Vertrauen gehabt."

„Du siehst, daß ich es habe, nun wir allein sind. Du liebst mich, du wirst mich schützen," — die Hände flehentlich erhoben. „Das Alles ist nicht vorüber. Du mußt wachen, wenn ich schlafe."

Er greift sich an die Stirn.

„Wovon sprechen wir, mein Gott. Dein Mann lag am Fenster? Es war kein Blut da."

„Es ist erst später geflossen, auf der Schwelle. Er ist nicht auf die Kniee gefallen, ihr habt alles falsch erdacht. Er ist hingekrochen."

„Du weißt entsetzlich viel."

Er ringt vor ihr die Hände. Sie geht rückwärts bis in den Winkel. Im Bogen um ihn, tastet sie an der Wand hin, zur Tür. Unterdrückt:

„Komm! Ich will dirs zeigen."

Er stürzt vor. Mit einem Ruck hält er an.

„Was ist mit uns? Wir sind in einem neuen Hause, in unserem Hause. Die Dinge, von denen du sprichst, sind nicht hier geschehen, sie haben hier keine Spuren hinterlassen und keine Geister."

Auf sie zu, eindringlich:

„Hast du vergessen, wozu du gekommen bist? Mir zu gehören! Nicht dem Vergangenen: mir!"

„Vergangen?" — sie entzieht sich ihm. „Du wirst ihn sehen."

„Wen?" — und er flüstert wie sie.

„Den Mörder. Du hast ihn noch nicht gesehen?"

Sie hält seinen Blick fest. Er starrt in ihre Augen. Endlich nickt sie stark. Er keucht.

„Nein!"

„Ja," — und sie wendet sich ab. Er taumelt, greift nach einem Stuhl. Er preßt sich die Brust, er ringt nach Stimme.

„Du? Du bist es gewesen? Gabriele! Mitleid! . . Vorhin, einen Augenblick, glaubte ich, du beschuldigst mich. Was willst du sagen? Eins ist Wahnsinn wie das andere. Liebte ich dich nicht, ich würde lachen."

Nachdem er umsonst gewartet hat:

„Du treibst Spott, du willst mich verwirren, ich lache."

Er setzt sich — und springt wieder auf.

„Ich glaube dir nicht. Du bist krank. Du lügst, ich weiß nicht warum. Ich will nichts wissen."

Schreiend:

„Du bist unschuldig!"

Sie sieht ihn an.

„Leiser! Wir sind verloren, wenn man uns hört."

Er erschrickt. Er lehnt drüben, halb abgewendet, die Stirn in die Hand, indes sie vor der Tür im Schatten hin und her geht und spricht.

„Wem schulde ich Rechenschaft. Man sei froh, wenn ich keine fordere. Ein Leben wie meins darf nicht geschaffen werden, es ist — ja, es ist die Widerlegung jedes andern . . . Als Mädchen von vierzehn Jahren schon erfuhr ich, was noch Greise nicht sehen müssen: unsere Zwecklosigkeit und unsere Unverbesserlichkeit. Jede Lüge, jeder Schmutz des Gefühls hinterließ mir ein Mal für immer, einen blutunterlaufenen Eindruck. Ich hatte die Gabe, nackte Seelen zu sehen, und manchen Tag saßen mir am Tisch Fratzen gegenüber, vor denen es nur Davonlaufen gab. Schon damals war ich eine Fremde, und die andern sahen es, wie heute unsere Gäste. Keine Tat war nötig."

Er schluchzt auf.

„Gabriele! Mein Leben, um deine Tat zurückzukaufen!"

„Das Schlimmste aber war der Spiegel. Ich war hassenswerter als alle; denn zu ihren Lastern hatte ich auch noch das, daß ich sie durchschaute . . . Ich hätte mich getötet, ohne meine Träume: die Träume von gütigeren, geistigeren Menschen, die ich lieben konnte.

Es mußte sie geben, in der Ferne oder in der Zukunft. Desto sehnsüchtiger liebte ich die unbekannte Menschheit, je trostloser die Menschen sich mir verrieten. Ich gewann Mitleid mit ihnen: so mächtig machten mich meine Träume. Ich war erwachsen und schön geworden. Damals fand ich ihn."

Sie lehnt sich, einen Augenblick, weich gegen die Tür, die Hand am Griff, als wollte sie eintreten.

„Er war ein großer Arzt, er rettete Hunderte, und doch kannte er ihre Krankheiten, ihre Häßlichkeiten. Er konnte, was ich gewollt hätte: er rettete sie."

Sie kehrt sich von der Tür ab.

„Mußte er nicht fühlen wie ich? Er war einsam durch sein Wissen, er war gezeichnet vom Ruhm. Mußten wir beiden Fremden uns nicht vertrauen?"

Sie stürzt in die Mitte des Zimmers. Sie schüttelt die gespreizte Hand.

„Statt dessen: bewundere die sinnlose Grausamkeit der Dinge. Er wollte nicht verstehen, sich nicht und mich nicht. Ich weiß heute, daß er Furcht hatte; er trumpfte auf das unbewußte und schlechte Leben, er wälzte sich darin wie ein entflohener Sträfling. Für mich, die ich ihn an die Wahrheit erinnerte, faßte er Haß. Er verleugnete mich. Aus der Gefährtin, die zu ihm kam, machte er ein Geschlechtstier. Hörst du?"

Er senkt den Kopf.

„Ich erkenne den Weg, den wir gegangen sind."

Aber er schüttelt sich.

„Nein! Nicht diesen!"

Sie tut einen Schritt auf ihn zu.

6*

„Doch! Als du mich kennen lerntest, war ich unterwühlt von Begierden. Ekel und Unersättlichkeit warfen mich umher. Den, der mich geliebt hätte, ich hätte ihn in einer Umarmung still machen wollen, um mein Herz und diese Welt still zu machen. Wenn ihr mich in Gesellschaft im Glanz meiner Verzweiflung sahst, konnte keiner von der Verbrecherin wissen, die hinter dem Sprechzimmer ihres Mannes, bewacht von seiner Eifersucht wie ein gefährliches Tier, die Qual ihrer Bosheit erlitt. Keiner: nur du."

Er streckt ihr die Hände hin.

„Ich liebte dich, um dich zu retten."

„Du wußtest, daß ich ihn haßte und wie ich dich begehrte. Ich konnte ihn nicht betrügen, ich konnte dich nicht haben. Wir sind Mitschuldige, denn wir liebten uns."

Er wirft sich zurück.

„Nicht so. Ich bin kein Verbrecher."

„Wenn du mich retten, mein menschlich Teil retten wolltest, dann hattest du meine Gedanken."

Er hebt die Arme, er wirft sich umher.

„Ich habe nichts gemein mit deiner Tat!"

„Du hast seinen Tod nicht gewünscht?"

„Was beweist das!"

Sie spricht leise und herrisch.

„Warum hast du bis nach meiner Freisprechung verschwiegen, daß wir uns liebten?"

„Das war —"

Sie nickt.

„Das war nötig, um Justiz und Öffentlichkeit zu

betrügen. Du hast sie noch anders betrogen. Du hast Umstände unterschlagen oder gefälscht. Das Kleid, das durch sein Blut geschleift ist, war beim Färber, und du hast glauben gemacht, ich hätte schon vor seinem Tode der Monika den Auftrag erteilt, es hinzutragen. Du hast dich mit ihr verabredet. Wie mühselig du deinen eigenen Verdacht unterdrückt hast! . . . Ah! da erschrickst du. Die Dinge kehren dir zurück, die du in der hohen Rolle eines Retters gern vergessen hättest. Geh! keinen Selbstbetrug! Wir haben vieles hinter uns, was uns immer zusammenhalten wird. Verleugne nicht auch du mich, wie jener tat."

Er stöhnt. Sie tritt nahe an ihn hin, sie spricht ihm ins Gesicht, weicher und süßer.

„Wovor hast du Furcht. Niemand weiß, daß wir uns bis zum Verbrechen geliebt haben. Vielleicht weiß der Tote es; das würde unsere Lust würzen. Ich wünschte, daß es ein Fortleben gibt, damit er um uns weiß."

„Du bist fürchterlich. Du vernichtest mich."

„Ich mache dich leben."

Sie halten sich bei den Armen gepackt, als wollten sie ringen. Fast berühren sich ihre Gesichter. Er sagt, die Zähne geschlossen:

„Die glühende Blässe deiner Haut spiegelt entsetzliche Dinge."

„Nur deine Begierde."

„Deine tiefen Augen locken und verschlingen."

„Nur dein Laster."

„Dein Mund —"

„Küsse ihn doch! Für deinen Kuß habe ich es getan!"

Ihre Lippen stoßen hart zusammen und wühlen sich ineinander.

Er reißt sich los.

„So küssen Mörder! Ich bin wahnsinnig!"

„Schmecke ich nach Blut?"

Da er sie nach dem Vorhang drängt:

„Wir haben uns wohl nichts mehr zu sagen? Jetzt heißt es also genießen."

Sie schlägt vor ihm zu. Den Kopf im Vorhang:

„Denke an mich, bis ich dich rufe. Du hast doch den Mut, an mich zu denken?"

Und sie verschwindet.

III

Er steht reglos, das Gesicht nach dem Vorhang. Allmählich weicht er zur Seite; die Hände vor die Augen geschlagen, taumelt er, neben dem Vorhang, gegen die Wand.

Ihre Stimme:

„Du bist so still. Aber ich weiß, was du tust: du weinst."

Er zuckt auf.

„Du hältst mich für schwach? Ich bin es nicht: ich trage deine Tat. Ich bin imstande, dich zu wollen mitsamt deiner Tat."

Er schlägt sich auf die Brust.

„Da sieh! ich liebe dich noch jetzt. Um so mehr liebe ich dich, um so mehr!"

Da erstarrt er: hinter dem Vorhang lacht sie gellend.

„Held, der du bist!"

Sie tritt hervor.

„Liebteſt du mich nicht für meine Unſchuld? Aber auch die Schuld hat ihren Reiz."

Bei ſeiner Berührung:

„Ach, fort! Du ekelſt mich, mit deiner heroiſchen Sinnlichkeit."

„Ich? Du wagſt? Du, die mich zugrunde gerichtet hat?"

Sie ſieht ihn an.

„Nicht ich dich . . . Dein Opfer iſt unnütz, mein Held; denn alles war nur Scherz."

„Das iſt nicht wahr!"

„Kein freundlicher Scherz; aber du mußt ihn mir nachſehen: man hat mich, ſeit einem Jahr, an das Leben im Grauſen gewöhnt . . . Nun? Ich bin noch deine unſchuldige Frau, du biſt noch mein Retter. Alles iſt, wie du es dir gewünſcht haſt."

„Du machſt dich luſtig?"

„So den Kopf zu verlieren! Und du haſt in der Verhandlung jeden Widerſpruch vernichtet. Du weißt, daß nicht mein Kleid durch ſein Blut geſchleift iſt, ſondern der Vorhang, den er im Todeskampf ergriffen hat. Würdeſt du vor Gericht die Ausſage hingenommen haben, daß er am Fenſter unter den Meſſerſtichen zuſammengebrochen ſei, aber erſt auf der Schwelle geblutet habe?"

Er breitet die Hände aus, er ſchüttelt den Kopf.

„Wer beweiſt jetzt noch deine Unſchuld."

„Du ſelbſt haſt die Spuren von der Hand eines Unbekannten an den Möbeln nachgewieſen. Du haſt bewieſen, daß ich in meinem Zimmer von draußen ein-

geschlossen war, wie jede Nacht. Hat ein Mitschuldiger mich eingeschlossen? Aber das würdest du wissen, denn du wärst es selbst."

„Ich habe dich vorhin gesehen. Ich habe dich — geküßt. Du wirst mir nicht einreden, daß du gespielt hast."

„Ich habe gespielt. Ich habe dein Heldentum erprobt."

„Dann sage ich: ein unwürdiges Spiel!" — und er stößt einen Stuhl auf den Boden. „Ich durfte besseren Dank erwarten."

„Vielleicht fühlte ich das — zu sehr."

„Du hast mich in deinem Leben als Meister gesehen: das verzeiht ihr nicht. Ah! es ist die Rache des Weibes. Wir dürfen nicht so klar, nicht so hoch sein; man benützt den elenden Kniff des Geschlechts, uns herabzuziehen und zu trüben."

Er geht umher, die Hand am Halse und gefolgt von ihren Augen. Mit gewaltsamer Ruhe:

„Was geschehen ist, tut mir leid für dich. Du, die ich über alle stellte, — und auch du bist wieder nur das Weibchen, das die Widerstandskraft des Mannes auf die Probe stellt; bist die Schauspielerin. Wie verrucht du gespielt hast!"

„Ich habe wohl gespielt . . . Aber bin ich so sicher, daß die Dinge, die du wirklich nennst, kein Spiel waren? Der Mord, und was dann mit mir geschehen ist? Wozu das alles? Warum sollte es ernst sein? Ich war immer so sehr allein und anders, daß ich meine Schicksale und Handlungen, meine Gefühle selbst, alles im Grunde

für ein folgenloses Spiel hielt. Ich weiß nicht, wie ihr lebt. Ich, ich sehe keinen Plan im Leben, noch im Tod. Ich fürchte beide, und spiele sie beide."

Er hält an.

„Es ist wahr, du hast zu viel gelitten. Meine Eigenliebe muß schweigen. Ich muß Mitleid haben mit dir. Du verdienst Nachsicht."

„Nicht wahr? Du findest die Überlegenheit des Retters wieder. Ich bin dein weißes kleines Mädchen. Perseus und Andromeda. O reines Glück! Aber ich muß dir sagen, daß ich eure Unschuld nicht mehr begreife. Ich habe ein Jahr lang im Gefängnis gelebt, eingeschlossen mit den Bildern des Mordes."

„Ich weiß es; und ich trage vor dir die Schuld aller."

„Ich war die Mörderin. Ein Jahr lang hat jeder menschliche Blick mir's gesagt, jedes Wort des Richters, deine eigenen Kunstgriffe zu meiner Rettung. Tag und Nacht habe ich die Dinge gesehen, die geschehen waren; und wie ihr es wolltet, ging meine eigene Gestalt darin umher, mein eigener Arm hob sich. Da —"

Sie beugt sich vor, sie zeigt auf den Boden. Sie rafft das Kleid zusammen und weicht zurück. Umherblickend:

„Ich — sage nicht, daß ichs nicht getan habe."

Er eilt hin, er nimmt ihre Hand zwischen seine.

„Gabriele! Besinne dich! Wie du krank bist! Wie ich dich lieben muß!"

„Sage das nicht," und ihr Blick streift ihn scheu, sie zieht sich frostig zusammen. „Es ist nicht sicher, wann ich dir die Wahrheit gesagt habe."

„Nicht sicher?"

Er lacht.

„Wenn du's nicht weißt, laß es dir von mir sagen: Du bist unschuldig."

„Du liebst mich. Auch meine alte Monika liebt mich, und sie ist überzeugt, daß ich es getan habe."

Sein Lachen bricht ab. Er läßt sie los.

„Sollen wir denn wieder das Ufer verlieren? Laß mich denken. Du hast es nicht getan . . . Hast du es getan?"

„Ich weiß es nicht."

Er umfaßt seine Schläfen.

„Du weißt es nicht. Du entrinnst mir wie Sand. Du warst meine feste Erde, mein Selbstvertrauen."

„Ich hatte dir Genie gegeben, die höchste Männlichkeit."

„Ach! das Wesen, in das wir unsere Seele senken. Die Frau! Die Frau! Wir rechnen mit ihr, wir bauen auf sie, fürs Leben, über das Leben hinaus: — und wir kennen sie nicht!"

Er läßt die Arme sinken. Müde:

„Du hast erreicht in dieser Stunde, daß ich mich selbst nicht mehr kenne. Du hast mich mehr erleben lassen, als ich auf Erden für möglich hielt. In einer Stunde hast du mich alt gemacht."

„So weißt du nun, wie denen zumut ist, die mit der Seele leben. Ich, siehst du, habe an Menschen alles erfahren, was sie zu geben haben, und vom Erkennen und Fühlen bin ich so abgenützt," — sie betastet sich — „als sei die ganze Haut mir wund gerieben . . . Und ihr fragt nach meiner Unschuld."

„Ich weiß, daß du keine Frau bist wie andere."

„Ich bin eine Frau wie andere."

Sie schlägt sich auf die Brust.

„Seid doch Menschen!"

Sie mißt ihn lange.

„Du wolltest mich lieben, weil meine Unschuld dein Werk war."

„Ich gebe zu, daß ich selbstsüchtig war. Aber wer die Selbstsucht einer Liebe nicht erträgt, ist ihre Aufopferung nicht wert."

„Möglich. Möglich;" — und sie zieht sich bis drüben in den Winkel zurück.

„Und ihr meint mit der Unschuld, für die ihr mich liebt, eine Tat, die nicht getan ward: jener dort —"

Sie wendet sich halb nach der Tür im Schatten.

„— eine Untreue, du einen Mord. Ich aber war unschuldig, weil ich dich liebte: und du hättest ein Mörder sein können oder ein Heiland . . . Ach! bleibe dort, laß mich allein. Du hast mich schon allein gelassen."

Sie hüllt sich in die Falten des Vorhanges, ihre Hand tastet rückwärts nach der Wand. Mit verlorenem Blick:

„Ich hätte dich so sehr geliebt. Meine Liebe wäre einfach gewesen, von der Einfachheit der Vielerfahrenen, die das Leben hinter sich lassen, um im Dunkeln zu lieben, ohne Fragen, mit geschlossenen Augen, weder mit ihrer Tugend noch mit ihrem Laster, jenseits der Qual der Seelen, die werben, kämpfen, einander enthüllen: ganz offen und schlicht mitten im Geheimnis, wie Tiere oder wie Engel."

„Gabriele!"

Er stürzt vor sie hin. Sie fährt mit der Hand in sein Haar. Heißer:

„Und ohne Grenzen! Wie die Umarmungen dieser Männer, dieser Frauen matt und unvollkommen sind! Wie weit bleibt zurück hinter mir, was sie Leben nennen! Man muß so viel von den Menschen erlitten haben wie ich, um ihrer Einen so lieben zu können wie ich."

„Gabriele! Warum habe ich dich verloren."

„Du: du weißt nicht, was ich von dir erträumt habe, wen ich in dir sah. Du beherrschtest den Prozeß, und du schienst ihn zu verachten. Du sahst aus, als sagtest du mir: Geduld! Bald lassen wir dieses kriechende Durcheinander hinter uns, unter uns. Was ist uns Schuld und Unschuld. Über der Welt, allein und stumm, befreit von irdischen Zufällen und ganz einander sicher, werden wir uns lieben. Sagtest du das nicht?" — und sie nimmt seinen Kopf zwischen ihre Hände, um ihm in die Augen zu blicken. — Sie läßt ihn los und wendet sich halb weg.

„Ich glaubte wohl nicht sehr fest, daß du mir folgen würdest; ich war schon einmal enttäuscht. Aber ich erlaubte mir Hoffnung, berauschende Hoffnung. Noch einmal öffnete ich mein Fenster, das vergittert war, den Sternen."

Er verläßt sie und setzt sich abgewendet. Sie sagt, die Augen geschlossen:

„Ein Unbekannter, und ganz ich selbst. Das Wesen, das alles von mir weiß und nichts."

Er faßt sich an die Stirn.

„Bin ich denn schuldig? Ich habe dich geliebt, wie ein Mann eine Frau liebt. Was bleibt mir nun?"

Sie geht rasch zu ihm. Über seine Schulter:

„Dir bleibt alles, was du zu nehmen geschaffen bist. Auch ich bin für nichts anderes geschaffen. Das Gefängnis hat mir ungesunde Träumereien gemacht. Ich habe dich gequält und ermüdet. Verzeih mir."

Er greift nach ihr.

„Nicht wahr, wir können uns lieben?"

„Gewiß: wie Menschen einander lieben. Man gewährt sich Vertrauen, bis zu einem gewissen Grade; man versteht sich, vermittelst Nachsicht; man ist eins, unter Vorbehalt."

„Liebst du mich?"

Sie kniet vor ihn hin. Er umklammert sie fester.

„Liebst du mich?"

Sie beugt die Stirn unter seine Lippen.

Alt

Leonhard schloß die Tür und wünschte sich, sie nie wieder zu öffnen; die Straße, die er nun ging, zum letztenmal zu beschreiten. Er fand, diese Frau habe ihm den bitteren Becher wieder einmal voll genug gegossen, auf die Neigen, die noch von den anderen darin waren. Ihrer aller Herrschbegier, ihre Sucht, einen auf die Probe zu stellen, die Ruhelosigkeit ihrer Empfindungsart und ihre Unfähigkeit, uns Freund zu sein: ihm deuchte, er habe von alledem, um die Mitte der Vierzig, zum Sterben genug. Er erinnerte sich eines einsamen Hauses am Wege nach Süden; weiß stand es vor tiefem Wald; — dort ließ sich ruhen: er wollte hin! Noch nachts packte er ein. Schloß er die Lider, stand das Haus darin. Vor Jahren hatte ers besichtigt; es hatte Wasser an den Grundmauern. Er fand es noch immer leer und kaufte es.

Die Vorderseite sah weiß besonnt ins Hügelland. Aber hinten stieg er von der feuchtgrünen Terrasse in den Wald hinein, der ihn in starke Arme nahm, besänftigte und kühlte. Leonhard ging baarhäuptig, ließ die Zweige ihre Tropfen an seinem Gesicht abstreifen, legte sich in Bäche, saß lange regungslos auf einem Baumstumpf, und nichts war zu hören in dieser Schattentiefe als der Laut des von Rehen abgerupften Grases. Eins

der Rehe weidete so nahe, daß er es mit seinem Stock hätte berühren können. Nun hob es seine großen, schwachsichtigen Augen auf ihn, ganz unwissend, in einer Haltung, wie wenn es fröre; — und auf einmal begriff es und tat, um zu fliehen, einen Ruck, als risse es sich los . . . Allmählich gewöhnten sie sich an seine stille Form; und ihm war, wenn sie um ihn her die sanften Hälse wendeten, wie bei Wesen, die er behütete und die ihm vertrauten.

Den Winter erwartete er unschlüssig in seinem Zimmer; aber als er kam, war er gut und fruchtbar. Durch die Gänge, die leeren Säle klapperte, stieß und schleppte der Wind bis an Leonhards Tür. Drinnen hatte ers warm, hatte sein Bett, seine Felle, seinen Tisch mit Büchern, — und sah er auf, krümmte drunten, hinter den fünf hohen Fenstern, das eisige Hügelland sich unter Sturmschlägen. Nur unwirtliche Straßen führten in die entbehrliche Welt. Leonhard beglückte es, daß er sie entbehren konnte. Er staunte, wie er nicht früher gemerkt habe, Landschaften und Bücher ersetzten die Menschen. Scham und Grauen berührten ihn bei dem Gedanken, er hätte immer weiter, unabsehbar weiter alles, was sein war, an das Lächeln und die Launen von Frauen gehängt, an die regellosen Dinge, die in ihren Köpfen geschahen. Er fühlte sich aus großer Unordnung gezogen, befestigt und verjüngt. Es ward wieder Sommer und nochmals Winter. Leonhard gab sich frei, er erlaubte sich: „Kehre zurück, du bist geheilt und vernünftig."

Aber er blieb und wollte das Verdienst, daß er um sich erwarb, das Verdienst, entsagt zu haben, nicht vor-

„Wie weiß und scharf seine Miene! Und er hat Blut auf der Brust: schwarzes Blut! Georg!"

Aber sie fuhr zurück. Ihr Körper, der sich ihm hingeworfen hatte, war von ihm abgestoßen worden, von seiner hölzernen Härte.

„Was ist das? Dies Hemd läßt sich nicht falten, diese Hand ist unbeweglich, festgewachsen auf der Brust? Keine Grube kann ich in diese Wange küssen. Das alles ist Holz: steif und wild geschnitzt, greuelvoll bemalt: ein Götzenbild! Aber es zieht mich seltsam an. Was geschieht mir? Träume ich?"

Da fand sie seinen Brief.

„Du hast nun das Bild, das du brauchst. Du wolltest mich leiden sehen; hier laß dir mein Sterben vortäuschen. Nur eine Lüge: denn die Wahrheit bist du nicht wert."

Den Brief preßte sie auf ihre Lider. Sie wollte nicht weinen. Ungelindert sollte ihr Schmerz sie haben.

„Da war die Liebe! Nun er mich verachtet, weiß ich, wie sehr er einst mich liebte!"

In ihr rang es um Hoffnung.

„Er lebt! Was will alles andere! Er lebt, und ich kann vor seine Füße stürzen, seine Verzeihung anrufen. Er wird sie gewähren! . . . Ja: aber wird er verstehen? Werde ich mich ihm erklären können? Vielleicht wird ers nicht einmal wollen. War vielleicht froh, mich endlich aus seinem Herzen verstoßen zu dürfen. Ich machte allzuviel Unruhe darin . . . Nein, ich glaube nicht, daß er mich liebte. Ich glaube nicht," sagte sie zu dem Holzbild, „daß du den Atem der Liebe mitbringst und daß

du von seiner Liebe so wund bist. Du bist kalt. Ich bin mit dir allein."

Sie sah um sich, über die tief beschatteten Wände hin. Auf jener leeren hing, kaum noch erkennbar, Christus.

„Als Kind kniete ich vor ihm, er erfüllte mir jede Sehnsucht."

Sie betastete den Betstuhl, bog ein Knie.

„Es geht nicht mehr: zu sehr habe ich einen anderen geliebt."

Sie schlich zurück, den Atem angehalten. Sie schob ihre Hand unter den hölzernen Nacken, hob das Bild — ihr Herz sprang wild auf — aus der Kiste, schleppte es keuchend zu ihrem Bett. Da stand sie noch und bangte; — aber die Arme brachen ihr nieder von der Last, die Puppe fiel aufs Bett. Manoella sah sie an, und langsam kämpfte sich Erlösung aus ihrer gequälten Miene. Sie beugte sich über das Holzbild.

„Du wirst mir treu sein, wirst nur mich kennen und mich immer verstehen. Du mußt wohl, denn ich gebe dir ja meine Seele. Du wirst nur von mir leben und mit mir sterben. Drum kann ich dich lieben und deiner Liebe trauen: wie andere Frauen, denen die Welt zu weit und zu treulos war, jenem anderen Bild, dort drüben an der Wand, sich vertraut haben."

Es dunkelte. Sie machte Licht, schloß die Tür und lauschte: die urweltlichen Einsamkeiten ringsum schickten Schattenlaute in dies klösterlich kahle, fensterlose Zimmer; — und Manoella zog auch über den eigenen Nacken den Bettschleier, der um das Holzbild hing, und führte ihre Lippen seiner Brust entgegen und seiner gemalten Wunde.

sie ein wenig aus der Ferne, mit einem nachprüfenden Lächeln.

Er entschuldigte sich: „War es etwas anderes als Selbstsucht, da ich sie zu meinen seelischen Neigungen drängen, sie meiner Persönlichkeit unterjochen wollte? Vielleicht hätte eher sie das Recht, weil sie vollständiger und stärker ist als ich? Wirklich gehört ihr in meinem Leben ein gewisser Platz; und ich bin nicht sicher, daß ich einen in ihrem habe. Erziehung? Was für einen Schwärmer damals die Einsamkeit aus mir gemacht haben muß! Ich hätte also eine Tigerin zum Droschkengaul zähmen sollen?"

Noch immer, obwohl sie nun groß war, übernachtete sie oft im Walde. In ihren flatternden seidenen Kleidern setzte sie Tieren nach und kletterte auf Bäume. Ihr Zimmer war kokett möbliert; und Spuren waren auf den weißen Fellen, dem weißen Lack, wie von Tieren, die sich gewälzt hätten. Wochenlang mochte sie nur Haselnüsse und Beeren; plötzlich kamen ihrem Gaumen die schwierigsten Gelüste, und das Haus roch früh und spät nach Festen. Vinella hockte sich beim Essen auf Leonhards Kniee; schob ihm Bissen in den Mund, den sie küßte, während er kaute; gab ihm den schwarzen Wein zu trinken, in den sie kindlich ihre rote Zunge getaucht hatte; fächelte ihn mit ihrem parfümierten Fächer, bis er einschlief.

Erwachte er und sah sie nicht mehr, ward ihm beklommen und leer zu Sinn. Kein Buch ersetzte ihre Gegenwart. Er rief nach ihr, unter dem Vorwand von Geschenken. Um sie fünf Minuten länger bei sich zurück-

zuhalten, tat er, was er nie getan hätte. Er entließ, weil ihre Laune es wollte, seinen alten Diener. Er schoß auf die Rehe, die einst nahe um ihn her, wie in seiner Hut, geweidet hatten. Das Geld, das er seinen Neffen schicken wollte, verlangte sie für sich, und er gab ihrs. Sie hatte nie um Kostbarkeiten gebeten, außer um glitzernde. Es war ihr gleich, wem das Haus gehören sollte, durch das sie wie ein Windstoß ein und aus flog. Nur er und seine Selbstachtung, fühlte er, galten ihr als Beute. Feige, sah er, hatte sie ihn gemacht, wie jemals eine ihn feige gemacht hatte. Er tröstete sich damit, daß ers sein wolle. „Warum war ich ehedem anders? Weil es zu meinem Glück diente. Ziel ist immer nur das Glück."

... In dieser Herbstnacht schlief er nicht. Die Fenster klirrten im Sturm. Fahrende Leute waren heute dagewesen. Noch spät war das Tor gegangen. Was tat jetzt sie? War sie im Walde? Hatte sie bei sich im Zimmer den zerlumpten Burschen, mit dem sie, den Handrücken auf der Hüfte, geplaudert hatte? Leonhard drückte die Augen zu und keuchte in sein Kissen. Sie war nun siebzehn. Längst schon ängstigte er sich, so oft sie das Haus verließ. Sie hing an nichts, sie war herrenlos und gesetzlos. „Eines Tages wird sie nicht zurückkommen; und dann, was dann?" Lieber noch — er hielt den Atem an — hätte er gewollt, der Bursche wäre in ihrem Zimmer und sie zu Haus. Da sah er vor sich, was er dachte, — und sprang auf, legte zitternd Kleider an, nahm den Leuchter. Die Tür flog zu, das Licht verlosch, er tastete sich über die weiten, wankenden Dielen bis

an ihr Zimmer, horchte, spähte durchs Schlüsselloch und sah drinnen das Mondlicht sich auf den Boden werfen und wieder aufspringen gleich einem Gespenst, das tanzte. Er öffnete: sie war fort.

Er stieg die Terrasse hinab, stürzte sich in den Wald, der in Aufruhr war, wie ein Meer. Die Bäume knarrten, wie Masten untergehender Schiffe. Hundert tolle Lichter, kreuz und quer, zuckten. Die Luft brannte einem die Haut und trieb einen zu rasendem Laufen und Schreien an. Leonhard schrie den Namen Vinella, schrie ihn, unerlösbar, in den Sturm. Als er sich wiederfand, saß er auf einem Baumstumpf, starrte wirr um sich und merkte am Ende, daß er erwartet habe, ihn würden Rehe ansehen.

Er kehrte um und betraf sich dabei, daß er betete: laut betete, noch einmal möchte sie wiederkommen.

„Dann lasse ich sie nicht mehr. Ich führe sie in die Welt. Sie soll den Reichtum kennen lernen. Er wird sie fesseln. Sie wird begreifen, was sie an mir hat. Sie wird mich lieben."

Im Hause wehten alle Türen hin und her; es war ganz durchtobt. Er schloß keine, auch die seines Zimmers nicht, und zündete Lichter an, so viele da waren. Und in ihrem Schein stand dort im Spiegel zum erstenmal ein Alter! Leonhard trat schaudernd auf ihn zu, dem weißes Haar wirr um das gerötete Gesicht hing. Er blickte ihm in die wilden Augen. „Ein greiser Wüstling," dachte er. „Ich habe nicht gewußt, wie man das wird. Ich hatte von mir ein ganz anderes Bild. Wie die Namen ihren Sinn ändern, wenn sie uns selbst meinen, und die

Dinge, sobald wir drinstecken!" Noch eben, erinnerte er sich, hatte er gehofft, sie werde ihn um seinen Reichtum lieben. „Ist das schimpflich? Es kommt so sehr von selbst." Er bedachte auch: „Nun ich wieder liebe, stellt sichs heraus, daß ich alt bin, — und da steht es nun, das Alter! Unvermittelt: denn ich war so lange schon ausgeschieden und ohne Ansprüche, zeitlos vor Einsamkeit! Warum habe ich nicht, wie andere, nach Ehren gegeizt? Sie würden mich in schmeichelhafter Weise von der Jugend entfernt haben. Unter den Verbeugungen der Welt würde ich das Alter langsam bestiegen haben wie einen Thron, — anstatt jetzt darin zu erwachen wie in einem Straßengraben. Aber ich war immer nur ein Sinnlicher. Außer den bitteren Bechern, die mir Frauen füllten, schien keiner mir trinkbar. Und wenn dieser der letzte wäre! Vinella!"

Schon merkte er nicht mehr, daß er laut gerufen hatte; — und wie er an das Tischchen beim Fenster trat und das Glas mit Wein an den Mund hob, wich die Gardine zurück vor Vinella. Ihr nachsichtiges Lächeln bedeutete ihm, sie wisse, was alles er getrieben und gedacht habe. Er reckte die Arme aus: „Vinella!" Da sagte sie ruhig, ein wenig spöttisch, und als wäre es nichts: „Ich bin dein".

Leonhard wich zurück; ihm schwindelte; ihm ward kalt. Er schloß, und tastete dabei mit dem Glase nach den Lippen, die Augen. Er öffnete sie wieder, als der Wein heiß in ihn hineinrann. Dumpf war er versichert, Vinella habe, aus der Gardine hervor, in sein Glas ein Pulver fallen lassen, und er sterbe an dem Trank. Jeder Schluck

brannte ihm ungeheure Wonnen ins Fleisch. Bei dem letzten stürzte er. Noch sah er sie erschreckt seinem Körper ausweichen. Er sah noch, wie sie, im Begriff zu entfliehen, ihre großen Augen über ihn hinschickte, ganz unschuldig und in einer Haltung, als ob es sie fröre.

Schauspielerin

I

Leonies Familie behielt trotz den geschäftlichen Einbußen und dem Aussterben aller älteren männlichen Mitglieder noch viel Gesetztheit und Regelrechtheit — abgesehen von einem kleinen Kapellmeister, der aber auch nicht ohne bürgerliche Strebsamkeit war. Mit Leonie ging scheinbar alles gut, bis sie neunzehn war. Sie hatte jahrelang bleich, lang und mager auf dem Sofa gelegen, Butterbrote mit Wurst und ganze Leihbibliotheken verschlungen und dann, die Arme unterm Kopf, entgeistert zur Decke gestarrt. Nun aber brach aus ihr heraus die Theatersucht, und zwar mit den Zügen des Hofschauspielers Hellfried. Leonie kannte ihn längst, und nie hatte sie etwas besonderes empfunden bei seinem Auftreten. Plötzlich kam ihr eine Unruhe: die Ahnung, was seine Partnerin dort oben rede und handle, das könne sie selbst ebensogut und vielleicht besser. Da schob sie sich auch schon, von ihrem Parkettplatz aus, der andern unter, hielt nun selbst, mit zurückgeworfenem Oberkörper und die Arme nach vorn gespreizt, eine berauschende Tirade, fühlte Armands Feuer um sich her, seine auf sie eindringenden Gebärden und seinen klingenden Atem, der über sie hinflog wie der heilige Geist!

Sie saß da, als mächtige und glückliche Künstlerin — bis zum Fallen des Vorhangs, bis sie sich wiederfand in Kleinheit und Ohnmacht, gejagt von Scham und Zorn nach Haus gelangte und Tränen vergoß über ihrem einsamen Teller mit dem erkalteten Abendessen. Am Morgen war der ärgste Jammer vorbei, und sie konnte üben, was sie gestern gelernt hatte.

Mit ihrer Freundin — aus der später dennoch nichts anderes ward als eine Familienmutter — stand sie jeden Abend Posten vor der Tür der Bühnenmitglieder: zweimal, bei ihrer Ankunft und wenn sie gingen. Noch mehrere junge Leute waren so pünktlich. Mädchen, die Hellfrieds Rivalen zuliebe da waren, verachteten die beiden Freundinnen und wurden von ihnen verachtet. Er erschien, mit dem künstlich ungezwungenen Schritt des berühmten Mannes, der sich belauert weiß und nichts merken will. Mehrmals gab er doch dem Zwang ihrer unverwandten Anbetung nach und sah hin. Sein Blick schlug durch sie hindurch; sie spürte ihn in den Fußsohlen und meinte, der Asphalt unter ihr müßte davon aufgerissen sein. Nach der Vorstellung dagegen mochte sie hinlechzen: — er schlüpfte nur, leicht gebeugt, ein Tuch um den Hals, ein anderes fest vor den Mund gedrückt, über das Trottoir; sah vor Besorgnis verstört aus; verschwand hurtig in einer Droschke. Und Leonie war namenlos stolz auf ihn; sein auf der Straße fortgesetztes Komödiespiel beglückte sie fast mehr als sein durch sie hinstreichender Blick.

Sie erklärte im Familienkreise das Komödiespielen laut für das Höchste; für wichtiger als die bürgerlichen

Ziele; für das einzige, wobei man lebe. Sie fing selbst an, jeden Augenblick auf ihre Wirkung zu achten, bei Zeitungsnachrichten Affekte zu üben, wegen eines Nichts eine ihr lehrreiche Szene hervorzurufen. Dies alles vermochte sie jetzt schon mit rollendem „r". Sie sprach so unverhohlen von Armand, daß niemand sie für ernsthaft verliebt hielt. Sie erzählte, daß er es sei, der die Reisinger wegintrigiert habe: „weil er genug von ihr hatte."

Dann sei er ja eigentlich ein gemeiner Kerl. „Ist er auch!" sagte Leonie triumphierend. Mit ihrer Freundin besprach sie bewundernd seine Äußerung: eine, mit der er gut zusammen spielen solle, müsse er gehabt haben. Sie wußten Züge aus der Zeit vor seiner Scheidung. Er hatte seinen Schwiegervater vor einen verschlossenen Schrank geführt. „Ihre Tochter ruiniert mich. Ich habe den Schlüssel nicht; aber da drinnen sind Toiletten für zehntausend Mark; ich kann das nicht leisten!" Als der Vater sie zur Rede stellte, öffnete Frau Hellfried den Kasten und zeigte einen Lodenrock vor und zwei alte Mullkleider. Die Toiletten für zehntausend Mark hingen bei seiner Geliebten. Leonie kam in Verzückung über solche Züge. Sie neigte nicht dazu, rosige Legenden um ihn her zu ranken. Er war nicht der edle Mime, der junge, ahnungslos in sein Zimmer geschlichene Mädchen mit väterlichen Belehrungen und einem Kuß auf die Stirn entläßt; der einem König die Wahrheit sagt; der von allen unerwartet vor Gericht erscheint, um einen Unschuldigen zu retten. Leonies Schwärmerei war neueren Stils. „Wie ist er vermimt und

verschminkt!" rief sie herausfordernd aus. Was daran so erfreulich sei, meinten die anderen; und Leonie verdrehte voll Mitleid die Augen. Oder sie frohlockte: „Also es ist Tatsache, statt Armand Hellfried heißt er, weiß Gott, Aaron Fried!" Ob sie das schöner finde? „Allerdings. Und er müßte nicht mal Fried heißen, sondern Konstantinopler oder Pfefferminzblüt." Man zuckte die Achseln; sie zog ihn ins Groteske. Alle ihre Äußerungen waren jetzt so gewaltsam geworden, diese ganze Lebensperiode krankhaft, meinte man, und offenbar aussichtslos. Dennoch gab sie, kaum daß der Kapellmeister aus seinem Winterengagement zurück war, ihren festen Willen kund, dramatischen Unterricht zu nehmen. Der Vetter solle sie zu dem alten Kersten bringen. Er machte sich, von der ganzen Familie angstvoll souffliert, daran, es ihr auszureden. Zuerst brachte er vor: den wütenden, wenig sauberen Konkurrenzkampf beim Theater; und da kein anständiger Mensch ihn aushalte, die geringe Herkunft und skrupellose Verfassung der Mitkämpfer. Die geringe Herkunft, entgegnete Leonie, habe ganz andere Gründe: Temperament und Leidenschaft gebe es nicht bei Bürgergänsen, noch dazu bei deutschen Bürgergänsen. „Ihr seid ja so gräßlich zahm." Man riß die Augen auf; rechnete sie sich nicht mehr dazu? „Drum sind es beim Theater auch alles Juden," schloß sie sieghaft.

„Na, leidlich gescheit ist sie," bemerkte der Kapellmeister. „Nun muß sie bloß noch wieder friedlich werden." Er nannte weiter: die gesellschaftliche Abgeschlossenheit des Standes und die damit zusammenhängenden Sitten.

Die unverheirateten Tanten schlugen die Augen nieder. Der Kapellmeister mißbrauchte seine Aufgabe und belegte diesen Punkt mit selbst erlebten Beispielen. Leonie hörte ihn zu Ende an; dann erklärte sie: das mache ihr nichts. Alle zuckten auf. Der Kapellmeister sagte:

„Mir auch nicht. Wenn du bloß überhaupt Talent hättest, meine Liebe. Bei dir ist das natürlich die bekannte Krise: ich weiß doch Bescheid."

„Das laß meine Sorge sein," sagte Leonie; und er:

„Und dann, Schauspielerin, was ist denn das? Deswegen stellt man doch keine Familie auf den Kopf. Hast du Stimme, reflektierst du auf die Oper? Nein. Na, dann laß gut sein, beim Schauspiel ist doch nichts zu machen."

„Weil die Musik euch ganz verblödet," entschied sie. Der Kapellmeister stellte fest:

„Eine Antwort hat sie auf alles."

Um sie loszuwerden, brachte er sie zum alten Kersten. Im Sommer und den folgenden Winter machte sie bald hochgemute Zeiten durch, in denen kein Zweifel an ihrer Sonnenzukunft zu ihr hinfand; dann ein Vorbehalt des Lehrers, das Mißlingen einer Rolle oder eine Erkältung und die Angst, mit den körperlichen Mitteln nicht auszureichen, — und sie stürzte über durchweinte Nächte, ebenso viele dunkle Stufen, hinunter in Trostlosigkeit. Im Wartezimmer des Halsarztes traf sie einmal mit Hellfried zusammen. Er ließ ihr den Vortritt; das nächstemal erfuhr sie vom Doktor, er habe gefragt, wer sie sei. Auf der Straße grüßte er sie jetzt; — und die Spannung, ob er ihr begegnen werde, machte,

daß sie nach jedem Ausgang, ganz erschlafft, sich auf das Bett strecken mußte. Sie wünschte sich nicht mehr, ihn zu sehen; sie konnte es kaum noch ertragen. Dabei ließ sie ihre Kleider und Kosmetiken unbezahlt und gab all ihr Geld für Theaterbillets aus: sie müsse arbeiten, es sei Arbeit, wenn sie dort sitze. Aber lernen konnte sie dort nur noch wenig und nicht von ihm. Solange er auf den Brettern fehlte, tat sie nichts als ihn erwarten. Kam er, begann sie zu zittern, ward kurzatmig, verlor alle Fähigkeit, sich Rechenschaft abzulegen, wohnte, halb blind, einem verhängnisvollen Schattenspiele bei. Der alte Kersten ließ sich, selten einmal, auf der Bühne des Hoftheaters von ihr vorspielen. Für die Beurteilung zog er einen der Kollegen hinzu. Welche Qualen, bis sie wußte, wen! Wäre er es, sie war versichert, sie würde beim Spiel unter seinen Augen zur Göttin werden, aber tot umfallen. Ihre Hoffnung, daß er es sei, nein, ihr fassungsloser Gedanke an die Möglichkeit, war ein Himmelsflug und ein Selbstmord . . . Es war niemals er.

Wie der Kapellmeister das nächstemal auf Ferien kam, war sie eben im Begriff abzureisen. Er konnte sie gerade noch fragen: „Na, solls nun wirklich losgehn?" Sie ging zu einer Sommerbühne und von dort für den Winter gleich mit demselben Ensemble an ein kleines Stadttheater. Er gab ihr rasch einige Ratschläge.

„Frechheit ist das erste beim Theater! Bis auf weiteres mußt du jeden Menschen, der dir begegnet, für ein unanständiges Individuum halten."

Dazu neige sie ohnehin, sagte Leonie.

„Deinen Alten sitzen lassen, sobald du weißt, es ist für deine Rolle kein Ersatz da. So bringt man der Bande Respekt bei."

„Wird gemacht."

„Na, mit Gott."

Und Leonie stieg in eine Droschke. Begleitung hatte sie sich verbeten. Als der Schnellzug abfuhr, stand sie im Korridor am Fenster und atmete mehrmals stark auf. Endlich blieb Hellfried dahinten, dachte sie mit gehässigem Jubel. Er hatte sie krank genug gemacht; die Seuche, die er war, sollte nicht noch in der Ferne Kraft behalten. Sie wollte damit fertig werden, sich von ihm erlösen. Wie, wußte sie nicht.

In Kürze trafen bei ihrer Familie glänzende Rezensionen ein und sieghafte Briefe. Wenn man früher, noch als Schülerin, beim Vorspielen auf der Bühne hatte gewärtigen müssen, daß im leeren, dunklen Parkett der Kopf eines Hellfried erschien: o, dann fragte man wenig nach jedem anderen Publikum! Leonie hatte von vornherein niemals Lampenfieber gehabt: sie verachtete die Leute und war bei ihnen rasend beliebt. Später, im Winter, erfolgten keine Nachrichten mehr, nur auf Anfragen gute Kritiken, so viele man wollte. Endlich kam sie heim — es durfte niemand am Bahnhof sein — und bezog wieder ihr Mädchenzimmer, auf dessen Schwelle sie stutzte. Sie erklärte, daß sie für diesen Sommer ihre Verpflichtung mit Hilfe des Arztes zu lösen gedenke; ihr fehle jedoch nichts, sie habe nur das Komödiespielen für den Augenblick satt. Sie schien müde; ihrem Gesicht gaben Bläße und leichte Gedun-

senheit einen krankhaften Reiz. Sie war voller geworden, trug ihre Bühnenkleider zu Hause auf und kein Korsett. Der Kapellmeister langte auch an und stellte gleich fest: „Du hast dich aber großartig herausgemacht! Was die mit ihrer Frisur anfängt! Dein Haar ist ja heller geworden!“ Er bemerkte auch ihre rosig geschminkten Nägel, ging schnuppernd um seine Cousine herum und belebte sich sichtlich. Er hatte sie der Beachtung noch wenig wert, ihr Selbstbewußtsein und ihre schneidende Art eher ärgerlich gefunden. Jetzt sah er sie auf eine beunruhigende Weise zum Weibe erhoben, fing unvermittelt an, sich ihr unterzuordnen, sie gegen die Familie zu unterstützen, sich durch Gefälligkeiten an sie herandrängen, und versäumte keine Gelegenheit, an ihre Kollegenschaft zu erinnern. „Du bist schließlich nur ein Musikmensch,“ meinte Leonie; aber sie benützte seine Begleitung, um in Restaurants zu gehen, — wo man sie für sein Verhältnis ansah. Der Kapellmeister nahm es übel, wenn jemand sie erkannte.

Im Hoftheater klatschte sie, so oft Hellfried herausgerufen ward, mit dem gewissen aufmunternden „Ich gönns dir,“ woran sich die Kollegen erkennen.

Sie schüttelte den Kopf.

„Merkwürdig, wenn man so einen Menschen jetzt ansieht. Ich habe ihn ja eigentlich noch niemals ruhig angesehen.“

Ob das tatsächlich so gewesen sei.

„Na!“

Und jetzt sei gar nichts übrig?

„Nur wohlwollende Erinnerung.“

Und sie lächelte höhnisch. Der Kapellmeister zögerte.

„Einfach vergessen?" fragte er und bekam keine Antwort.

„Wie macht man das sonst?"

Aber ihr Lächeln ward immer rätselhafter.

„Wenn der wüßte, was er alles angerichtet hat," sagte sie endlich, mit sinnender Ironie; und nochmals, beinahe ausgelassen:

„Ja, wenn er das wüßte! . . ."

Der Kapellmeister konnte im letzten Akt nicht stillsitzen und seufzte viel.

Er war ein Schüchterner, der sich unter Abgefeimtheit versteckte, und ein Zärtlicher, der sich vormachte, sein Feld sei die Leidenschaft. Er schrieb — im Sommer, während seiner Ferien — an einer Oper, worin einer die Begehrte foltern ließ, eine Satansmesse in Musik zu setzen war und ein nicht ganz neuer Liebestod stattfand. Die leichten Mädchen, an denen er in keinem seiner Engagements Mangel gelitten hatte, langweilten ihn und standen ihm vor der Aussicht auf Beträchtlicheres; — und plötzlich entdeckte er in der eigenen Familie eine, bei der Geist und Wille hinzukamen zu der offenbaren Gabe, wild zu empfinden! Das mit Hellfried hatte er, zusammen mit den anderen Verwandten, für unwichtig gehalten. Die ganze Leonie hielt man für unwichtig. Nun stellte sich heraus, daß hier alles war, wonach er sich gesehnt hatte und was nicht leicht alles beisammen zu erhoffen gewesen war. Ihre Leidenschaft für Hellfried begeisterte ihn als Leidenschaft und wurmte ihn, weil sie einem anderen zu verdanken war.

Und Leonies blendende Entwicklung seither machte ihm noch schlimmer nagende Gefühle. Er schlug sich plötzlich vor die Stirn: was er hier unerkannt gelassen und versäumt hatte! Das göttliche Geschäft des Aufblühenmachens, das dahinten irgendeiner besorgt hatte: er selbst hätte es übernehmen können! Nun war sie reif — aber nicht durch ihn! Der fragwürdige Reiz, der jetzt um sie her war, machte, daß der Kapellmeister den ganzen Tag eine angestrengte Miene hatte. Er hielt sich unaufhörlich vor: „Wie leicht wärs gewesen!" Und wußte in seinem stillen Grunde: „Gewagt hätt' ichs doch nicht." So nahm er denn entgegen, was ein anderer ihm hergerichtet hatte, und gönnte sich den demütigen Kitzel, mit seiner Cousine zu reden wie mit einer in allen Stücken erfahrenen Kollegin. In dem Durcheinander von gesitteter Verwandtenhaftigkeit und der frechen Duzbrüderschaft fahrendes Volkes stach sie beide das Zweideutige, und davon ward ihr Zusammensein interessant. Da Leonie behauptete, durch nächtliches Rollenlernen des frühen Schlafes entwöhnt zu sein, versaßen sie manche späte Stunde in Cafés, — und sie empfing vergnügt vom Vetter die Geschichten, die er der früheren bürgerlichen Leonie so fest verschwiegen haben würde; erwiderte auch mit dazu passenden Erlebnissen: nur niemals mit eigenen. Vergebens tastete er an ihrem vergangenen Jahr umher, es sprang nicht viel heraus, eine beiseite gesprochene Erinnerung höchstens:

„Wer hatte doch die Gewohnheit?" . . . Erfreut und vielsagend:

„Ach so."

„Nun wer?"

„O, niemand. Ein Bekannter."

Einst in einer Bar, nach starken Getränken, begann sein weiches Musikantengesicht, auf dem kein Bart wuchs, die Nase zu bewegen und zu beben unter dem Schwall von Gefühlen, — und er verriet, er hätte sich eine lang hinrauschende Leidenschaft gewünscht. Wozu denn, meinte Leonie. Er versuchte es zu begründen; sie bedeutete ihm ungeduldig, sein Gerede zeige, daß er fremd sei vor diesen Dingen und schwerlich mit ihnen etwas zu tun bekommen könne.

„Das trifft nur den, der nie daran gedacht hat; und wer die Quälerei einmal kennt, wünscht sie nicht; — obwohl er," leiser und mit dem Blick auf einem Fleck am Boden, „das Erlebte auch nicht abschaffen möchte ... Aber lang hinrauschend? Blech. Unsereiner ist hierin auf Kürze angewiesen. So erklärt sich manches bei uns. Denn was du damals geredet hast von den Sitten beim Theater, die von der gesellschaftlichen Abgeschlossenheit unseres Standes kommen sollten, das war auch nur schwach, mein Lieber. Ich habe das inzwischen besser zu beurteilen gelernt. Eine Bürgerdame kann mitten in einer heimlichen Liebe irgendeinen Menschen heiraten und dann vermittels der pflichtgemäßen Nichtbefriedigung ihr aufreibendes Gefühl meinetwegen noch durch Jahrzehnte hinzerren. Die ewige Unaufrichtigkeit gibt ihr, Gott sei Dank, etwas Fragwürdiges und damit ein wenig mehr Recht aufs Dasein. Wir dagegen," — und Leonie mimte — „wir haben mehr

zu erleben als das; wir haben Grund, einen Liebesanfall rasch abzutun. Wer sich täglich in eine andere Rolle hineinspielen soll, kann nicht innerlich immer an einer und derselben arbeiten, unglückliche Liebhaberin sein ohne Ende. Wir müssen drinnen rein und fraglos sein! Der Leidenschaft, die uns anfällt, den Mund stopfen, ehe sie uns selbst auffrißt: ihn rasch und gründlich vollstopfen und, um Gotteswillen, weiter!"

. . . Der Kapellmeister sagte endlich:

„Bei der Methode kannst du weitkommen. Du bist wahrhaftig ein starkes Mädchen. Ich wüßte nicht, wer dir ein Bein stellen könnte."

Leonies stolzes, nur langsam wieder entgleitendes Lächeln bekundete, sie wisse es auch nicht.

„Wie hast du es in deinem besonderen Fall denn angestellt?" erkundigte er sich.

„Hab ich zu viel gesagt? Ich wollte nur andeuten, wie es, ganz im allgemeinen, bei uns zugeht."

„Bei den anderen? O, die kenne ich. Bei dir, nur bei dir."

Und der Kapellmeister schlug den Zigarettenrauch weg, um sie, die Hand in seinen Schopf gewühlt, von unten andächtig anzusehen. Er wünschte ihren entschlossenen Willen von allen Seiten zu beaugenscheinigen und legte ihr die Rousseausche Frage vor: „Wenn du nichts weiter nötig hättest, als auf einen Knopf zu drücken, damit dort hinten in China ein Mandarin . . ." Jawohl! Sie würde den Knopf drücken und ruhigen Mutes den getöteten Mandarinen beerben.

„Du bringst mir immer mehr Hochachtung bei. Ich — ich könnte das nämlich nicht," gestand er.

„Warum bringe ich dir dann Hochachtung bei? Die muß man doch vor allem vor sich selbst haben. Du bist schwach — und hast nicht den Mut zu deiner Schwäche? Bewunderst jemand, der anders ist? Verstehe ich nicht."

„Du bist eben gar zu sehr mein Fall!"

Ihr Achselzucken und das Bewußtsein, entblößt dazustehen, nahmen ihm den Rest seiner Fassung, und er kam mit Plänen heraus, die er für die günstigste Stunde hatte aufsparen wollen. Sie sei nämlich so sehr sein Fall, und er könne sie so glänzend für seine Musik gebrauchen, daß er es nicht verantworten könne, sie aus den Augen zu lassen. Was sie dazu meine, wenn er zum Winter mit ihr käme. Zu zweit würden sie eine Macht sein; er könne ihr eminent viel nützen. Sie wandte ein, er werde ja höchstens bei der Oper sein. Trotzdem, entgegnete er; und er lasse es sich was kosten.

„Du weißt, ich habe Kontrakt nach Berlin."

Leonie, von oben: „Um so schlimmer — wenn du imstande bist, Berlin fahren zu lassen wegen einer Dummheit."

Er beging schwerlich eine; denn in Berlin als Zweiter hätte er wenig zu dirigieren bekommen. Aber er ließ sie bei dem Glauben. Ob sie nicht sehe, wie es mit ihm stehe:

„Ich muß dich haben! Jetzt weiß ich, daß ich euch 'ne Oper zwischen die Zähne werfe! . . ." Und er sah gereizt im Saal umher.

„Sommerkomponist! Du kannst einmal ein ganz

8*

tüchtiger Dirigent werden, laß das Komponieren lieber sein, Bester. Aus mir wird keine Musik gemacht. Außerdem könntest du es gar nicht; du hast dich einfach verliebt. Ich würde es mir aber ewig vorwerfen, wenn ich einen so strebsamen Menschen von seinem Wege abgebracht hätte."

Sie beugte sich bis auf den Rand ihres Glases, legte die Lippen darauf und lächelte geringschätzig von ihrem Vetter zu den Leuten drüben, bei denen er vorhin die Runde gemacht hatte. Er versäumte das nie. Er tauschte Herzlichkeiten an vielerlei Biertischen; schmeichelte Studenten, damit sie ihn zu Konzerten hinzuzogen; drückte einem Winkeljournalisten die Hand, der sich an seinem nächsten Kameraden ausgetobt hatte — und der Kamerad stand dabei; betrug sich steif und ablehnend gegen den, der von dem Mitbewerber etwas Gutes hielt; diente dem Ruhme ohne Stolz von der Pike auf, wußte um das Erstrebte mit Selbstentäußerung zu werben und das Erreichte schonungslos zu repräsentieren: kurz, trieb es nach Art des mit bürgerlichen Gaben gesegneten Künstlers. Leonie faltete flüchtig die Brauen.

„Ich bin auch schwerlich dein Fall; denn du bist nicht meiner . . . Nichts Ganzes — Bester."

Und sie ließ den Ernst wieder fahren: dem Kapellmeister war sein Urteil gesprochen; er war erledigt. Er fühlte selbst, daß er den Dingen Zeit lassen müsse. Bis dicht vor Schluß der Ferien sagte er nichts Wichtiges mehr. Dann plötzlich:

„Halt dich fest, ich komme nun doch mit, ich bin engagiert."

Er hatte es durchgesetzt, daß der dortige Kapellmeister mit ihm tauschen und statt seiner an die Berliner Spielopernbühne gehen durfte.

Leonie bemerkte nur: „Schlimm für dich. Glaube, bitte, nicht, daß du irgendwas erreichst. Überhaupt bist du blond."

„Was beweist das? Du wirst wohl nicht ausschließlich auf Juden geaicht sein."

Sie hob die Schultern. Mit Stolz auf ihr Schicksal: „Es müssen da geheime Verwandtschaften sein oder so. Wer mir aufgefallen ist, war noch immer Jude; und Erfolg habe ich auch nur bei ihnen."

„Unsinn. Der Hellfried ist überhaupt keiner. Das sagt man bloß. Das sagt man von jedem."

„Der?!"

Sie war bedroht in ihrem Heiligsten; sie mimte: „Er mauschelt ja mit den Händen!"

Auf der Reise und bei der Wohnungssuche ließ sie sich gern von ihm dienen:

„Da du einmal da bist."

Dann kam die Arbeit: die Proben, die Schneiderinnen, die lange, harte Anspannung der ersten Aufführung. Sie ward von einer ganz ungewohnten, abergläubischen Unsicherheit erfaßt und wollte rasch ihre Rolle noch einmal durchlesen; aber die Kollegin, mit der sie die Garderobe teilen mußte, holte sich den Helden herein und machte ihm eine schmutzige Eifersuchtsszene wegen des jungen Komikers. Als Leonie die Garderobe schon verlassen hatte, merkte sie, daß ihr der Fächer fehle, und holte ihn. Bei ihrer Rückkehr sah sie die komische Alte die Hände ringen:

„Sie haben eine neue Rolle und laufen in die Garderobe zurück? Wissen Sie nicht, daß es dann sicher schief geht?"

Dennoch ward sie gerufen. Aber man wollte sie nicht hinauslassen. Sie stampfte auf; wenn sie nicht hinausdürfe, breche sie ihr Spiel sofort ab. Dann hatte sie noch den Widerstand des Vorhangziehers zu besiegen, der mit „der andern" im Bunde stand und den Beifall schlecht abpaßte. Mit der Linken mußte sie hinter die Kulissen drohen, während ihre Rechte mit anmutiger Bescheidenheit dem Saale Dank spendete. . . Die Kritik war unbegreiflich feindselig, das Publikum dieser musikalischen Rheinstadt für das Schauspiel wenig empfänglich, der Regisseur ein Blonder, Trockener, der Leonie das Leben nicht erleichterte. Immerhin verging der Probemonat ohne Kündigung. Der Kampf mäßigte sich zeitweilig. Der Kapellmeister stellte sich wieder ein. Ihm ging es gut. Man sehe sie überhaupt nicht mehr. Sie solle nicht unkollegial sein! Sie wollten an Abenden, wo sie beide frei seien, zusammen ausgehen.

„Danke — ich habe zu arbeiten. Ich gebe mir zwei Jahre, dann muß ich in Wien beim Volkstheater sein oder in Berlin. Was Drittes wird nicht genehmigt."

„Du hast wohl Schulden? Das begabt einen mitunter mit solcher wilden Strebsamkeit. Wenn ich dir vielleicht — als Vetter natürlich," setzte er eilends hinzu, da er ihr Gesicht sah. „Oder aber, wir könnten uns zusammen kochen lassen? Dabei spart man."

Sie lehnte auch dies ab.

„Nur nicht wieder den ganzen Tag mit einem Menschen."

„Wieder? ... Na, nicht kratzen. Ich gehe schon hinaus."

Sie fühlte sich unterliegen in dem Ringen um die Rollen. Der Regisseur drängte sie offen zur Seite. Nachdem sie vierzehn Tage lang unbeschäftigt geblieben war, hatte sie im „Weihnachtsmärchen" als eine der Feen ihr Patengeschenk dem Dornröschen in die Wiege zu legen und „Ich Mäßigkeit" dabei zu sagen: eine Zeitlang jeden Sonntag nachmittags. Sie bekam einen abergläubischen Haß auf dieses „Ich Mäßigkeit." Darauf saß sie volle fünf Wochen im Zimmer, briet sich Äpfel, las, gähnte.

Der Kapellmeister trat eines Abends nach zehn Uhr ein. Er hatte soeben den „Othello" dirigiert und war „ganz hin."

„Menschenskind, was hätte sich aus dem Stoff machen lassen!"

Er hatte unvermittelte Röte auf Nase und Backenknochen, griff mit seinen Molluskenfingern Töne auf den Möbeln, schwenkte sein Stöckchen, war bei ihr eingebrochen wie das Leben.

„Nun sei nicht unartig, komm mit auf die Redoute! Na also! Ich geh nach Haus und zieh mich um; tue du desgleichen. Einen Domino bring ich dir mit, einen großartigen."

Sie hatte sofort ja gesagt. In ihrem Zimmer sah sie überall mit Buchstaben aus Spinngewebe „Ich Mäßigkeit" hingeschrieben und schüttelte sich. Der Trotz verwandelte sie, er gab ihr die Kraft, ihre Sorge für die

Dauer der Nacht auszuschalten. Sie richtete sich den Kopf frech her, und sie gefiel. Ihre reizendste Bekanntschaft waren die Leute vom Budapester Possenensemble; denn sie begriff nicht dieses gehaltene und sittige Benehmen bei Menschen, deren Beruf in Ausgelassenheit und Verletzung des Schamgefühls bestand. Allmählich merkte sie: so waren sie eben deswegen. Leonies Kollegen, die auf der Bühne sich am hohen Ton überfraßen, trieben Schmutzereien in den Garderoben, — indes diese öffentlichen Zotenreißer eine rührende Sehnsucht nach anständiger Verborgenheit hegten. Einer von ihnen fragte Leonie untertänig, warum sie sich denn bei ihnen nie blicken lasse, und war betrübt, als sie erklärte, dahin könne man nicht gehen. Er versicherte, er sehe wohl, daß sie eine Dame sei und nicht vom Schlage der anderen beim Theater. „Aber bitte, nein!" sagte sie und war erschrocken, weil es ihr schien, als sei in ihrer Antwort ihre bürgerliche Vergangenheit heraufgekommen. Sie war nicht besonders glücklich; lag das daran, daß ihre Herkunft sie absonderte, zwiespältig machte? Rasch verhieß sie dem Komiker, sie werde ihn sich ansehen.

Zunächst vergaß sies wieder in dem Gedränge von Vergnügungen, in das sie jetzt geriet. Sie ward den Bürgern, die sie im Theater selten gesehen hatten, erst auf Bällen bekannt, und ihr Übermut gefiel den Rheinländern. Anfangs spielte sie ihn sich vor; dann kam wirklich ein Nachlassen der Spannung, worin ihr Ehrgeiz sie erhalten hatte, ein köstlicher Leichtsinn. Der Beruf verschwand hinter einem herabfallenden

Verwandlungshintergrund, und Leonies Bühne lag bereit für neue Gebärden, die darauf entstehen wollten.

II

In munterer Gesellschaft gelangte sie schließlich zu den Budapestern. Gerade sang ihr Bekannter von der Redoute etwas Haarsträubendes auf seine Hose. Leonie konnte sich nicht helfen, sie mußte den Kopf neigen und den weit vorragenden Hutrand ihr Gesicht verdecken lassen: den Augen des Sängers zu begegnen, fand sie sich nicht gewappnet. Sie fühlte sich auch gar zu sichtbar hingesetzt. Sie war an ihrem Tisch die einzige Dame, und sie trug zu ihrem großen Pariser Hut mit der grauen Straußenfeder einen auffallenden weißen Mantel und eine Spitzenstola darauf. Als das Lied zu Ende war und sie unter ihrem Hutrand hervorschielte, stand vor ihrem Vetter ein großer, schwarzer junger Mann, gelblichen, schmal geschnittenen Gesichts, von besonnener Haltung und mit schweren Zügen zu den Flanken der langen, abgeplatteten Nase. Er sah Leonie an und dann ihren Vetter, der sich nicht regte. Der junge Mann mußte erst ausdrücklich bitten; dann sagte der Kapellmeister unlustig: „Herr Rothaus."

Und Rothaus verneigte sich und zog sich einen Stuhl neben Leonie, als sei er eben dazu hergekommen. Er lehnte sich leicht gegen sie vor und schien ein Gespräch wieder aufzunehmen, das man unlängst in gegenseitiger Höflichkeit und Sympathie verlassen hätte. Er hatte Bewegungen, hinter deren Entschiedenheit sich Unsicherheit verriet. Beim Lächeln duckte er leicht den

Hals; und sein Lächeln war etwas starr und enthielt die Bitte, man möge es für harmlos hinnehmen. Stirn und Augen sahen nach Migräne aus; die Lider fielen dunkel und schmal herab auf braune, langsame Blicke, die zu melancholischer Prüfung ausgingen und, wenn Leonie ihnen die ihren entgegenschickte, sich zurückzogen, sich entschuldigten und um Schonung baten. Ritterlichkeit und Geschicklichkeit waren im Gehaben seines Körpers, Kultur und Schwäche in seinem Kopf. Leonie fand ihn, auf den knochigen Schultern, dem geraden, leicht ausgehöhlten Nacken, häßlich und bewunderungswürdig, diesen Maurenkopf aus lauter mageren Längsfalten, worin dünn, breit und bartlos der Mund lag. Ihre Bewunderung und das Neue in seinem Typus machten, daß sie sein Gespräch ungewöhnlich wichtig nahm.

Und so fiel ihr auf, daß seine Stimme klug und lässig sei; daß seine weltkundigen, trocken zynischen Wendungen angewöhnt klängen; daß diese Standessprache von Kaufleuten hohen Stils mit einem Stich ins Feudale an ihm sich ausnehme wie Zufall, wenn nicht wie Maske. Darauf glaubte sie in seinen Worten nur mehr etwas Ungefähres zu vernehmen. Sie begann sie für achselzuckende Andeutungen zu halten in einer Sprache, die nicht die seinige wäre, mit der er sich abgefunden hätte, der er keine genauere Mitteilung seines Eigenen mehr zumutete. Sie brachte diesen Verzicht in Zusammenhang mit seiner müden Gemessenheit, und sie riet und horchte auf.

Ihre nachdenkliche Miene bewirkte in ihm ein Gefühl der Verantwortlichkeit für das, was er ihr unter-

breitete; und der Ernst, den sie sich gegenseitig einflößten, bestimmte ihrem Gespräch die Richtung. Oft mußten sie ihre Gesichter einander nahebringen, um sich zu hören; denn die Posse, die jetzt gespielt ward, zeitigte im Saal erschreckte Freudenausbrüche. Bei etwas ganz Unerhörtem spreizte eine Dame gleich vor ihnen die Hände aus und fiel, hoch aufkreischend, mit der Nase auf den Tisch. Hinterher sah sie sich schambedrängt um, mit dem Bewußtsein, daß sie den Witz gar nicht hätte verstehen dürfen. Der Kapellmeister lauschte angestrengt durch den Lärm, was Leonie mit Rothaus rede, und als er einige Worte ergattert hatte, fuhr er mit beleidigtem Ausdruck zurück. Er begann heftig zu sprechen, machte stürmische Gesten; er rief umsonst: „Leonie, jetzt kommt was!" und: „Prost, Rothaus!"; und er lachte mit den andern über ihren Ernst. Er selbst aber ward allmählich schlaff und verdrossen. Beim Weggehen, während Rothaus sich noch seinen Mantel zurückgeben ließ, sagte der Kapellmeister in dem Kreise um Leonie:

„Ich begreife dich nicht mehr, das mußt du mir nicht übelnehmen. Über das Buch redet ihr hier, gerade hier? Solche Stilwidrigkeit hätte ich dir nie zugetraut. Über das Buch zu reden, während ‚Herr Strauß' gespielt wird, das ist genau so zum Totschlagen, als wenn einer im ‚Tristan' die ‚Fliegenden Blätter' liest."

„Beruhige dich, ich habe sie ja nicht dir vorgelesen," entgegnete Leonie.

„Nun, dagegen würd ich auch was getan haben. Dafür mußt du dir gefälligst einen Getreidejuden aussuchen, der den Ästheten mimt."

„Na, nun setzt das Geschäft nur fort," sagte er, da Rothaus zurückkam; und ließ die beiden vorangehen. Nach einer Weile wandte Leonie sich um und machte kund, sie wolle nicht mehr ins Café. Warum, gab sie nicht an: und ihr Vetter fragte in wirrer Besorgnis wegen der Wendung der Dinge bei den andern umher, was sie haben könne. Eine Strecke vor ihrer Wohnung rief er entschlossenen Tones Rothaus beiseite. Darauf kam sein großer Augenblick: er hatte aufzuschließen, seiner Kousine hinaufzuleuchten. Beim Abschied versäumte er es nie, einem nach dem andern in die Augen zu sehen; denn es pflegte darin für ihn nur Schmeichelhaftes zu stehen. Rothaus aber sah er nicht an. Er fürchtete auch, Leonie werde seine Hilfe nicht wollen; doch ließ sie ihn machen. Droben in ihrem Schlafzimmer fragte sie ihn:

„Was hast du ihm zu sagen gehabt?"

„Ich hab ihm für alle Fälle gleich unter die Nase gerieben, wer du bist."

„Du — Schlaumeier, das weiß er schon besser als du!"

Sie schob ihn bereits über die Schwelle zurück. Er fragte in Eile:

„Warum wolltest du denn nicht ins Café? Hoffentlich nicht gekränkte Leberwurst?"

„Mich kränken? Das geht schwer — heute abend. Nein, sondern weil ich von euch allen genug hatte. Gute Nacht."

Sie lachte glücklich und zog die Tür zu. Er war heraus aus dem Schlafzimmer und mußte, sehr gedrückt, die dunklen Treppen wieder hinunter.

Das nächste Mal verlief es für ihn noch schlimmer. Leonie hatte in den Zirkus gewollt, den Kapellmeister befiel gleich eine peinliche Ahnung, — und dann saß in der Nebenloge Rothaus. Er kam zu ihnen herein und machte Anmerkungen zu den Vorführungen der Schulpferde. Der Reiter erlaubte sich, Rothaus zufolge, lauter für Laien berechnete Witze. Die Sache selbst besorgte er schlecht, das merkte niemand, weil in ganz Deutschland nur ungefähr hundert Personen die Hohe Schule erlernt hatten, darunter Rothaus, sowie ein Münchener Prinz. Der Kapellmeister wartete gespannt, ob er hinzusetzen werde: „Mein Freund." Dies unterblieb; auch hörte sich alles gelassen an und ziemlich selbstverständlich; und wenn man Rothaus ansah, mußte man zugeben, der Anblick rechtfertige seine Rede oder strafe sie doch nicht Lügen. Der Kapellmeister versteifte sich dennoch im Innern darauf, daß dies alles im Munde eines Kornspekulanten ohne weiteres die lächerlichste Prahlerei sei. Und Leonie! Sie wunderte sich teilnahmsvoll; sie ordnete sich förmlich unter: sie! Wo blieb ihr Geschmack? Allen Ernstes, wohin war ihr Stilgefühl geraten? Er erklärte wütend, die Frau, die da jetzt herumhopse, habe seine Zustimmung, und in dem Fall sei der Gaul ihm ganz gleichgültig. Rothaus entgegnete mit hängenden Lidern, für einen Sachverständigen existiere die Frau gar nicht oder höchstens die Hand am Zügel. „Ich versichere Sie, ich wußte bis jetzt noch nicht, ob sie blond oder schwarz sei." Und nun dankte Leonie ihm; ihr Blick, der sich nur schwer wieder zurückzog, dankte ihm. Der Kapellmeister hielt

es nicht länger aus. Während der Pause, wie Rothaus sie in den Stall führte, verschwand er einfach. Mochte sie glauben, er sei bei der Zirkusdame, die ihm gefallen hatte.

Draußen sah er sofort ein, daß sie darüber gar nicht nachdenken werde. Sie hatte genug zu tun, wenn sie auf Rothaus' Offenbarungen lauschte, — denen er sie überlassen hatte. Ihm ward es heiß und kalt. Zum Umkehren gebrach es ihm an Mut; statt dessen entsendete er zwei Stunden später von der Schwelle mehrerer Restaurants einen vergeblichen Blick durch das Lokal. Ein fürchterlicher Gedanke packte ihn an; er fuhr in die Tasche: Nein, gottlob! sie hatte ihren Schlüssel selbst. Was wäre sonst geschehen? Er begab sich vor ihre Wohnung; sie war erleuchtet. Er ging nach Hause. Was wäre also sonst geschehen? Oder auch, was geschah jetzt? Aber gegen diese Frage empörte er sich. Was machte er sich denn für einen Begriff von Leonie! Sie war ja zu gar nichts imstande. Im Grunde viel zu bürgerlich — mehr als das: kalt. Die Reden, die sie führte? Reden — sonst würde sie sie nicht führen. Andererseits: die Kalten erlebten oft das meiste, aus bloßer Neugier und weil es sie wenig kostete, oder durch Willen, indem sie es sich vorschrieben. Und Leonie war ein Geschöpf des Willens, gescheit und naiv. Wie störrisch mußte sie sein, um nur seiner Rasse zuliebe noch den Rothaus und seine Fratze schön zu finden! Die Kalten gelangten auf diesem Wege bis zu Perversitäten . . . Aber Unsinn, sie war nicht kalt, sie war alles andere, — und dies hatte sich zum Trost nur einer vorgeredet, den sie verschmähte!

Mit argem Hin und Her verstrichen ihm drei Tage. Er behauptete, es sei unnütz, er möge seine Zeit nicht verlieren. Er gab sich die Erklärung ab, daß er, versäumte er dieses Weib, nicht mehr werde leben wollen. Er hielt sich vor, sie sei eine Angelegenheit seiner Musik und nichts weiter. Er antwortete, das genüge, und weinte eine Stunde lang bei verschlossener Tür über Leonies Vollkommenheit und darüber, daß er sie erkannt hatte. Dann ging er in die Probe, froh versichert, er sei fertig mit seiner Liebe; — und bei seiner Heimkehr befiel sie ihn wieder, ganz so, als habe sie in seinem Zimmer, in der Dämmerung, zum Sprung bereit gelegen. Unter einer wüsten Wallung von Gier stürzte er in ihre Wohnung.

Sie stand schön angezogen und polierte ihre Nägel mit einem Fensterleder. Der Kapellmeister schlug keinen Umweg ein, er sagte heiser, mit bleicher, verschwommener Angstmiene, einige Worte, die sein darin pochendes Schicksal aus den Fugen drängte, fiel mit einem Krach auf beide Knie und suchte Leonies Hände zu fassen. Sie schrie auf: „Laß mich!" und „Du bist mir widerlich!"

Fassungslos stemmte sie die Hand mit dem Fensterleder gegen sein drangvoll zu ihr hinaufschmachtendes Gesicht. Er verlor den Halt, war genötigt, hinter sich zu greifen; dabei dachte er: „Natürlich. So muß es kommen, wenn ich mal wild werde."

Sie war zurückgetreten, und sie stampfte auf, gereizt bis zum Weinen.

„Was fällt dir denn ein, wie kannst du mich anfassen, so etwas ist ja widerlich!"

Dies hielt er, trotz seinem eigenen Überschwang, für Übertreibung. Er stellte sich auf die Füße und sagte:

„Das laß gut sein, Kind; wenn du selbst verliebt bist, kommt dir das anders vor."

Sie schrie:

„Nein! Niemals!"

Und sich fassend, mit einer herrischen Begeisterung, worin ein Geheimnis mitklang:

„Keine Berührung: nie! Meinen Körper kann ich keinem geben: solange ich lebe, nicht!"

„Was ist denn los?" fragte er erschüttert und versuchte, ihre Hand zu nehmen.

„Nichts. Laß mich. Du weißt jetzt Bescheid."

„Was soll ich wissen?"

Er dachte: „Ist sie ernstlich verhindert?" Betäubt durch diesen unvorhergesehenen Schlag, fiel er auf einen Stuhl und preßte den Kopf zwischen die Hände. Nach einem schweren Schweigen hatte eins sich ihm erhellt. Auf diese Weise war nicht er allein der Verschmähte. Sie verschmähte alle. Das war viel weniger hoffnungslos! Er richtete sich auf; Leonie war wieder bei ihren Nägeln.

„Die Sache erkläre mir, bitte, noch etwas ausführlicher. Was ist denn das für eine Bieridee?"

„Es läßt sich nicht jedem erklären" — und sie sah nicht einmal auf.

Er kam wieder auf sie zu, die Finger verschränkt.

„Aber einem, der dich sehr, sehr lieb hat? Der mit dir einen ganzen Kalvarienberg ersteigen würde?"

Sein Atem, der nach Zigarren roch, traf sie. Aufgebracht entzog sie sich ihm.

„Du gehst mich nichts an! Du sollst mich in Ruhe lassen!"

So viel Härte stieß ihn ab.

„Kann geschehen," erklärte er. Darauf fühlte sie sich gedrängt, ein wenig nachzugeben.

„Überhaupt schwächt das Körperliche uns Künstler," bemerkte sie. „Wir müssen uns rein und stark erhalten."

Er konnte nicht unterdrücken:

„Besonders jetzt, wo du keine Rollen kriegst."

Leonie, auffahrend:

„Wer wollte mir denn welche verschaffen? Wer hat denn geprahlt, er könne mir hier eminent viel nützen?"

Er fand sich plötzlich daraufgestoßen, daß er die ganze Zeit nur an sich gedacht, nur dahinterher gewesen war, wie er sich mit ihr auf Festen vergnügen, wie er Ehre mit ihr einlegen, wie er sie endlich bekommen könne. Rasch überwand er den Gewissensbiß. Ob sie glaube, daß sie ohne ihn auch nur die Frau v. Valfontaine gekriegt haben würde? Sie wußte genau, daß sie die Rolle dem Helden verdankte, der Grund gehabt hatte, „der andern" einen Streich zu spielen. Das Gespräch, das auf einen Fußfall zurückblickte, machte Miene, sich in einen Kollegenzank aufzulösen.

„Lassen wir das lieber," meinte Leonie. „Ich gehe ein paar Straßen, sie sind doch trocken?"

Beim Überstreifen eines Handschuhs:

„Wem meine Hand nicht auffällt, der liebt mich überhaupt nicht, wie ich geliebt werden will. Der sieht mich gar nicht."

Der Kapellmeister färbte sich hellrot vor Entrüstung.

Wenn nicht ihre festgepolsterte Hand mit den langen, zugespitzten Fingern das erste gewesen wäre, was er von Leonies großer Veränderung bemerkt hatte! Er stieß hervor, er werde also künftig ihre Gliedmaßen einzeln besingen.

„Ich bin stolz auf meine Hände. Rothaus nennt sie Madonnenhände."

„Wie neu!" höhnte er; — und draußen, im Gehen, beschäftigte er sich weiter mit Rothaus. Ob ihr denn nicht der ganze Mensch falsch klinge! Ob das nicht unanständige Verfeinerungen seien, die einer sich nur auf Grund seines Geldes anmaße! Sie sollte einmal, während er zugegen sei, an die mutmaßliche Sprache seiner Großeltern denken, an die Sitten, die sie wahrscheinlich hatten: und plötzlich werde sie es heraushaben, daß der ganze Kerl zum Schreien sei.

„Doch nicht," erklärte Leonie. „Er oder seine Familie besitzen allerdings gerade so viel Millionen, wie Harry Jahre alt ist."

„Harry?" dachte der Kapellmeister und vermochte nicht mehr zu sprechen.

„Darum sind aber seine Vorfahren auch nicht übel. Sie sind in Spanien, vor der Inquisition, Minister gewesen. Er hat mir gesagt: als die Juden vertrieben wurden, gab es kein großes Geschlecht, in dessen Blut nicht etwas von ihrem geflossen wäre."

„Wenn ers sagt . . ." versetzte der Kapellmeister, nur noch traurig. Leonie sprach zu Ende.

„Aber trotzdem, gewiß, das kann kein Mensch vermeiden, daß es in seine Art, sich zu fühlen, eingreift,

wenn er nirgends als ganz unverfänglich durchkommt. In welcher innerlichen Spannung muß einen das erhalten! Da alle ihn in Zweifel ziehen, fängt er an, es selbst zu tun und wird noch fremder und einsamer. Er zersetzt sich, er pflegt ruhelos seinen Geist. Glaubt nur nicht, ihr wäret so gebildet wie er! Wenn ihr gebildet seid, ist es Liebhaberei. Er aber ist es aus Zwang, seiner Selbstbehauptung wegen. Haltet euch erst für so fragwürdig wie er sich; dann werdet ihr erfahren, was Kultur ist."

„Das genügt," sagte der Kapellmeister bitter.

„Das genügt durchaus nicht. Er ist nicht eben hochgemut, sondern schwach. Daß er prahlt, vielleicht sogar lügt, seine Unsicherheit, und daß er die Menschen nicht liebt, das kommt alles, weil er nicht eben hochgemut ist. Aber er will es auch nicht sein. Er will sich und seine Fragwürdigkeit. Etwas Ganzes — Bester!"

„Danke . . . Wie weit darf ich dich übrigens begleiten?"

„Nicht ganz bis an den Geraunerhof."

„Ah! Du gehst wohl soupieren. Mit . . .?"

„O, wir essen jetzt jeden freien Abend zusammen. Wir haben gemerkt, daß wir reden und sogar den andern reden lassen können, ohne daß einer sich langweilt. Nun, und da das nicht häufig ist . . ."

„Viel Vergnügen also," sagte er, bleich und verbissen, mit umherirrendem Blick, und stürzte davon, überzeugt, daß Leonie mit dem Menschen bereits ein Verhältnis habe. „Diese hysterische Anbetung! Mir wäre sie nicht einmal angenehm!" Die bedeutungsvollen Reden dorhin in ihrem Zimmer waren Schwindel und Komödie

gewesen wie gewöhnlich. „Sie hat Angst vor mir bekommen und mir darum etwas vorgemimt.“ Oder wenn sie noch kein Verhältnis hatten, dann wollte sie ihn heiraten. Dann war es begreiflich, daß mit Liebe bei ihr nichts zu machen war, weil sie den Kopf voll Zahlen hatte! Er sei recht froh, sagte sich der Kapellmeister, daß er sie auf diese Weise losgeworden sei. Er habe seine Pflicht getan (alles, meinte er, was ein Mann, der eine Frau vielleicht bekommen kann, zu versuchen sich schuldig ist); „jetzt heißt es nur noch, die Zähne zusammenbeißen.“

Er hatte einen wilden Umweg gemacht, war nach kurzen Minuten am selben Fleck und lief vorbei, ohne zu sehen, wie Leonie und Rothaus aus dem im Lampenlicht glitzernden Reifgeäst der Anlagen traten und langsam in das Hotel hinübergingen. Sie gingen, um wieder in einem Winkel des prachtvollen Salons miteinander allein zu sein, einander von sich selbst zu sprechen und über viele Gedanken hinweg immer bei einem zu enden. Leonie sagte vom Theater, was sich sagen ließ, ohne Abscheu zu erregen. Er erzählte sich ihr. Er ward durch seinen Vater geschäftlich hart angestrengt. Im Hause Rothaus arbeitete man zäh am Zurückholen großer Kapitalien, die auf einmal verloren gegangen waren. Harry fuhr oft nach Brüssel, nur zu einem Besuch der Börse. Während er telegraphierte, umdrängten ihn die Händler, um seine Geheimnisse abzufangen. Am selben Abend saß er wieder daheim in seinem Zimmer, das schwarzseidene Tapeten und helle Möbel hatte, und las. Er las sehr viel und vermochte zu zitieren;—

und Leonie, aufgestützt, zwei Finger unter dem Kinn und mit Lippen, die sich leise voneinander lösten, erhorchte hinter den gleichgültigen Worten das, was sie ihm waren, was sie wurden durch ihn. Plötzlich begriff sie das scheinbar Allgemeinste: so lange hatte sie nichts lesen können als Geschichten. In dem Buch, an dem sie, bei den Budapestern, sich kennen gelernt hatten, in ihrem Buche stand:

„Jeder körperlich oder geistig Ausgezeichnete ist vor allem ein Gezeichneter."

Und Leonie sah ihn vor sich sitzen, den Paria der Höhe. In ihrem Buche stand:

„Das Leben verengt sich nach oben. Sie können ganz oben sich nicht mehr bewegen, nur noch denken: ihre Leidenschaften, ihre Verbrechen, ihre Liebe selbst — nur noch denken."

So war es. Man hastete sich ab und verdiente; man spielte Komödie und hastete sich ab, — und die Entschädigung der Einfachen, das sinnliche Glück, versagten einem die allzu wähleriſchen Nerven. Nun waren sie am Ziel und sprachen über Liebe: und über die beim hochstehenden Menschen immer mehr verarmende Auswahl. Wie rasch im Entschluß war der aus dem Durchschnitt! Ein hervorragend entwickelter Körperteil bewog ihn zum Heiraten; eine Frau ward angelockt durch einen Bierkutscher-Torso. Ein wenig darüber gab es welche, die das geistige Zusammenleben in Betracht zogen. Aber die Möglichkeit hierzu ward, höher hinauf, immer geringer.

„Wie unmöglich Liebe ist für unsereinen! Man ist

allein und hinter eisernen Pforten. Ein Wesen, das zu einem eindringen möchte, rennt blind gegen die Wand und meint, es sei drinnen. Es macht etwas ganz Falsches aus einem und stimmt einen unbehaglich. Es will einen, wie mehrere Frauen, die ich kannte, für ihre Bedürfnisse zurechtphantasieren und ummodeln. Übergriffe und Unverstand. Sie sagt: ‚Wie ich Sie verstehe!' und ich fühle: ‚Aus was für einer unmöglichen Gegend bist denn du herverschlagen?' Kennen Sie so etwas?"

„Ob ich es kenne!" sagte Leonie.

„Ich denke mir ihr Haar zurückgestrichen, mit den Händen weggehalten und sehe dann die Gesichter ihrer männlichen Verwandten. Der weibliche Reiz ist ein beseitigter Trug; die fremde Familie tritt darunter hervor, lauter eigensüchtige, trockene, lauernde, ewig feindliche Züge; der fremde Geist verrät sich, giftig oder fade . . . Ich bringe es nicht fertig, die Töchter und Schwestern der andern zu lieben! Denn ich liebe die andern nicht; ich ziehe mich innerlich zusammen bei ihrer Berührung. Mich mit ihren Körpern, mit ihren eigenen, ins Weibliche übersetzten Körpern vermischen? Niemals!"

„Sie haben also nie geliebt?" fragte Leonie mit verhaltenem Atem. Rothaus verneinte es.

Sie vermutete, er sage nicht die Wahrheit. Übrigens behauptete sie gleich darauf dasselbe, — und vergaß nicht, daß sie lüge, daß die Wirklichkeit anders gewesen war. Aber die Beziehungen, die sie zueinander fühlten, waren in Tiefen geknüpft, in denen die äußere Wirk-

lichkeit nicht mehr galt und über die man nichts aussagen konnte. Man mußte darüber hinwegreden, den Lippen Falsches überliefern, damit die Seelen aufeinander zukommen und sich ihr Wahrstes gestehen konnten. Denn das Wahrste war in der Leonie, die dem Harry Rothaus gegenübersaß, eine helle, strenge Begierdelosigkeit, ein geistiges Zuihmhin, das von der Verachtung des Fleisches etwas wundervoll Prickelndes bekam. Das Denken war ein bis hierher unbekannter Genuß. Die elektrischen Lüster, die Kerzen auf dem Tisch entsandten merkwürdig schimmernde Lichtwellen; und sie meinte, die aus der Vase geneigten Blumen spiegelten sich in dem silbernen Geschirr wie in einer unerhört klaren Quelle. Sie aß wenig und ohne es zu merken; seine Worte waren ihre Leckerbissen.

.... Dies also machte Die auf dem Gipfel zu Asketen: das Wissen um unsere Einsamkeit. Denn wir alle waren zur Einzelhaft verurteilt, zeitlebens; aber nur der, den seine Nerven darüber aufgeklärt hatten, verlor sein Anrecht auf den frommen Betrug der Liebe. Er hätte den Stolz auf sein Eigenstes niederlegen müssen, bevor er seinen Sinnen erlaubte, sich über die Weiber der Fremden zu stürzen. Jene mochten es tun, die an die einigende Macht der Liebe glaubten, ein Wunder von ihr erhofften. Für ihn, der gewiß war, in allen Umarmungen allein zu bleiben, war Liebe eine düstere Unzucht, ein Selbstverrat an Nacht und Schmutz . . . Dort unten gab es irgendwelche, die von Fleischessünde redeten? Ach, wie konnten die wissen, was das hieß! Hier erst erfuhr man es!

Dennoch kam es vor: man fand auch hier, auf diesen Ausläufern eines kalt und gebärdenlos gewordenen Lebens, einen Gefährten: seinen Gefährten, vielleicht den einzigen in der Welt, dem man nicht umsonst ein Zeichen von sich gegeben hätte. Es war ein unbegreifliches Glück: wer würde es zu erwarten gewagt haben? Man bedenke: alle die Millionen wären taub und stumm geblieben, und der eine, der unsere Sprache kannte, trat aus den Millionen, aus dieser finsteren Wolke, einsam erhellt auf uns zu! Wenn es eine Frau war, dann war sie viel mehr als eine Geliebte. Ihr gehörte die Schwesterseele, — und der Zauber ihres Geschlechtes war enthalten in einem Fleisch, das eine namenlose Verwandtschaft zu weihen schien. Der Gedanke, es zu berühren, schlug einen mit dem heiligen Grauen, das den Inzest umgab. Man trat zurück; man liebte sich in Gedanken, ohne daß auch nur die Hände sich streiften. So war hier das Schicksal ... Und er sah sie mit der Trauer seines müden Blutes auf der gefalteten Stirn lange bewegungslos an. Sie lächelte ernst und nickte. Sie war stolz auf ihn. Sie hatte mit ihm Mitleid. Sie fühlte sich klar durchströmt von der geistigen Liebe, um die er sie bat; frei und ruhig in der Gewißheit, zu sein, was er wollte. Und ihre schwesterlichen Augen waren groß auf ihm.

Wenn er sie dann heimbegleitete, empfand sie, es gehe sich seltsam leicht; die kalte Luft trage einen, man habe das helläugige, unberührbare Sternenflimmern förmlich im eigenen Kopf und atme aus vollen Lungen die unermeßlichen, rings ausgebreiteten Versprechungen, die ohne Namen waren.

Im Theater, wo sie für die Geliebte des reichen Rothaus gehalten und höher dafür geachtet ward, zeigte sie sich nur noch, wenn sie hinbestellt war: die Welt dort war ihr fremd geworden. Dieses Geduztwerden, dieses Sichgemeinmachen, diese allgemeine Übung, jedem Gedanken die Form einer Zote zu geben! Sie war ehemals stolz darauf gewesen wie auf die Unabhängigkeit des Standes, der den bürgerlichen Begriffen ins Gesicht lachte. Sie hatte scheinbar vorbeigehört an Schmutzereien, war aber, so oft man sie ihr zum besten gab, von demselben Vergnügen erfaßt worden wie beim Einziehen der staubigen Bühnenluft. Das war dahin. „Die andere," mit der sie die Garderobe teilen mußte, demütigte sie mit jeder Geste. Jetzt fragte sie sich, ob sie hier noch werde aushalten können? Das aufgeregte Treiben der Komödianten, ihre unverschämten Triebe, ihre blinde Eitelkeit und Rachsucht stimmten sie düster und erregten ihr Ekel, wie das Hin und Her stark riechender Tiere in einem Käfig. Dann erinnerte sie sich, daß sie dazu gehört hatte, gedachte der Leonie, die sie im vorigen Winter gewesen war, der Erfahrungen, die ihr Blut, ihr Körper hinter sich hatten, — und begriff es nicht mehr, konnte es nicht glauben und versank in das Befremden, die rückwärtstastende Angst eines, der sich vorstellt, er sei als ein anderer schon einmal dagewesen.

Sie blieb viel allein; und bei allem, was sie unternahm und sann, begleitete sie ein Abwesender. Denn sie sah ihn wenig. Er ward jetzt häufiger auf Reisen geschickt. An Abenden, die sie zusammen hatten ver-

bringen wollen, kam mehrmals eine telegraphische Absage aus einer anderen Stadt, wohin er im letzten Augenblick sich hatte begeben müssen. Sie setzte sich in dem schwarzen Spitzenkleid, worin er ihre blonde Schönheit am meisten bewunderte, zu ihrer Lampe und las sein Lieblingsbuch. Sie kaufte sich alle Bücher, denen er Empfindung entgegen gebracht hatte, und vermischte beim Lesen die ihrige mit seiner. Einst fuhr sie nach Köln, um in Sankt Gereon eine Statue zu besichtigen, von der er mit Erregung gesprochen hatte. Sie fuhr nur hin, machte der Statue ihren Besuch und kehrte zurück, ohne etwas anderes gesehen zu haben.

In einer Oper hatte sie einem Madonnenbild ihre Hände zu leihen. Ihre Hände erlangten dabei Berühmtheit; und sie war stolz auf Harry, der auch ohne Lilien und Nimbus ihre Hände erkannt hatte. Er plante mehrmals, zu kommen, sei es nur zu ihrer Szene: und schließlich war er immer abgehalten worden. Dafür versprach er unumstößlich, auf dem Budenfest zu erscheinen, das für irgendwelche Zwecke die Theaterleute den Bürgern gaben.

Leonie verkaufte Sekt. Sie stand unter einer Laube von Blumen: in ihrem großen Pariser Hut, den weißen Spitzenmantel geöffnet über dem Flieder auf den schwarzen Spitzen des Kleides, das er bevorzugte; frisiert zu breiten Wellen, schön geschminkt, mit ringlosen Händen wie aus weißen Blüten; und zwischen schmalen Kohlenrändern hervor eilte ihr Blick hell und unnahbar über das Gedränge. Man belagerte sie,

um ihre berühmten Hände zu sehen. Aber es vergingen Stunden, und er zeigte sich nicht, er. Im Hin- und Herlaufen fragte sie die zweite Verkäuferin, eine Artistin, die noch nicht lange in der Stadt war, ob sie nicht Herrn Rothaus bemerkt habe? „Herr Rothaus?" hieß es, „Sie meinen wohl den reichen Getreidehändler? Ja, er ist mit einer meiner Kolleginnen da."

Leonie fühlte sich kalt werden; sie griff mit der Rechten in das Flechtwerk der Laube ... Die Betäubung schwand, Leonie sah sich um: waren das nur Sekunden gewesen? Niemand schien etwas bemerkt zu haben. Aber das Glas, das ihre Linke nicht losgelassen hatte, war verschüttet. Sie füllte es, nahm das Geldstück; dann, zusammengerafft und lachend:

„Wo steckt denn dieser Rothaus, Fräulein? Zeigen Sie ihn mir, bitte."

Sie beugten sich zusammen hinüber, die andere suchte; schließlich streckte sie den Arm aus. „Dort mit der Miß Violet. Sehen Sie?" Leonie sah: es war ein ganz anderer, — und im selben Augenblick betrat dahinten Rothaus den Saal. Leonies Hand tat einen Ruck nach ihrem Herzen hin; der Blutstrom, der auf ihr Herz zugeschossen war, verlief sich; sie stieß einen Seufzer aus; und sie erstaunte, wie bei einem Erwachen zwischen fremden Wänden. Wo war sie? Also das wars! Sie liebte ihn! Ihr Gefühl war nicht schwesterlich, o gar nicht schwesterlich. Daß sie sich hätte täuschen können! Was wäre aus ihr geworden, wenn sie seinen Arm einer anderen dargeboten gesehen hätte? Sie erschauerte; — und auf einmal stieg in ihr das Glück auf und ent-

faltete sich, süß und stark wie der Schwall großer Liebesmusik.

Rothaus bahnte sich einen Weg zu ihr her; sie lächelte ihm entgegen, zwischen ihren Antworten auf die Scherze der Männer, die an ihren Schenktisch drängten. Viele begehrliche Gesichter folgten demütig ihren Mienen und Gebärden, die unversehens, wie vom Erfolg, prunkend und lässig waren. Man fing an, ihren Wein mit Gold zu bezahlen.

Rothaus war vorgedrungen bis in die zweite Reihe. Er hatte eine gefaltete Stirn, und er grüßte gezwungen. Sie gab ihrer Anmut noch mehr Herausforderndes.

„Die letzte Flasche!" verkündete sie. „Wer kauft sie ganz?" Die Arme reckten sich, es entstand Geschrei.

„Ah, Sie, Herr Rothaus?"

Er brach vollends durch und legte einen Tausendmarkschein hin.

„Ausverkauft!" sagte Leonie.

Da man noch weiter auf sie eindrang, wiederholte Rothaus, und er wandte sich, erbleicht, nach den andern um:

„Ausverkauft!"

Mit einer Gereiztheit, ihr nur fühlbar, bat er:

„Darf ich Sie zu der letzten Flasche einladen, gnädiges Fräulein?"

Sie rückte den Tisch ein wenig zur Seite, ließ ihn ein; und sie verschwanden durch die Rückwand der Laube.

In der Menge, sein krampfhaftes Flüstern:

„Warum benahmen Sie sich so mit den Offizieren? Ich habe Sie so noch nie gesehen!"

„Habe ich Ihnen mißfallen?“ Und in ihr jubelte es: „Er ist eifersüchtig, er liebt mich!“

„Das hübsche Bauernhaus dort im Winkel!“ sagte sie. „Und es ist leer, dorthin gehen wir!“

„Sie wollen mit mir dorthin, wo es leer ist? Das — freut mich. Sie haben also genug von den Huldigungen der Leute?“

„Wer sagt Ihnen, daß die mich glücklich gemacht haben? Ich habe mich betragen, wie es nützlich war für das Geschäft. Ich wollte gut verkaufen; und ich habe den größten Erfolg gehabt von allen.“

„Wie sollten Sie nicht? Sie sind schön. Es ist erstaunlich, wie schön sie sind.“

Sie dehnte sich in ihrem Stuhl; und unter seinem Blick, der auf ihr weidete, entglitt ihrem Gesicht ein langsames, schwelgerisches Lächeln.

„Wenn ich Sie aber gebeten haben würde,“ sagte er leise und beugte sich vor, „sich nicht in die Bude zu stellen, nichts zu verkaufen?“

„Falls Ihnen ein wirklich großer Gefallen damit geschehen wäre: ich bin ja Ihre Freundin, Ihre — schwesterliche — Freundin.“

„Das wäre Ihr einziger Grund gewesen?“ Er schluckte hinunter. Seine ungeschickte Erregung beglückte sie und machte sie weich.

„Mir ist am wohlsten hier,“ sagte sie gütig. Er atmete auf.

„Wie ich Ihnen das danke!“ Und die Stirn stützend: „Wieder Tage umsonst gelebt — immer neue Tage umsonst, ohne Ihnen die Hand zu drücken: Ihre Ma-

donnenhand, die ich so gern in Ihrer Glorie gesehen hätte, wie sie sich aus einem Bilde herausneigt und ein Wunder tut! . . . Jetzt darf ich sie drücken — endlich . . . Aber" — und Leonie fühlte, wie die Finger, auf denen er ihre Hand trug, zu zittern begannen — „ist denn dies eine Hand, die man drückt? Oder darf man sie nur mit anbetenden Lippen berühren?"

Unter dem Schauer seines Kusses gedachte Leonie seiner Worte von einst: „. . . ohne daß sich auch nur die Hände streifen . . ."

Bekannte traten ein und setzten sich zu ihnen. Sie tranken und wurden laut. Rothaus war aus seiner Unsicherheit unter vier Augen mit einem Sprung zur führenden Rolle in der Gesellschaft gelangt. Er forderte zu einer Runde durch den Saal auf, reichte Leonie den Arm, und sie machten sich daran, ihr Geld und ihre Laune unter die Verkäuferinnen zu streuen. Am Glücksrad fragte er nach Leonies Geburtstag, setzte auf die Nummern, verlor alles und lachte siegesgewiß. Dann soupierten sie in großem Kreise. Wie er bezahlen wollte, fand er seine Geldtasche leer. „Kein Wunder," meinte Leonie, denn sie hatte ihn mehrere tausend Mark ausgeben sehen.

„Wie dumm!" erklärte er. „Ich habe nicht daran gedacht, mehr zu mir zu stecken als gewöhnlich."

Und sie war entzückt. Die Prahlerei klang ihr bei dem Menschen, als den sie ihn kannte, wie ein aufstachelnder Mißklang in einem gedämpften, allzu feinen Spiel.

„Zum Glück kommt dort meine Schwester, die wird mir aushelfen."

Er holte ein schönes, braunblasses Mädchen herbei. „Darf ich bekannt machen?"

Die Schwester verhielt sich freundlich; aber die feuchtglänzenden schwarzen Augen unter ihren zusammengewachsenen Brauen durchsuchten Leonie mit gespannter Aufmerksamkeit, wie eine Persönlichkeit, die, ohne je das Haus betreten zu haben, in einer Familie schon längst von drängender Wichtigkeit ist.

Sie gingen tanzen; und sie wanderten umher: alles sehr gemessen. Dennoch fühlte sie lauter Ausgelassenheit unter seiner Oberfläche und in ihren eigenen Gliedern wie ein Jauchzen bei jedem Schritt. Sie traten, als hätten sie sich verabredet, vor jemand hin und Harry stellte vor:

„Herr und Frau Rothaus."

Ziemlich inmitten des Saales führten zwei Stufen auf den Platz unter einem großen Blütenbaum. Er bat sie durch eine kleine, spöttisch feierliche Verneigung, da hinaufzusteigen. Sie setzten sich und blickten umher. Leute stellten sich ein — das Frohlocken, das von den beiden Menschen ausging, mochte sie hernötigen — dienerten, demütigten sich, man wußte nicht, ob vor den Millionen des jungen Mannes oder vor Leonies Schönheit; und die beiden lachten sich an, mit dem frechen Überalleshinaus des Glücks, das in sich die Verachtung der Sterblichen trägt.

Drüben an der Wand sah Leonie einen alten Herrn stehen und sie betrachten, unverwandt und so bar alles Wohlwollens, daß sie stutzte und plötzlich die Mundwinkel hängen ließ.

„Wer ist das?" fragte sie unterdrückt. Und er, mit Trotz und ohne hinüberzusehen: „Mein Vater."

Ihr wars, als habe sie es geahnt; und sie musterte mit leiser, tiefer Angst ihren Feind . . . Gleich darauf lachte sie übermütig, empfand den Kitzel, sich zu rächen für die Sekunde Ernst, die jener alte Mann ihr auferlegt hatte, und war nahe daran, ihm Kußhände zuzuwerfen.

Sie gingen noch mit einem Dutzend von Leonies Kollegen in ein Café und dann, inmitten der Bande, bis vor ihr Haus. Rothaus fand kaum mehr Zeit, ihr zuzuflüstern:

„Ich muß Ihnen etwas sehr — sehr Wichtiges sagen. Wollen Sie es hören?"

„Ja," sagte Leonie, miterfaßt von seinem Zittern.

„Wann sehe ich Sie wieder? Morgen? Am gewohnten Platz?"

Sie saß lange wach; — und tags darauf noch bannte sie Staunen: das geblendete Ins-Glück-Staunen. Wie war sie dahin gelangt, im Laufe welches merkwürdigen, schmalen Umweges, der auf das große Kommende keinen einzigen Ausblick gewährt hatte? Ach, der zurückgelegte Umweg wars, der diese Liebe so köstlich machte! . . . War er unschuldig im Grunde, dieser doch so enttäuschte Geist, daß er sich ein geschwisterliches, begierdeloses Verhältnis hatte vorspiegeln können! Dazu war nur ein Mann imstande, dachte sie mit zärtlicher Überlegenheit. Und ich? Konnte ich mich dermaßen einschüchtern lassen? Jetzt weiß ichs: ich habe ihn geliebt von unserem ersten Zusammentreffen an, seit den Budapestern. „Wie sehr," — und ihr Herz klopfte auf einmal

in Angst — „wie sehr muß ich ihn lieben, daß ich mich von ihm verblenden ließ bis zu dem Vorsatz, ihn nicht zu lieben! ... Haben wir ein verstiegenes Dasein geführt! — ganz wie zwei Engel, zwei nicht sehr schlaue! Eine Freundschaft: ich, der von allen Seiten nachgespäht wird, mit einem so begehrten jungen Mann: und nie darauf zu verfallen, daß die, die mich für seine Geliebte halten mußten, uns zu trennen versuchen würden! Hatte er bisher für mich auch nur eine Familie? Nein; über den Wolken hat man wohl keine. Wenn er unsere Verabredungen versäumte: — mir fiel nie ein, daß der Vater dahinter stecken könne ... Was für ein gräßlich mißtrauisch alter Mann! Und ich werde seinem Sohn doch sicher nicht schaden. Wir werden uns lieben, und zwar gründlich, ja; aber sonst will ich nichts von ihm! ..."

Sie lief durch ihre zwei Zimmer, klopfte mit dem Rücken ihrer Rechten in die Linke und wünschte sich:

„Könnte ich doch zu dem alten Rothaus hingehen und ihm sagen: Ich will nichts von Ihrem Sohn, gar nichts, keinen roten Pfennig und keine Stecknadel, und am allerwenigsten will ich geheiratet werden. Nur lassen Sie uns in Ruh und ..."

Sie blieb stehen.

„Ja, das möchte ich ihm auch noch geben: Wir haben schon so viel Zeit verloren; sagen Sie Harry, er soll rasch machen!"

Gleich darauf:

„Aber das wäre eine unnötige Mahnung. Gestern haben wir das Versäumte nachgeholt, fast alles. Was ist denn noch übrig als — als dies!"

Und ein von Erwartung entrücktes Gesicht der Tür zugewandt, öffnete sie jäh die Arme.

III

Der Wind kam ihr lau vor; sie mußte auf ihrem Gange durch die Stadt manchmal tief aufatmen. Sie nötigte sich zum Schlendern, sie wäre sonst früher angekommen als er. Bei den Anlagen begrüßten sie sich wie immer, gingen mit Einleitungsworten wie immer ins Hotel hinüber; — und in Leonie, die so ruhig sprach und schritt, tanzte das Glück, weils nicht so war, nicht war wie immer!

Sie fanden ihren Platz besetzt. „Natürlich! Heute ist alles anders," dachte Leonie. Als er mit gewohnter Sorgfalt nach ihrem Geschmack fragte:

„Mir ists gleich, was ich esse!"

Er begann von den gestrigen Toiletten. Leonie behauptete:

„Ich habe darauf gar nicht acht gegeben, ich dachte an anderes."

Aber er blieb dabei und fand von dort weiter zu den Trachten auf alten Bildern. Leonie unterstützte ihn mit „ach" und „wirklich," parodierte Eifer und lächelte dabei in geheimem Einverständnis: „Was das alles uns angeht, nicht wahr?" Merkte er das nicht? Woher nahm er all die Reden? Er schien wahrhaftig bei der Sache. „Er kann sich nicht entschließen," dachte sie. „Ich kenne ihn; was bevorsteht, lähmt ihn. Er gibt sich immer wieder eine Minute; erst sage ich noch dies, noch das ... Da plötzlich fiel das Wort Schwester. Es fiel wie ein Stein in einen Brunnen. Leonie sah ihm

nach, betäubt durch solche Tiefe. Sie holte sich zurück; und nun merkte sie, daß sie sich verraten habe, ihm fast schon zuvorgekommen sei. Wirklich? War kein Zweifel erlaubt? In brennender Angst vor seiner Geringschätzung dämpfte sie ihre Miene, löschte alles aus darin, was vor der Zeit aufgeflammt war. Lange noch zuckte der Schreck in ihr nach; aber schließlich versank sie in eine mit Bitterkeit getränkte Ruhe. Sie brachte es fertig, ihn zu beobachten, fast neugierig: war das der Mensch von gestern? Auf einmal unterbrach sie ihn, mitten im Wort.

„Hatten Sie mir nicht etwas sehr — sehr Wichtiges zu sagen?"

Sie sah ihn erblassen.

„Ich? Was denn? Ich weiß — wirklich — nicht . . ."

Sie gab ihm ein wenig Zeit, sich zu quälen. Dann, dennoch mitleidig:

„Ich kann mirs schon denken. Vom Verfasser unseres Buches soll etwas Nachgelassenes erscheinen."

Er schlug die Augen nieder. Bald darauf gingen sie. Ihr Abschied voneinander war kühl.

„Wann treffen wir uns das nächstemal?" fragte er. Leonie antwortete freundlich und fern:

„Ich weiß nicht. Ich habe in nächster Zeit viel zu arbeiten."

Sie stieg, was sie niemals tat, im Dunkeln die Treppen hinauf. In ihrem Zimmer zog sie hinter sich die Tür zu und blieb stehen, eine lange Stunde, ohne Licht zu machen, ohne eine andere Regung als von Zeit zu Zeit ein leises Kopfschütteln. Sie begriff nicht, was vor-

gefallen sei. Liebten sie denn einander nicht? Hatte sie den gestrigen Abend nur geträumt?

Sie sah sich mit ihm, in der Mitte des Saales, unter dem großen Blütenbaum sitzen und ihre beiden triumphierenden Gesichter. Alle hatten sie bewundert, es wußten alle um ihre Liebe; und er allein sollte sie vergessen haben? Eine Laune? Er war doch eifersüchtig gewesen, er hatte doch gestammelt, geworben. Hatte ihre Hand geküßt, daß sie davon noch jetzt wieder aufschauerte. Sie waren zwischen Übermut und Zittern zusammen auf das Glück zugegangen; das vergaß man nicht, das blieb im Blut. „Ach, ich verstehe ihn wohl. Es kostet ihn etwas, von seinen Reinheitsphantasien sich loszumachen. Er ist in seiner Traurigkeit heimisch und muß zum Glück erst genötigt werden. Es wird nicht lange dauern. Er hat den Zwang schon im Blut. Du kannst nichts dagegen machen, Lieber!"

Sie setzte sich, ohne es zu wissen, in Bewegung, sprach und lachte vor sich hin, zündete Kerzen an.

„Ich habe mir eine Zeitlang Kindereien von dir vorschwatzen lassen, und darauf möchtest du jetzt pochen, um mir zu entgehen? Du armer Bubi! Ich hol dich zurück. Sieh mich doch nur an . . ."

Und sie trat selbst, einen Leuchter in jeder Hand, vor ihr Bild im Pfeilerspiegel, den Kopf im Nacken, die Büste nach vorn gedrängt:

„Sag selbst, was kannst du gegen mich machen?"

Als sie endlich im Bett lag:

„Du schläfst diese Nacht gerade so wenig wie ich; glaube nur, daß ich das weiß."

Mit dem Frühstück bekam sie einen Brief von ihm. Er bat um Verzeihung.

„. . . . Ich habe mich falsch benommen. Sie wissen so gut wie ich, daß es falsch war. Was soll man tun? Es hieße vor allem, nie sich selbst verlieren. Wer das könnte! Helfen wir uns doch! Wollen Sie? . . ."

Sie lächelte forschend auf die wohlgeordneten Zeilen hinab. Was dahinter für ein aufgeregter Kampf geschah! Das hatte er in der Nacht geschrieben, war ausgegangen und hatte es zum Kasten getragen, damit es heute früh ihr erster Eindruck werde, damit sie sein gestriges Benehmen vergesse und ihn liebe. Er bat: „Üben Sie Gnade; lieben wir uns nicht!" Und die Tatsache, daß er schrieb, war doch schon ein Armebreiten nach ihrer Liebe und ein Eingeständnis der seinen!

Sie ließ ihn ohne Antwort, nahm sich sogar vor, das Wiedersehen, wenn er um eins bäte, hinauszuschieben. Indessen schrieb er nicht mehr. Was geschah? Glaubte er, mit ihrem Schweigen gehe sie ihm voran im Entsagen? Sie hätten sich still und großmütig voneinander losgewunden und würden sich nie wieder begegnen? Kopflose Angst überfiel sie. Sie war drauf und dran, auf einem Stück Papier sich ganz zu enthüllen, sich zu demütigen, ihn zu rufen. Gerade fand sie noch die Besinnung, sich zu sagen, er werde von selbst kommen; er werde es nicht länger aushalten als sie. . . „Ach, er ist kalt, er fühlt nicht, wie schlimm das alles ist. Ich hasse ihn! . . . Er? Aber er hat es viel schlimmer als ich, da er sich sträubt, da er zu schwach ist für seine Liebe. Ich, ich trage sie! . . . Nein, ich trage sie nicht

länger!" Und der Zug der Tage ging unerbittlich weiter durch Dunkel.

Auf einem verspäteten Faschingsball standen sie plötzlich einander gegenüber. Sie erkannten sich in den Masken sofort, ohne ein Schwanken. „Woran?" fragte er sie; — und sie schwieg, und unter der Larve errötete sie. In ihrer Kenntnis seines Körpers, seiner Bewegungen beim Gehen, seiner Art, den Kopf zu tragen: in ihrer Kenntnis war ihre Begierde. „Und Sie?" fragte sie. Auch er blieb stumm. „Er liebt mich!"

„An allem," sagte er endlich. „An allem erkenne ich Sie. Sie haben nichts, was auch die anderen hätten."

Nach einer Pause:

„Sie haben mir nichts erwidert auf meinen Brief."

„Weil ich Sie nicht verstanden habe. Wobei soll ich Ihnen helfen? Was soll ich wollen? Ich, ich will niemals etwas anderes als das, was ich muß!"

„Und ich, ich quäle mich sehr."

„Erklären Sie mirs."

Er, sehr leise:

„Wenn ich es Ihnen erklären dürfte, wären es nicht die Qualen, die es sind."

Er neigte sich über ihre Hand.

„Ihre Madonnenhand. Sehe ich sie wieder? Darf ich sie wieder verehren, Ihre Madonnenhand?"

Er huschte mit den Lippen darüber hin, — sie aber fühlte, erschlaffend, wie sein unstillbarer Mund sich ihrem ganzen Körper, jedem Fleck ihres Fleisches eindrückte. Sie sagte mit leidendem Ausdruck:

„Ich bin nicht so erhaben, wie Sie — zu glauben vorgeben."

Sie tanzten und wurden berauschter davon als sonst. Sie soupierten mit mehr Ausgelassenheit. Sie boten sich nicht wieder im Gleichgewicht des Glückes den Huldigungen dar. Sie lauschten, unter verwirrtem Lachen, einer auf des andern Fieber.

„Ich muß eilen," sagte er unvermittelt. „Wissen Sie, daß ich noch diese Nacht nach Mainz soll?"

Sie fühlte es wie Eis auf ihren nackten Schultern.

„Das ist nicht möglich!" Und rasch sich zurückholend: „Was für ein Einfall!"

„Höherer Befehl," erklärte er. „Ach, Sie hier allein lassen zu müssen!"

Sie wollte ihm zurufen: „So nimm mich doch mit! Im Ballkleid, halb entblößt, unter den Blicken von hundert Menschen — wie es auch sei: nimm mich mit! Siehst du denn nicht, daß ich bereit bin?" Sie machte sich ganz steif.

„Also glückliche Reise!"

Da sagte er:

„Könnten wir doch zusammen reisen! Verzeihen Sie den verrückten Einfall."

„Nicht verrückt," meinte sie. „Ein bißchen komisch höchstens. Wenn es ginge, ich wäre zu einer Fahrt den Rhein entlang gerade aufgelegt."

„Wollen Sie morgen abend in Koblenz sein?" fragte er, mit kühler Stimme, die zitterte. Leonie konnte nicht antworten.

Er setzte hinzu:

„Ich werde im Hotel Kronstein nachsehen, ob Sie da sind."

„Also ja," brachte sie hervor, „ich mache den Ausflug." Und gleich darauf, in der Sorge, sich zu decken: „Ich rechne dabei aber nicht auf Sie: ich weiß wohl, so eine Geschäftsreise . . ."

„Wenn ich nicht komme, dürfen Sie mich für tot halten" — leise und bestimmt.

Er stand noch da, und sie sahen aneinander vorüber. Plötzlich:

„Leben Sie wohl!"

. . . So war es nun für morgen. Sie kam bleich und betäubt nach Haus. Noch vor drei Wochen wäre es ein rasches, heftiges Erlebnis gewesen. Jetzt war es schwer geworden; Angst und Leiden, die durchgekostet waren, trugen bei zum Gewicht dieser Liebe.

In der Nacht erwachte sie, das Gesicht in Tränen, und fühlte Linderung und Dankbarkeit.

Sie fuhr mit dem Dampfer nach Koblenz, und als sie die Stadt erblickte, fing ihr Herz zu klopfen an. Hier war es. Die kahlen Bäume auf jener Terrasse waren Zeugen und diese Häuser. Aufseufzend, mit trotziger Genugtuung, betrat sie die Straßen. Jetzt hielt sie das letzte Stück Weg fest unter ihren Füßen. Sie sah sich schon ihren eigenen Schritten entgegenkommen; das war morgen, und ihre Hand lag auf seinem Arm, und sie gehörten sich.

Als sie im Hotel ihren Namen nannte, gab man ihr ein Telegramm. Er kam nicht. Er war auf unbestimmte Zeit zurückgehalten.

Sie fiel hin — erholte sich aber, während man noch um Hilfe umherlief. Sie kehrte um. „Also aus," dachte sie. In ihrer Hand spürte sie das zerknitterte Telegramm; sie entfaltete es, und im Gehen starrte sie darauf. Auf einmal kam ihr die Zahl zum Bewußtsein, die sie las: 12 Uhr 25. Er hatte es schon mittags aufgegeben! Er hatte den Abend gar nicht abgewartet, er hatte nicht einmal den Kampf gewagt! „O, das ist das letzte: ich bin ihn los, und gründlich!" Zehn Schritte weiter: „Ich — ihn los? Aber ich liebe ihn ja nur noch mehr: bei jedem Schritt zurück und jeder neuen Schwäche nur noch mehr! Ich glaube ihm nicht wieder: das ist alles, was ich hierbei gewonnen habe. Aber mit oder ohne Glauben, wir werden das Spiel noch oftmals wiederholen. Ich weiß, daß ich von dieser Liebe nur die Qualen haben werde, nur die Qualen. Aber meinst du, ich ließe mir die nehmen? Komm zurück und nenne mich Schwester, wenn du willst: ich habe nicht den Mut, mich wegzuwenden. Komm zurück und verehre mit schlechtem Gewissen eine Madonnenhand, die keine ist: ich werde mit dir lügen und mit dir fiebern. Dann flieh, stelle dich beschwichtigt: ich mache es ebenso. Hoffst du, mein Leiden sei sehr schrecklich? Ja, — wenn nicht auch du littest! Das tröstet. . ." Sie blieb stehen, vor einem Schaufenster, oder wars eine leere Hauswand — vor Dingen, die sie nicht sah, und sagte vor sich hin:

„Jetzt, Lieber, kommen schlimme Zeiten."

Sie kamen.

Ihre Zusammenkünfte wurden häufiger als früher. Sie wußten, daß sie einander nie gehören würden —

und fanden, so oft sie es sich vornahmen, nicht den Mut, Verzicht zu tun auf ihre unfruchtbaren Erregungen, in die sich nun Feindseligkeit mischte. Leonie zog ihre Hand zurück, wenn er sich darüber neigte. Sie verhehlten eifersüchtig ihre eigentlichen Gedanken und mit Empörung den Schauer, den oft einer bei des andern unbedeutendster Bewegung spürte. Nur auf Umwegen, nur versteckt, gaben sie, was allzu sehr drängte, preis; verrieten, daß sie sich zusammen nur ein Leben wünschten.

Leonie nannte die Dinge, die ihr gefielen. Sie liebte leichten Frost, stundenweites Dahingehen über flaches Land, und bei der Lampe, indes die Uhr tickte, einen Dichter zu lesen. Er erwiderte nichts; aber als sie sich wiedersahen, zählte er auf, was er bevorzugte, und es war genau dies.

Sie hätten beide gern gereist. Er träumte davon, am Rande eines bröckelnden Palastes auf den zersprungenen Fliesen einer offenen Halle zu stehen und durch ihre verwaisten Bogen in das Grau aus Sümpfen und Wolken zu starren. Sie dachte sich ihr weißes Schiff auf heftig blauem Meer, unterwegs nach unvorhergesehenen Gestaden. Sie sagte nicht, daß gegen den Mast, und die Schläfe an der ihren, er hätte lehnen sollen. Er verschwieg, daß er, auf das Geländer der schwermütigen Loggia gestützt, ihren Arm hätte fühlen wollen neben seinem.

„In jener Sumpfluft," sagte er, „tiefe Atemzüge tun und daran sterben. Es muß leicht sein. Man wird sehr müde und merkt kaum, was geschieht."

„Ist das ein leichter Tod?" antwortete sie. „Dann

hätte ich nichts dagegen. Das Leben ist nicht leicht und nicht lustig."

„Es gibt Stunden," setzte er hinzu, „wo ich jeden Tod leichter und lustiger fände: noch den scheußlichsten. Man betritt einen gefüllten Zirkus wohl mit dem Gedanken: vielleicht bricht Feuer aus heute abend. Nun, ich werde der Frau — der Frau, die gerade neben mir wäre, den Ausgang erkämpfen und mich, das weiß ich, vom Gedränge zurückwerfen lassen."

Sie hörte das mit einem stolzen Lächeln an, die Augen niedergeschlagen: als sagte er ihr etwas leidenschaftlich Nacktes.

Aber sie schüttelte sich.

„Nein. Ich will nicht sterben. Könnte eines Nachts aus Schlaf einfach Tod werden: ja, dann. Aber ich werde sehr schwer sterben und häßlich, ich fühle es."

Mit dem einsamen Blick des in sich Hinabschauenden: „Ich werde dabei allein sein."

„Kein befreundetes Wesen sollte Ihnen die Hand halten?" fragte er, fast lautlos. Und Leonie, starr: „Nein."

Sie wurden immer verzehrt von der Sucht, sich von ihrer Liebe zu reden, und immer schoß ihr Gespräch angstvoll hinaus über ihre Liebe und bis an ihren Tod: so, als habe das eine Wort den Geschmack des anderen und als wagten sie immer noch eher zu sterben als einander zu lieben. Er sagte:

„In meinen schwachen Stunden wünsche ich mir, ich hinge dermaßen mit einem anderen Wesen zusammen, daß ich entfernt und ohne Nachricht zur selben Minute

stürbe, in der es stirbt. . . Nein, es sollte nicht sterben. Es sollte nur meinen Tod in seinen Händen halten. Wenn es mir eine goldene Kugel gäbe, das wäre das Zeichen."

„Sie würden Gebrauch davon machen?" fragte Leonie schnell, mit grausigem Entzücken. Seine Mundwinkel zitterten, und er hatte unter hängenden Lidern einen saugenden Traumblick.

„Wollen Sie mir sie geben, die goldene Kugel?"

„Nehmen Sie an, ich hätte sie Ihnen gegeben. Ist das nicht dasselbe? Ich habe sie Ihnen gegeben — für später."

Sie wurden in Überreiztheit gehalten durch das beständige Bewachen ihrer Regungen. Leonie geriet wegen irgendeines Gesichtes außer sich. Er brachte aus seinen Geschäften Überdruß mit und Menschenfeindschaft. Beide litten sie unter dem Frühling wie an einer Krankheit. Die Blumen, die sie am Abend vor ihrer Brust getragen hatte, verfolgten ihn mit ihrem Duft noch am nächsten Tag. Sie ihrerseits entdeckte die Musik; und als könnten ihre Sinne, denen das Eine versagt ward, sich an vergeblichem Ersatz dafür nicht genug tun, ward sie Feinschmeckerin, hängte sich an eine Champagnermarke, an eine Zigarette.

Ihr Schlaf fing an auszubleiben; — und matt und unbeschäftigt ward sie nur von einem unbesieglichen Gefühl des Erwartens aus dem Bett getrieben. Sie wartete auf die Post, auf einen Brief von ihm, mit — sie wußte es — unmöglichen Erklärungen und Entschlüssen. Sie raffte sich plötzlich aus Träumerei auf

und kleidete sich Hals über Kopf an, — weil er kommen konnte. Jedes Klingeln stürzte sie in Entsetzen. So oft ein Wagen vor dem Hause zu halten schien, riß sie das Fenster auf. Sie ward totenbleich, als es einst ein Leichenwagen war. Man brachte ihn ihr; er hatte die goldene Kugel abgeschossen. . . Und am Abend saß sie da, die Wange in der Hand, und sann krampfhaft: „Wenn nun einer käm und mich mit sich nähm! Ist das nicht der beständige Gedanke von allen kleinen Mädchen rings im Land? Ja, so ist man nun."

Dann: „Und wie einfach wäre es! Er sitzt allein in seinem Zimmer, wie ich in meinem, und quält sich um mich, wie ich mich um ihn. Ein paar Straßen sind zu überschreiten, das ist alles. Es ist unbegreiflich, daß ers nicht tut! Was hindert ihn? Was?" Sie hatte es aus dem Gesicht verloren, hielt es für Blendwerk gegenüber der Wirklichkeit ihrer Begierde. „Wenn ich nicht mehr diesen Druck vor der Stirn hätte, würde ich klarer sehen. . . Denkt er am Ende gar nicht ans Kommen? Ist gar nicht versucht? Leidet gar nicht? Für ihn ists kaltes Spiel? Und im Ernst mache nur ich es durch?"

Sie irrte, sich die Arme pressend, durch die Zimmer. Es brannte in ihrem Leibe. Sie versuchte nicht mehr, ihren Durst zu stillen. Das Kämmen zur Nacht war unsäglich peinvoll; — und sie entkleidete sich im Dunkeln, um nicht im Spiegel ihre verschmähten Glieder zu erblicken, die sie schwer, unnütz und kläglich ins Bett sinken ließ, als würfe sie sie weg.

In der Schlaflosigkeit bildete sich eine angstvolle Unruhe, kribbelnd, unerträglich, — und die Wut, die ihr

Körper hervorbrachte, warfen ihre Gedanken auf irgendeinen: auf eine Schneiderin, einen Kollegen. Ihr Feind, der Regisseur! Das war der Schuldige; der hatte sie dahin gebracht, wo sie jetzt war, dadurch, daß er ihr nichts zu spielen gegeben hatte! „Wenn ich hätte arbeiten dürfen: nie wäre dies aus mir geworden! O! Wie hat dieser Mensch mir geschadet!" Sie fuhr aus dem Bett. Laut ausbrechend:

„Wenn ich morgigentags nicht eine große Rolle kriege, dann mache ich einen Krach, an den sollen sie denken!"

Vor neun Uhr war sie im Theater, ward, weil man nicht mehr gewohnt war, sie zu sehen, mit Staunen begrüßt und stieß ihre Beschwerden aus. Alle gaben ihr recht, hetzten sie noch mehr auf. Sie könne den Regisseur wegen Existenzschädigung verklagen. Übrigens komme keiner mit ihm aus. Mehrere erklärten, demnächst ihre Entlassung geben zu wollen. Da erschien er, und alle verstummten. Leonie, angewidert und schwach, ging weg, ohne gesprochen zu haben.

Sie schrieb ihrem Agenten, er möge ein Gastspiel vermitteln. Beim Suchen nach einer Rolle stieß sie auf die Hero.

Sie hatte sie gelesen und vergessen. Nun ward sie festgehalten, zuerst nur durch die beunruhigend weiche Sinnlichkeit der Verse; sah ihr Getändel zum Südsturm werden, — und da gaben sie den Klang von Leonies eigener Leidenschaft. Sie hatte diesen Klang aus den Versen erlauscht, noch ehe er in Hero entstand. Da war nun alles: die da saß in ihrem Turm, und

„Nicht Götter steigen mehr zu wüsten Träumen,
„Kein Schwan, kein Adler bringt Verlaßnen Trost,
„Die Einsamkeit bleibt einsam und sie selbst."

Auch die da hatte gesagt:

„Im ganzen Leben seh ich kaum dich wieder,
„Und so ists abgetan. Wohl gut!"

Und gleich vergaß sies und sprach zu ihm durch die Ferne.

Auch hier empörte sich eine:

„Was kamst du her, nichts denkend als dich selbst,
„Und störst den Frieden meiner stillen Tage —"

Und wünschte dem Störer Tod! Und konnte das Bild seines Verderbens nicht ertragen!

Leonie ward trostvoll erweicht durch diese Gemeinschaft. Dann wieder, vom Studieren müde und den brütenden Blick auf den dunklen Wellen, die gegen Leanders Leiche brandeten, bedachte sie, daß solchen Schicksals also die Welt voll sei; und eine Klage über die Vergeblichkeit unserer Sehnsucht, das Elend der menschlichen Dinge — eine Klage über das Lebenmüssen erstickte sie.

Übrigens fühlte sie sich krank. Das weibliche Leiden, das schon bei der Rückkehr aus ihrem ersten Engagement einen lässigen Reiz über sie verhängt hatte, brach heftiger aus und ermattete sie. Beim Lernen der Hero stellte sich eine Schwächung ihrer Stimme heraus. Sie mußte wieder in die Behandlung des Halsarztes; — und es erbitterte sie bis zum Krampf, daß sie inmitten

ihres wunden Gefühls sich auch noch mit ihrem Körper befassen sollte. Wenigstens das Recht haben, seiner irren Seele ganz nachzugeben — wie Hero! Die war in ihrem Liebeswahnsinn unzurechnungsfähig, hatte kein Gewissen mehr, wußte nichts von Fesseln. „Warum laufe denn ich nicht hin zu ihm, schreie ihm seine Feigheit ins Gesicht, küsse ihn, bis er aufwacht, bis er Mensch wird, — raube ihn mir? ... Ah! das ists, dafür bin ich zu sehr Bürgermädchen. Nichts Ganzes — ich nicht: nicht Komödiantin, nicht Familientochter. Verpfuscht."

Aber sie hatte Stunden, wo sie sich hineinspielte in das Ideal ihres Leidens, ganz Hero ward, stolz auf ihr Schicksal und fast glücklich.

Sie gastierte an einem mittleren Hoftheater, wo kurz vorher eine andere Hero, eine Berühmtheit, kühl verabschiedet war. Leonie siegte mit Glanz. Sie riß eine Versammlung steifer Leute in ihre Welt hinüber. In den Augen der Schauspieler begegnete sie der starren Achtung, die die Blicke aller, wie hinter Schranken, dem Auserwählten entbieten. Der Regisseur, ihr ganz gewonnen, beklagte tief, daß die Zulänglichkeit ihrer Stimme noch nicht feststehe. Er wolle alles tun, um ihr Bleiben zu sichern.

Sie kehrte zurück und nahm ihr Kreuz wieder auf.

Er schien verändert; seine Schläfen waren gelber, die Falten um seinen Mund schärfer. Er fragte sie nach allen ihren Erlebnissen, drang in sie wegen der Bekanntschaften, die sie gemacht habe. Sie berichtete von einem, der ihr im Hotel nachgegangen war, ihr den

Portier mit Blumen und Anträgen aufs Zimmer geschickt hatte. „Er ist eifersüchtig!" rief sie sich zu, mit einer Lust, die wund war von oft erlittenen Enttäuschungen.

Er sagte leidend:

„Sie haben Erfolg gehabt, sind gefeiert worden — Sie haben nur an glückliche Dinge gedacht."

Sie dazwischen, mit undurchdringlichem Hohn: „Nur an glückliche."

„Sie können sich kein Dasein vorstellen wie meins. Ich bin am falschen Platz in dem Leben, das ich führen muß: wenn nicht im Leben überhaupt. Dort, wo ich, mit meinem Innern, stehe, ist es einem nicht mehr natürlich, die Gebärden der Wirkenden mitzumachen. Man sieht an allen Lächerlichkeit und Schmutz. Ich aber bin gezwungen zu handeln. Ich muß mich, Tag für Tag, wie ein Bürger benehmen, meinen Widerwillen, meine Scheu verheimlichen, meinen Sauberkeitstrieb ausschalten und meine Weichheit vergewaltigen; muß feilschen, mich mit aller Welt um Geld raufen, dem Sturm der fremden Raubgier standhalten, selber Nachteile zufügen, die Tränen der anderen, ausgemünzt, in meine Taschen schieben. Begreifen Sie, was das für mich heißt? Ich selbst begreife es vollkommen erst seit kurzem: weshalb? . . . Während Sie fort waren, habe auch ich eine Reise gemacht; der Zweck war, unsere frühzeitige Kenntnis eines bevorstehenden Zusammenbruchs einem dritten Hause gegenüber, das noch nichts davon wußte, auszunützen. Als ich zurückkam, habe ich mich eingeschlossen, bis heute. Es war mir unmöglich, einen

Menschen zu sehen, Nahrung aufzunehmen — mich selbst zu berühren! Ich glaube, daß ich diesen Grad von Lebensunfähigkeit erst im Verkehr mit Ihnen erreicht habe."

„Schade." Sie verriet halblaut ihre Bitterkeit: „Das war nicht die Absicht."

Er hörte nicht, er war ganz bei sich selbst.

„Ich frage mich nur, was aus mir werden soll, wenn man mich einmal zu einem Geschäft benützen will, wodurch das vor zwei Jahren uns verloren gegangene Geld alles auf einmal wieder hereinkäme."

Leonie begriff sofort.

„Sie sollen heiraten!" stieß sie aus.

„Noch nicht. Ich frage mich nur im voraus, — weil das das Ende von allem wäre."

Plötzlich ward sie aufgebracht.

„Sie sind so schwach, daß Sie sich in alles finden werden. Jetzt halten Sie sich zurück — aus Schwäche; und wenn man Ihnen einmal eine Frau auferlegt hat, werden Sie sich, aus Schwäche, rascher ausliefern als jeder andere."

Er stutzte.

„Sie meinen? . . . Vielleicht . . . Meine Hoffnung ist nur: eine so reiche Frau wird mich nicht wollen, weil ich häßlich bin. Nicht wahr," fragte er, an ihren Augen hängend, demütig, „ich bin zu häßlich, um geliebt zu werden?"

Und sie war erschüttert. Das fragte er sie! Nach allem, was hinter ihnen lag, war er nicht einmal versichert, daß sie ihn liebe: so wenig, wie sie selbst überzeugt

war, daß er ihre Leiden geteilt habe. Welche Gemeinschaft war noch zu hoffen zwischen zwei Wesen, wenn sie — sie beide nach alledem voneinander nichts wußten; und durch welche himmelweite Einsamkeit führten unsere verurteilten Schritte? . . . Sie senkte das Gesicht und tat, was sie konnte, um nicht zu weinen.

Das nächstemal war er wie immer. April verging; das Theater stand vor dem Schluß; Leonie sprach von ihrer Abreise. Sie waren an diesem Abend noch spät in größerer Gesellschaft, Rothaus angeregt, Leonie von überreizter Lebendigkeit. Er brachte sie im Wagen nach Haus und kaum allein miteinander, verstummten sie. Sie fuhren durch schlecht beleuchtete Straßen. Leonie hatte die Empfindung, er sehe sie an im Dunkeln; sie war gespannt bis zum Aufschreien. Sie sah den Augenblick kommen, wo sie es nicht länger ertragen und den Wagen halten lassen werde. Da sagte er: „Nicht wahr, Sie sind nicht für Liebe?" Leichthin.

Sie wußte nicht, wie sie hervorbrachte: „Sie doch auch nicht?"

Sie rang. In dieser Minute bereute er. In der nächsten, kaum daß sie gestanden hatte, würde er sich zurücknehmen, sie ihrer Schande überlassen.

„Ich bin ja Ihre Schwester?" fragte sie. Es verlief Zeit. Dann er, langsam:

„Aber, wissen Sie vielleicht das vom König von Ägypten? Ein sehr einsames Individuum. Er berührte nie die Leiber der Fremden; er konnte nur eine heiraten: seine Schwester."

Der Wagen bog in eine helle Straße; die Ankunft war nahe. Leonie hatte nicht geantwortet. Er ließ schon das Fenster herab, faßte hinaus nach dem Griff.

„Es ist wahr," sagte er; „wir sind keine Pharaonen" — und öffnete die Tür.

Als er bezahlt hatte und sich nach ihr umsah, lag sie mit dem Gesicht auf dem Polster und zuckte. „Mein Gott, was ist. . ." Bei seiner Berührung schüttelte sie sich wild. Ihr Weinkrampf endete nicht. Er suchte fassungslos nach Hilfe, drückte endlich die Klingel nach ihrer Wohnung. Droben entstand Licht; er rief hinauf, jemand möge kommen; die Tür sprang auf. Er wandte sich um; Leonie war hinter ihm, das Tuch vor dem Gesicht. Sie bewegte heftig den Kopf, sobald er zum Sprechen ansetzte. Sie stellte sich, abgewendet, in den finsteren Hausgang. Niemand kam. Er fragte endlich:

„Soll ich Sie hinaufführen?"

Sie nahm das Tuch vom Munde, machte einen Schritt auf ihn zu. Mit Leidenschaft:

„Ist es nicht genug?"

Und sie drängte den Torflügel gegen seine Schulter, bis er draußen war.

IV

Sie war hinauf geeilt mit dem wütenden Vorsatz, augenblicklich ihre Koffer zu packen. Nun ward es Tag, und sie saß noch da, am Ausweg verzweifelnd. Sich vor ihm in Sicherheit bringen? Wohin? Sie sah die Welt im Dunkel liegen, ohne einen einzigen erkennbare

Pfad. Blieb sie? Dann quälte er sie um den Verstand. Sie fühlte sich auf einen engen Fleck gedrängt, und jede Bewegung führte zu Unheil. Gegen Abend entrang sie sich ihrer Entsetzensstarre und merkte plötzlich den Drang, sich auszusprechen, einen Menschen dort vor sich auf dem Stuhl zu haben, dem sie von dem Wirrsal ihrer Erlebnisse etwas andeutete und der sie ihr erklärte. Wenn sie verständlicher wurden, vielleicht wurden sie weniger schrecklich.

Der Kapellmeister! Seit Monaten hatte sie ihn aus den Gedanken verloren. Sie entsann sich, in wunderbarer Zeitenferne, seines Fußfalles und daß er damals den Eindruck gemacht hatte, als wäre er zu allem Möglichen zu gebrauchen. Sie schickte hin; eine Stunde später kam er denn auch.

Er hatte, seiner Rache wegen, ein wenig warten lassen. Auch behielt er seinen gewohnten Zigarrenstummel im Mund.

„Was gibts denn, was machen wir denn?"

Er war keineswegs ruhig und brauchte lange, bis er zum Sitzen kam. Da bemerkte er:

„Du siehst aber gar nicht gut aus. Fehlt dir was? Vielleicht Krach gehabt?"

„Mit wem wohl?"

„Na — mit — mit Rothaus?"

„Wir stehen gar nicht so, daß wir Krach miteinander haben können. Wir haben kein Verhältnis."

„So, so," machte der Kapellmeister, ohne auf seine Ungläubigkeit auch nur Ton zu legen. „Du mochtest ihn wohl doch nicht genügend?"

Leonie richtete den Teetisch her. Sie hielt inne. Mit stolzer Entschiedenheit:

„Er könnte mich morgen haben."

Der Kapellmeister feixte, etwas bleich, vor sich hin: „Na, Glückauf!" Aus Verlegenheit äußerte er:

„Kommt er vielleicht zum Tee?"

Leonie sah plötzlich aus, als sei ihr Schicklichkeitsgefühl fassungslos überrascht.

„Nein! Was fällt dir ein!"

Der Kapellmeister musterte sie.

„Morgen kann er dich . . . Und heute darf er hier nicht mal Tee trinken? Du gefällst mir."

Sie seufzte. Ja; sobald die Komödiantin alles über die Achsel werfen wollte, fiel ihr das Bürgermädchen in den Arm!

„Siehst du," sagte sie, „weil ich so bin, darum ist es auch schief gegangen. Aber früher hielt ich mich doch entschlossener zusammen. Er erst hat mich so kaput gemacht. Er ist in der Liebe eine Art Monstrum."

„Ach nee." Und der Kapellmeister war voll gehässiger Erwartung.

Leonie begann, erst in zurückhaltend gewählten Worten, — und dann brach alles heraus, mit verzweifelter Deutlichkeit.

„Wie findest du das?" fragte sie immer wieder dazwischen, und zum Schluß: „Wie findest du das?"

„Wie ich das finde? Wenn einer ixmal in aller Form 'ne Liebeserklärung macht und den nächsten Tag ist ers nicht gewesen? Dich bestellt er nach Koblenz, und er bleibt kalt lächelnd in Mainz? Wie ich das finde? Das

sind ich erstens mal bodenlos unverschämt und zweitens zu dumm."

„Man muß ihn kennen. Er ist der feinste Mensch, den ich je gekannt habe . . ."

Sie verlegte sich auf seine Verteidigung. Der Kapellmeister unterbrach sie bald.

„Eins sag ich dir: wer sich aufführt wie er, ist unfehlbar ein haarsträubender Egoist."

Und Leonie, ergebungsvoll:

„Was hilft das mir! Ich liebe ihn."

„Und fein? das will ich dir glauben, fein und gerissen muß er sein, wenn er dir die platonische Liebe hat beibringen können: dir!"

„Und unterdessen hat mein Gefühl Zeit gehabt, sich so entsetzlich fest einzuwurzeln. Auf einmal wars fertig."

Sie berichtete nochmals den Vorgang auf dem Bazar, ihre fälschlich erregte Eifersucht und wie sie, mit verstörter Seligkeit, in sich die Liebe erkannt hatte.

„Es ist wohl nichts Besonderes," setzte sie hinzu, sich besinnend auf den Verzicht dessen, der viel gelesen hat und sich nicht mehr für einzig zu halten wagt. „Es mag häufig so gehn."

„Dem sei nun wie ihm wolle," sagte der Kapellmeister, „aber heraus mußt du hier, meine Liebe. Morgen schließt das Theater; ich wollte ohnehin fragen, ob wir zusammen nach Hause fahren."

Sie erhob flehend die Arme.

„Bitte, nicht!" Und sich bezwingend: „Bleiben wir doch einfach noch ein wenig hier. Zu Hause haben wir auch nichts verloren. Ich werde ihn ja nicht wieder-

sehen . . . Wahrscheinlich nicht . . . Wenigstens tue ich nichts dafür. Aber darum kann man sich hier doch ganz gut amüsieren. Im Stadtpark ist jetzt alles mögliche los. Es kommt wieder ein Zirkus . . ."

„Und so weiter."

Sie war ordentlich sanft; sie bat beinahe. Er sah, daß sie nichts aß, daß sie sich an ihn klammerte und daß sie die Beute einer dieser großen Leidenschaften war, die er immer sehnsüchtig angestaunt hatte. Ihn schauderte vor Ehrfurcht. Er unterwarf seine Eigenliebe.

„Na, meinetwegen. Man kann gerade so gut noch dableiben."

Als er sie nicht mehr vor Augen hatte, empörte er sich dennoch gegen die Stellung, die sie ihm anwies, und beschloß, einfach wegzubleiben. „Das ist sie von ihrem Judenjungen auch nicht anders gewohnt," dachte er giftig. Seine Gutmütigkeit überwog, und er ging hin. Leonie war schon im Anzug. Sie suchten die Budapester auf, soupierten im Restaurant, erledigten drei Cafés und machten einen Abstecher in ein Lokal, das sich seines Nachtlebens rühmte. Leonie bekundete für alles Vorkommende große Teilnahme. Gegen halb drei traf sie zu Hause ein und erklärte, so wollten sie's immer machen. „Vielleicht kann ich jetzt schlafen."

Aber bis dahin brauchte es noch zwei Stunden, — und inzwischen saß sie auf ihrem Balkon, sah ins Dämmergrau der Straße und dachte: „Wenn er jetzt um die Ecke böge . . . Nein, es wäre immer wieder dasselbe. Warum! Warum!" Und dieses Warum war ihr ständiges Gespräch mit dem Kapellmeister.

„Das ist doch nicht menschenmöglich: nur weil er sich in den Kopf gesetzt hat, ich sei seine Schwester? Stell dir ihn, bitte, vor: was kann ihn denn hindern?!"

Der Kapellmeister sagte zunächst: „Vielleicht fehlen ihm die natürlichen Mittel?"

„Nein — das glaub ich nicht," versetzte Leonie mit Überzeugung.

„Oder er hat — andere Liebhabereien, über die er die Welt täuschen möchte, dadurch, daß er sich öffentlich mit einer Frau zeigt."

„Daran hab ich auch schon gedacht. Es ist aber nichts damit: der Zustand, in dem wir manchmal gewesen sind, den mimt keiner, nicht mal für die höchste Gage."

Der Kapellmeister vermutete noch:

„Am Ende ist es nur Geiz?"

Leonie lachte verächtlich.

„Der? Ich hab ihn mit Tausenden herumwerfen gesehen, — und ich wollte, er hätte mir jemals etwas davon angeboten: dann brauchte ich ihn und sein Zartgefühl nicht mehr so schrecklich hochzuachten. Seine Familie allerdings . . ."

„Natürlich: die Familie! Heidenangst, daß es mit Heirat endet. Feierliches Verbot, — und er wagt nicht zu mucken. Du weißt wohl, was in seiner Rasse die Familie noch für eine Macht ist. Zwar, wenn er irgendwelche Schneid hätte . . ."

„Seine Schwäche!" sagte Leonie, mit tragischem Brüten. „Wenn die imstande wäre, ihn mir zu verleiden!" Auffahrend: „Ihn nicht loswerden, durch kein Mittel loswerden zu können: es bringt mich um!

Meinst du, ich sehe die Akrobaten dort? Ich habe den ganzen Saal im Auge, nein, im Gefühl; und tritt er ein, weiß ichs, und sagt er zum Logenschließer leise: ‚Das Programm!‘ — werd ichs durch den Lärm des Orchesters hindurch hören. Keinen Gedanken — begreifst du: so lang der Tag und die Nacht ist, keinen Gedanken zu haben, unter dem nicht der zweite, fixe, sitzt und wühlt. Man ist sich seiner im Augenblick nicht bewußt, glaubt sich mit etwas ganz anderem beschäftigt: er aber wühlt. Es ist eine Stimme, die redet, während man schläft. Man hört sie im Schlaf, man wehrt sich gegen das Aufwachen: man muß. Da ist er wieder.“

Jedesmal kam sie zurück auf die Beteuerung:

„Kalt ist er nicht. Das nicht.“

„Dir gegenüber!“

Und er tröstete ausführlich und liebevoll ihre verletzte Eigenliebe.

„Da muß wirklich schon eine ganz blödsinnige Psychologie zusammenkommen, damit einer von dir sich drückt.“

Aber wieso? Sie rieten weiter. Nahm er mit abnormer Sinnlichkeit alles vorweg in der Phantasie? So etwas gab es.

„Er ist möglichenfalls ein besonders vornehmer Charakter,“ schlug der Kapellmeister vor. „Er weiß von sich, daß er zu sehr Feudalbürger ist, um eine Frau, die seine Geliebte geworden wäre, noch für voll anzusehen. Sein besseres Ich sagt: Das wollen wir vermeiden.“

Kraft seines vielen Nachdenkens über ihn faßte der Kapellmeister ein gewisses Wohlwollen für den von

Leonie Geliebten. Unwillkürlich rechnete er ihm den Geist an, zu dem jener ihm Gelegenheit gab.

Es kam noch vor, daß er sich auflehnte. Er hatte Leonie heimgebracht — und wußte, nun war er abgeschafft für sie, nicht mehr auf der Welt. Was sie von ihm hatte haben wollen — daß er ihr über die schlimmsten Abendstunden hinweghelfe, über die Stunden, die die des anderen gewesen waren —, das hatte er ihr gereicht: nun gab es für sie nur noch jenen. „Und dabei bin ich doch auch ein empfindendes Wesen, und sie weiß es. Aber gerade darum! Sonst ließe sich dazu keiner abrichten. Die Weiber sind gar zu unverschämt."

Er lief Umwege in der Nacht. Der beständige Aufenthalt im Dunstkreis der eines anderen süchtigen Frau fügte ihm unfruchtbaren Reiz zu. Er wollte aufwallen, — und ihre Leidenschaft lähmte die seine. Er brachte die Dreistigkeit nicht auf, sich mit seinem so viel dürftigeren Gefühl an ihres heranzudrängen, das ihn quälte, aber das er bewunderte. Dank Leonie gelang ihm vielleicht seine Oper. Auf diese Hoffnung legte er sich endlich schlafen.

Und je länger, je mehr fand er sich zu Hause in seiner Aufgabe, der trostreichen Zärtlichkeit. Er mußte sich zwar ärgern, so oft Leonie von ihren Beängstigungen durch den anderen anfing; aber sie brauchte, um sie auszuhalten, doch ihn; und daß nach all seinem Bemühen um ihre Zerstreuung in ihrer plötzlich entrückten Miene wieder der Fremde sich ankündigte, brachte wohl Scham; aber dafür trug sein Opfersinn in sich ein wenig Lohn, wenn er die, die er liebte, eine

halbe Nacht lang über ihr Leiden hatte hinwegtäuschen können.

„Es kann schlimmer kommen für uns beide," dachte er. Und eines Abends beim Austritt aus dem Restaurant sahen sie sich Rothaus gegenüber. Alle drei zuckten auf und warteten. Rothaus konnte hervorbringen:

„Ich fürchtete, gnädiges Fräulein, Sie seien schon abgereist."

„Wir sind noch da," sagte Leonie.

„Und Sie bleiben . . ."

„Ich weiß nicht, bis wann. Der Frühling gefällt uns hier. Ist es nicht schön heute abend?"

„Sehr schön."

„Aber Sie wollten zum Essen gehen."

Er grüßte gehorsam und trat ein.

Das erste Stück des Weges sagte Leonie nichts, und sie atmete hörbar.

„Warum hat er nicht einmal versucht, uns zu begleiten?" fragte sie plötzlich.

„Mangel an Geistesgegenwart," erklärte der Kapellmeister.

Wieder nach einer Weile, verhalten, aus dem Tiefsten:

„Es ist doch schön — doch schön."

Und nach weniger als hundert Schritten:

„Schrecklich! Schrecklich! Rasch einen Wagen, ich will heim."

Schon am Morgen kam sein Brief: er bat, daß sie zu dreien beim heutigen Abendkonzert im Stadtpark speisen möchten. Sie wagte sich nicht zu rühren vor Furcht. „Ich dachte doch, wir seien fertig, ich würde

nun gesund werden. Nein, er läßt mich nicht los, er fängt die Marter von vorn an!" Als hätte sie das nicht erwartet, nicht erhofft. „Was soll ich nun tun!" Und plötzlich im Jubelsturm: „Was ich tun soll? O!"

Um acht Uhr saß sie, in einer Herrichtung, mit der sie nach dem Mittagessen begonnen hatte, im kleinen Weinrestaurant, der Eingangstür gegenüber. Sie beugte vor: „Er wird sehr häufig bis halb neun zurückgehalten. O, es kann auch sein, daß wir bis neun warten." Und inzwischen prüfte sie sich im Spiegel drüben, sorgte sich darum, wie der Ton ihrer Bluse, ihres Haares sich in die Tapete füge, suchte Speisen aus und bestellte sie wieder ab, bohrte angstvoll ihren Fuß in den roten Teppich . . . „Drei Viertel auf neun, jetzt kann er kommen." Und bei jedem Aufgehen der Tür setzte sie sich zurecht wie auf einer Bühne, von der jedesmal wieder der Vorhang aufginge, und lächelte fieberhaft.

Auch dem Kapellmeister war kritisch zu Sinn. Er wünschte heftig, jener möge eintreten, damit die Qual ein Ende habe; — und beim Schlage neun fühlte er unerwartet, daß alles andere ihm lieber gewesen wäre. Er legte seinem Geiste die äußerste Anstrengung auf, um Leonie zu unterhalten. Eine Sekunde, nur eine, ihre Aufmerksamkeit herzerren! Nein, kein Lachen war für ihn und keines aufrichtig; es war für den Saal und um sich zu stellen, als paßte sie selbst, in ihrem Herzen, zu ihrer heiteren Frühlingstoilette, ihrem lachenden Teint, ihren Blumen. Sie schlang die Finger mit dem rosigen Jaspis der Nägel ineinander und trennte sie wieder, rastlos; nestelte an sich, stöhnte

unbewußt. Sie dachte, was sie auch redete, nur an die Minuten der Wanduhr und sprach sie mit. Ihre Stimme bei allem war von einer irren Sanftheit und Süßigkeit. . . Da, verändert, laut:

„Also es ist nichts, er kommt nicht mehr."

„Dann ist es wohl nichts," wiederholte der Kapellmeister.

„Ist das nun zu glauben?" Als spräche sie hinter die Kulissen: das einzige echte Wort an diesem Abend. Darauf verlangte sie wohlgelaunt:

„Also essen wir!"

„Wer nicht kommt, kriegt nichts," setzte der Kapellmeister hinzu.

Leonie plauderte auf einmal freiwillig. Sie war wie berauscht von dieser äußersten Grausamkeit; sie lachte schriller. Der, der daneben saß und sie liebte, mochte sie nicht mehr ansehen; er dachte: „Leute wie wir zwei dürften hier gar nicht geduldet werden. Wenn wir auf einmal transparent würden und unser Jammer zu sehen käme wie 'n Bandwurm: ich glaube, weiß Gott, er könnte die anderen Herrschaften beim Essen stören."

Mit wohlgesättigten Mienen standen sie auf und gingen in den Park, der festlich beleuchtet und voll Gedränge war. Kaum darin untergetaucht, erschlafften ihre beiden Masken. Leonie seufzte auf.

„Das ist wieder vorbei."

Aber er konnte da sein und nicht gewagt haben, hineinzugehen!

„Machen wir einmal die Runde!"

Sie machten sie dreimal. Leonie suchte, überwach,

unter den von Papierlaternen bunt besprenkelten Gesichtern. Der Anblick eines Rückens, dicht vor ihr, versetzte ihr einen Schlag. Gleich darauf begriff sie nicht, was sie gesehen habe: nicht die schwächste Ähnlichkeit war weit und breit.

Einige Kollegen hielten sie an; man äußerte Verwunderung darüber, sie noch in der Stadt zu finden. Die anderen erklärten: „Morgen reisen wir;" und Leonie, Hals über Kopf: „Wir auch!" Darauf zu ihrem Begleiter, zögernd und bitter:

„Das heißt, es ist noch nicht sicher."

Man ging ins Café und erstieg den ersten Stock, der abgesonderten Fensterplätze wegen. Der Gedanke an Sekt erklärte sich; Leonie vertrat ihn wie eine Herzensangelegenheit. Als der Champagner da war, fand sie ihn untrinkbar; es gebe nur eine Marke: sie habe den Namen vergessen. Sie wußte ihn und behütete ihn . . . Sie entfaltete eine üppige Ausgelassenheit, füllte damit den ganzen Kreis aus. Warum man sie erst jetzt kennen lerne, hieß es. Sie machte die bösen Gefühle der anderen Frauen aufspritzen, achtlos, wie Pfützen im Vorüberjagen. An die Männer verschenkte sie, über ihre Schulter hinüber, ihr Lächeln, schien für jeden etwas davon aus ihrem Geist zu ziehen, wie eine Blume aus einem Strauß — eine Blume, die sie nicht angesehen hatte und die nichts bedeutete.

Sie schob mehrmals das Fenster auf, das der Held, um seine Stimme besorgt, jedesmal wieder zuzog; beugte sich vor und schöpfte Luft. Auf einmal warf sie sich herum nach ihrem Vetter; ihre Augen waren

von Schreck erweitert und erbleicht; ihre Lippen bewegten sich ohne Ton. Der Kapellmeister erhob sich ein wenig, versuchte hinauszusehen, fand nichts; aber erriet, was sie drunten erblickt hatte. Er lenkte, durch irgendeine Bemerkung, die Aufmerksamkeit auf sich. Leonie bekam Zeit, noch einmal das Fenster zu öffnen. Niemand stand mehr darunter; niemand starrte mehr herauf; dahinten unter den Baumkronen der Gartenstraße verschwanden emporgezogene Schultern, ein gesenkter Kopf, ein Schritt, der nach Flucht aussah.

Er trug einen, der von weither floh und sich allzugern hätte fangen lassen.

Er hatte mit zwanzig Jahren erfahren, daß er nicht lieben konnte; es war eine halb verstandene Erfahrung gewesen, diese an seiner ersten Geliebten. Vielleicht würde er sich niemals einer Frau genähert haben, hätte er nicht gehört und gelesen von einem Vorgang namens Liebe. Er hatte geglaubt, ihn in sich zu bemerken; und der Besitz der Frau schnitt ihn plötzlich ab. Er hatte Lust, sofort weiterzugehen, nötigte sich zum Bleiben, durch Bedenken und mit Hilfe von Neugier, — und wohnte, lichten Geistes, den dunkeln, unwissenden Regungen der anderen Seele bei. Er vermutete, wenn er ihr Getaumel sah, ihrem Stammeln zuhörte, hier geschehe etwas, dem er nicht auf den Grund komme; unter der Sprache, die er zu kennen meinte, unter den Gebärden, die er mitmachte, läge eine versunkene Welt. Die Liebende begriff, mit Sträuben, seine Nüchternheit; es war ein Augenblick, in dem er fühlte, er sei ihr unheimlich. Bei der Trennung äußerte sie Verachtung und verbarg

er Scham. Er hatte die Ahnung, zurückgeschlagen zu sein, neu beginnen zu müssen mit einem Weg und einer Belagerung — wessen: des Lebens?

Eine verfehlte Gelegenheit oder eine fälschlich ergriffene. Jenes Geschöpf war zu einfach gewesen für ihn, vielleicht zu klein. Darauf lernte er die hysterische Leidenschaftlichkeit kennen und das Untergehen in einer Frau von großartiger, die Grenzen des Menschlichen streifender Sinnlichkeit, — und brauchte zehn Tage, bis er unumstößlich wußte, er habe gelogen, habe sich in fremde Schicksale einschleichen wollen und sei gescheitert.

Hinter ihm lag auch jenes fragwürdige Erlebnis mit einem ganz jungen, unberührten Mädchen aus seinen Kreisen, das mehrere Nächte bei ihm verbrachte, auf seinem Lager, in seinen Armen: und dem er Schonung versprochen hatte. Warum brach er zuletzt sein Wort? Was mit seltsamem Lauschen begonnen hatte, endete wie immer in angewidertem Alles- und Nichtswissen. Diesmal hatte er gespürt, die Liebe forme sich; — und die Überrumpelung des Fleisches zerriß sie jäh. Er haßte es nun, das Fleisch. Er beschloß, ihm nie wieder zu erliegen. Er machte aus seiner Schwäche eine Kraft, rechnete sich seine Enthaltsamkeit als Selbsterhöhung an, das schlechte Gewissen in seinen Begehrlichkeiten als edle Scheu des Einsamen, nannte gemein, was sich ihm verschloß, und schmutzig, was er nicht begreifen konnte.

Als er Leonie zu begehren anfing, kehrte aus siebenjährigem Schatten der Abschiedsblick seiner ersten Ge-

liebten zurück zu ihm und das fragende Grauen in ihren erweiterten Augen. Niemals mehr! Sterben für eine Frau, ohne sie besessen zu haben: aber nicht noch einmal diesem Blick begegnen! Er sah ihn voraus in Leonies liebendem Gesicht; jedesmal, wenn sie und er ihre Arme schon öffneten, sah er das Gesicht der Trennungsstunde voraus, nachdem sie ihn erkannt haben würde, und floh. Floh und kehrte zurück, um aufs neue an einer kraftvollen Seele die Ohnmacht seiner eigenen zu reiben — mit Mißtrauen und Furcht. War er nicht schon verurteilt? Verachtete sie ihn schon? Vielleicht! Aber litt noch? Vielleicht! Und er nahm es, verstört, entgegen, was sie ihm reichen konnte, das einzige, kostbare Lebensgefühl dessen, der sein Leben lang im Sterben lag: das Gefühl, leiden zu machen.

Dann wieder eine menschliche Wallung, das Aufblühen einer Stunde, eine Hoffnung, ein Blitz . . . Sich abgewendet und weiter! Nicht sich selbst verlieren! Stolz bleiben auf sein Schicksal! Die Schwäche, die ein Schicksal war, zu einer Leidenschaft machen! . . . Und dahinten verschwand unter den Lindenkronen ein elender und starrer Nacken.

V

Leonie brach unerwartet auf und verlangte, daß die anderen dablieben. Zu dem Kapellmeister, auf der Straße, den Schritt anhaltend und mit einem hilfesuchenden Blick:

„Was soll nun das wieder! Kannst du mir wohl sagen, was nun das wieder soll!“

Der Kapellmeister machte: „Hm. Ja, was wollte er da?"

Dann fand er das Mildtätigste, was sich finden ließ.

„Er kann es nicht lassen. Aber du gefällst ihm mehr, als gut ist. Er hat Angst vor dir. Er fürchtet, er werde dich zu sehr lieben. Verstehst du: zu sehr."

Leonie erwiderte nichts. Warum sollte es nicht so sein? Sie wollte, daß es so sei.

„Nicht einmal einen Vorwand hat er gebraucht, um wegzubleiben. Er gibt alles Heucheln auf, sagt nicht mehr: ich bin verreist — nein, versäumt erst unsere Verabredung und stellt sich dann offenkundig unter das Caféfenster. Wagt also nicht, da hineinzugehen, wo ich bin! O! Jetzt hab ich ihn und jetzt geh ich. Er soll noch oft des Nachts unter den Fenstern stehen!"

„So ists recht. Nun wird gereist," sagte der Kapellmeister eifrig.

„Und zwar morgen mittag nach Köln, mit den Kollegen."

„Findest du das so besonders angenehm? Mit dem ganzen Pack?"

„Unbedingt!"

Sie wollte keinen Augenblick frei zum Denken haben. Sie ordnete bis an den hellen Tag ihre Kostüme in fünf Kisten. Sie ließ sich die Haare waschen, was den Kopf ermüdet und wobei zwei Stunden dahingehn. Noch in der Droschke hatte sie mit ihrer Handtasche zu tun, fiel auf einen Platz, wie der Zug abging, und erklärte sofort, in Köln sollte gebummelt werden. Der Held und seine Freundin ließen sich bitten, weil sie

ins Sommerengagement mußten. Die Beiden von der Oper waren einverstanden. Die Naive klatschte in die Hände.

Die Gesellschaft beschloß, sich durch die Sehenswürdigkeiten zu nichts verpflichten zu lassen; Leonie stimmte gegen den Besuch der Kirchen; sondern man machte eine Fahrt durch die Stadt, speiste ausführlich in einem kleinen Salon des Hotels und blieb noch lange beim Wein. Der Kapellmeister öffnete das Klavier. Auf den ersten Wink sprang Whitman, der Tenor, auf die Füße und sang. Er war klein und schlank, mit starken Armen, und während sein Kehlkopf auf und nieder stieg, spielten aus Freude am Dasein alle seine Muskeln. An seinem krausen, olivenfarbenen Kopf hatten die amerikanische, italienische und die schwarze Rasse mitgewirkt. Er hatte getrunken und geraucht, so viel er mochte; nun ließ er seine Stimme hergeben, was man wollte, seiner Unerschöpflichkeit sicher und strahlend vom Genuß, sich in Tätigkeit und die mühelose Funktion seines Körpers von allen bewundert zu fühlen. Er legte einen Turiddu hin und schmetterte ohne Pause den Bajazzo herunter. Darauf glitt der Kapellmeister zu dem Motiv der „Bohème" und zu seiner Entfaltung in der zweiten Hälfte des ersten Aktes. Whitman setzte ein.

Er war ein Künstler. Seine Stimme verzauberte ihn; sie lieh seinem eitel lächelnden Gesicht den Schmelz der Empfindung, seinen Schultern den geschweiften Leibrock des romantischen Dichters und hängte über seine schwarzen Haare, die nun lang und glatt erschienen, die Balken der Mansarde. Man sah Mimi eintreten

und in Ohnmacht sinken, die Kerzen erlöschen, im kalten Dunkel die beiden armen Menschen unversehens einander bei den Händen halten und, da Rodolfo ihr sagt, wer er sei, den Mond heraufsteigen wie einen Harfenakkord. „Ich bin ein Dichter." Er sang; es war nur ein wenig klingende Luft; aber darin geschah etwas Erlesenes, Staunenswertes. Es öffneten sich zwei Geschicke: — und der kranken Brust der einen und des anderen mit Träumen verkleidetem Elend entschlüpfte, wie ein Schmetterling seiner grauen Hülle, das Glück. Deutlich berührte es mit seinen leichten, durchsichtigen Fußspitzen die staubige Diele. Es war da; es war von einer phantastischen Natürlichkeit, unirdisch und ganz einfach, voll Blut, worin geschmolzene Sterne flossen. So war der Gesang des Dichters. So war, was das Mädchen ihm antwortete. So war, als sie aneinander lehnten und ihr Atem vermischt gen Himmel flog, der Schwall der großen südländischen Liebesmusik.

Nach seinem letzten Griff ließ der Kapellmeister die Hände auf den Tasten liegen. Die eifersüchtige Liebhaberin des Helden sah vor sich hin und murmelte etwas, das niemand verstand. Leonie erklärte, nach einem Schweigen, laut und hart:

„Sie haben fein gesungen, Carlo; aber die Musik ist ekelhaft! Verlogen und — und . . ."

„Na, schön," sagte der Kapellmeister.

Man sprach vom Schlafen; aber Leonie warb stürmisch für den Besuch von Lokalen. Als mehrere abgetan waren, hieß es, nun brauchten sie nicht erst zu Bett zu gehen, sondern könnten um fünf Uhr gemeinsam

weiterreisen. Sie tranken Kaffee am Bahnhof. Es blieb noch eine halbe Stunde, und Whitman führte Leonie den Perron entlang, ohne anderen Zweck als den, zu irgend jemand von sich selbst zu reden. Er hatte in Italien studiert, und er fuhr mit einem Koffer voll Lorbeer aus seinem ersten Engagement in sein zweites: Wien! Dort gedachte er zwei Winter lang sich zu üben, danach aus Amerika Geld zu holen, — und dann sollte Europa ihn kennen lernen. Von jetzt in fünf Jahren war er Millionär und eine Größe. Das stimmte ihn weiter nicht überheblich; nur hatte er sich an die neue Bedeutung seiner Person und an die Tatsache, daß seiner eine so merkwürdige Zukunft wartete, noch nicht gewöhnt und ward tagein tagaus gekitzelt von Lachlust und Mitteilungstrieb, beständig im Zustand jemandes, der vor fünf Minuten das große Los gewonnen hat.

Leonie betrachtete ihn von der Seite, wie er in seiner glänzenden Zuversicht zum Leben mit den leeren Händen schlenkerte, voll von sich, freigebig mit sich, und die feuchtkalte, rußige Luft kräftig durch seinen kostbaren Hals zog. Sie blieb stehen und machte: „J — i . . . Nasal, nicht wahr?" Den Blick am Boden, ging sie weiter. Wie dieser da, war doch auch sie gewesen, vor — einem Jahr noch. Sie sann zurück mit einem Schauer des Befremdens. Was war seitdem über sie gekommen? „Bin ich wahnsinnig?" Sie trug nun, geschädigt in ihrem Körper, ihrem Talent und ihrem Mut, den Stempel des Schwachen dorthinten. Er hatte sie zu dem umgewandelt, was er selbst war. „Was kann ich noch wollen? O, er!" Ihr kränklich aufzischender Haß

richtete sich gegen ihn, eins mit ihrer verbitterten Sehnsucht.

Der Tenor mißverstand den Eindruck, den seine Zuhörerin von ihm empfangen hatte. Er machte sich unvermittelt an eine komische und brutale Werbung und verlangte, daß Leonie mit ihm in den Schlafwagen steige. Sie dankte, auflachend, und ging zu den andern. Wie der sich die Liebe einfach dachte! Und wie der sich kurz und wild gebärden würde, wenn je eine Leidenschaft ihn ergriff! Angenommen, man war von einer gepackt, ihr den Mund stopfen, ihn schnell und gründlich stopfen und weiter: — war das nicht einst auch ihre Auffassung gewesen? Leider war etwas dazwischen gekommen.

Sie saß unruhig auf ihrem Platz. Wie die Tür geschlossen werden sollte, erklärte sie plötzlich, etwas vergessen zu haben, ergriff ihre Handtasche und sprang hinaus. Der Kapellmeister stürzte hinterher. „Nanu, was ist —?" Sie kämpfte seit gestern mit der Versuchung, in Sankt Gereon jene Statue wiederzusehen, die sie einst um seinetwillen besucht hatte, und ein wenig von der Empfindung zu erbetteln, die er dem Bilde — dem Bilde! — geschenkt hatte. Es war das letzte Stück von ihm, das sie zurückließ — ohne sich umzusehen, hatte sie gewollt. Aber es ging nicht.

Als sie aus der Kirche zurückkam, war es Mittag. Sie schlief bis zum Abend. Tief in der Nacht in einer Bar meinte der Kapellmeister:

„Wollten wir nicht eigentlich nach Hause reisen?"

Sie erwiderte gequält:

„Weißt du vielleicht, was wir dort sollen?"

„Nun, zum Beispiel Geld sparen. Du ahnst wohl nicht zufällig, was wir in der letzten Zeit ausgegeben haben?"

„Geht mich auch gar nichts an."

Sie fuhren tags darauf mit dem Rheindampfer. Da Regen drohte, waren sie fast allein. Leonie setzte sich auf die Bank an der hinteren Brüstung, stützte die Stirn gegen das Geländer und überließ sich, ungefesteten Blicks, dem Gleiten der Spiegelbilder durch das goldige Wasser. Schon flossen die Farben des Abends hinein. Da fuhr sie auf: wo waren die Türme Kölns? Weg? Das letzte weg! Und auf einmal war sie gewürgt von dem Gefühl des Auf-immer! Jetzt hatte sie ihn verloren, jetzt erst ganz. Und in ihr ging Heros ratloses Stammeln an:

„Leb wohl, du schöner Jüngling!
„Ich möchte gern noch fassen deine Rechte,
„Doch wag ichs nicht; du bist so eiseskalt."

Als sei er tot; so blieb es nun!

„Der Tag wird kommen und die stille Nacht,
„Der Lenz, der Herbst, des langen Sommers Freuden,
„Du aber nie, Leander, hörst du? — nie!
„Nie, nimmer, nimmer, nie!"

Aus dem Wort konnte man tausend Verse machen: man glaubte es nicht!

Der Kapellmeister hatte einen Einfall für seine Oper gehabt und ihn aufgeschrieben. Er kam herbei, noch blaß von der Empfängnis.

„Was machen wir denn, meine Gute? Wir weinen doch nicht?"

Sie schüttelte seine Hand ab, mit einem einsamen und armseligen Lächeln. Er äußerte selbstlose Teilnahme:

„Ich will nichts sagen — du machst was durch. Er war wohl viel für dich . . ."

Sie lehnte sich plötzlich zurück, die Arme ausgebreitet auf dem Geländer, und gab mit vorgestrecktem Hals, aufgerissenen Augen und tief gefalteten Mundwinkeln ihrem Gesicht die weithin erkennbare Starre des Bühnenschmerzes. Sie formte, sorgfältig und stark:

„Sag, er war alles! Was noch übrigblieb,
„Es sind nur Schatten; es zerfällt, ein Nichts . . ."

Als sie zu Ende war, fühlte sie sich wieder fähig, die Last der nächsten Stunden zu tragen.

Sie fand sogar aufrichtiges Vergnügen an der Erdbeerbowle in Bonn, an der Fahrt nach Königswinter, an der Weiterreise. Sie machten es sich zur Aufgabe, in den Städten kein Café und kein Variété zu versäumen; und ihr letzter, später Besuch galt immer Bols' Likörstube. Leonie hatte den Weg dahin zuerst im Scherz eingeschlagen, im Sinne einer Parodie auf jemand, der seinen Kummer vertrinkt, aus Galgenhumor. Dann spielte sie einen anmutigen, kleinen Rausch, — und dann verschaffte es ihr ernstlich Erleichterung. Der Kapellmeister gönnte ihr und sich selbst ihre erträglichere Stimmung. Er unterwarf sich mit Genuß ihren Launen; — und sie ließ ihn zahlen, ließ sich von ihm pflegen, ließ

ihn ihrer größten Schwäche beiwohnen, ohne Gefahr, ihre Überlegenheit zu verwirken. Denn sie war versichert, ihm im Blut zu sitzen und daß sie selbst nie durch ihn werde beunruhigt werden. Sie behielt seine Begierde im Sinn, wenn er selbst sie vergaß. Eine vollkommen uneigennützige Güte kam in dem, was sie von Menschen erwartete, nicht vor. Auch dieser, was immer er für sie tat, wollte etwas. Die Gebende war sie: dadurch, daß sie da war.

Sie zeigte sich mehr als je geneigt, für das eine große Versagte ihre Sinne durch eine Menge unwichtiger Liebkosungen zu entschädigen und Wohlleben einzutauschen statt Liebe. Als habe ihre fruchtlose Leidenschaft sie geadelt, war sie anspruchsvoll geworden, hochmütig, weichlich und äußerst empfindlich gegen schäbige Hindernisse. Geschmackloser Zierrat in einem Gasthauszimmer veranlaßte einen Wutausbruch. Man führte bereits eine Kiste mit zusammengekauften schönen Dingen mit, Bildern, bemalten Statuetten, einem Vorrat roter Kerzen. Der Kapellmeister dachte: „All der Klimbim fällt von selbst weg, wenn sie einmal nicht mehr so viel Jammer dafür zu zahlen hat wie jetzt. Denn sie zahlt mit Jammer."

Sie saß, solange noch der Rhein nahe war, in keinem Theater, bei keiner Mahlzeit, ohne tödlich zu erschrecken, wenn jemand, den sie nicht hatte kommen sehen, ihren Platz streifte. Es konnte doch sein! Wieviel war er auf Reisen! So oft neben ihr ein unerwartetes Wort fiel, fuhr sie bebend herum: jedes nahm die Laute seines Namens an. Auf der Straße packte sie plötzlich den

Arm des Vetters, entgeistert gradaus nickend. Dann: „Wo — wars denn?" Ihrem halluzinierten Blick hatte er sich gezeigt, er! Aus der sichtbaren Welt ausgeschieden, schien er sich in ein Gift aufgelöst zu haben, in etwas wie Fieberluft, — die nun immer mit ihr zog, immer rings um sie stand, aus der sie alle ihre Atemzüge holte. Er vergiftete sie. Sie war ohne Unterlaß besessen von seinen Händen, seinem Gang, von hundert Gesprächen mit ihm, deren letztes Wort immer ausgeblieben war. Des Nachts lauschte sie krampfhaft in die Ferne; unter dem Fenster des Cafés, nach dem er an jenem letzten Abend hinaufgestarrt hatte, stand er gewiß auch zur Stunde, nicht ahnend, daß sie von dannen sei und daß sie hier auf Plätze niederweine, in deren totes Mondlicht nie sein Fuß, seine verlorene Gestalt nie treten sollte!

Bei der Ankunft daheim verhielt sie sich stumpf, antwortete den Verwandten mit Plappern und kam erst zum Bewußtsein, als der Kapellmeister wegging, um sich in der Stadt ein Zimmer zu suchen. „Komm bald wieder!" Er behielt ihn noch lange vor Augen, ihren angstvollen, ganz verirrten Blick, mit seinem ratlosen Flehen. Der Blick galt dem einzigen Menschen, der den dorthinten Zurückgelassenen gekannt, alles mitangesehen hatte und der sie noch mit ihrer Welt verband; und der Kapellmeister war trotz allem stolz auf ein solches Einverständnis und beglückt durch diese Art der Zusammengehörigkeit! Er durfte für sie eintreten, der Familie ihr schlechtes Aussehen erklären, ihrer Reizbarkeit Geltung verschaffen und ihren nächtlichen

Gewohnheiten Duldung; durfte sich bei jeder Gelegenheit auf ihre Seite stellen und dafür die Wahrnehmung machen, daß sie nach Alleinsein mit ihm drängte. Unter vier Augen fing sie sofort von dem andern an.

Sie bekam dabei eine Stimme, klein und sanft, die irgendwie den Eindruck machte, als käme sie vom Rande eines Bettes her; und sie klagte, zwischen ihren Erinnerungen, immer über Durst. Was sie erlebt hatte, erschien ihr nun voll geheimer Fügungen. Schon ein halbes Jahr vorher hatte sie lauter Spiegel zerbrochen, da mußte es wohl so kommen. „Man" — den Namen sprach sie nicht mehr aus — hatte sie nie auf der Bühne gesehen, rätselhafterweise nie. Und sie waren sich immer nur bei künstlichem Licht begegnet; hatten einander geliebt, ohne zu wissen, wie sie am Tage aussahen! Dazwischen: „In dieser Parfümerie waren wir noch nicht. Ich muß es herausbekommen." Sie suchte überall nach seinem Parfüm, nach dem zu fragen eine seltsame Scham sie gehindert hatte; und nirgends fand sie es. Auch der Champagner, den sie mit ihm getrunken hatte, und seine Zigarettensorte waren vom Erdboden verschwunden! Wie bedeutsam und wie zauberhaft war das alles! Ein Aufschrei: die goldene Kugel!

„Hab ich dir davon noch nie erzählt? Ja, ich gab ihm eine goldene Kugel, damit er sich . . ."

Sie nickte vor sich hin. Der Kapellmeister hatte Lust zu fragen, woher sie die goldene Kugel genommen habe; aber zuletzt achtete er ihre Weihe. Beinahe redete sie sich ein, daß sie die goldene Kugel wirklich verschenkt habe. Immer wieder ließ sie das Wort durch ihren

Mund rollen: „Die goldene Kugel . . . Dabei mauschelte er! Bei den feinsten Dingen, die er sagte, o, da mauschelte er!" Verzückung. Wenn sie zu sich kam, fiel ihr im Gegenteil auf:

„Obwohl alles eigentlich recht gewöhnlich war. Könnte man wenigstens sein wie die dummen kleinen Mädchen, die glauben, was mit ihnen geschieht, sei ungeheuer merkwürdig und nie einer widerfahren vor ihnen!"

Im Werk des Velasquez stieß sie auf einen Kopf, der sie wild belebte. „Mein Gott, wer ist das? Siehst du nicht? Siehst — du — nicht?"

Sie hängte in schwarzem Rahmen das schwarz und bleiche Gesicht über ihr Bett, steckte Kerzen daneben auf und führte den Kapellmeister davor.

„Ist er nicht schön? Sage, ist er nicht schön?"

Es schien, als fühlte sie das etwas Kindische in ihrem Gebaren und verstärkte nun erst recht den Ton. Die Hände gefaltet, schmachtete sie zu dem Bild hinauf.

„Ja, das bist du — ganz allein du. Nur das Bild eines längst Vergangenen konnte dir ähnlich sehen, ein Lebender nie."

Der Kapellmeister fand es an der Zeit, einzugreifen.

„Dir fehlt 'ne passende Tätigkeit. Wenn ich mich recht erinnere, bist du beim Theater? Hast du wohl auch ein Engagement für kommenden Winter?"

Sie hatte keins, und es war ihr einerlei. Das Hoftheater, an dem sie als Hero geglänzt hatte, fand nun doch ihre Stimme unzulänglich.

„Sie ist es auch," meinte Leonie, wegwerfend und bitter.

„Quatsch. Nach solchen blödsinnigen Aufregungen darf man wohl wenigstens eine angegriffene Stimme haben! Wir wollen uns jetzt mal kräftig um deine Zukunft bekümmern."

Er tat es: — und nur nebenher trachtete er auch für sich nach einer Anstellung am selben Theater: wenn es sein mußte, als Correpetitor. Leonie aber sollte aufsteigen! Im vorigen Jahr würde er sie nötigenfalls unter die Statisten gesteckt haben, nur um sie sich zu sichern. Jetzt kam es vor, daß er Leuten, die ihn zu einem Konzert heranzogen, die Mitwirkung eines Rivalen vorschlug; daß er dem Journalisten, der sich an jenem ausgetobt hatte, seine Meinung sagte. Die Erfahrungen, die seine Natur freigelegt, ihn endlich in den Genuß der eigenen Zärtlichkeit gesetzt hatten: die Erfahrungen mit Leonie hatten den Kapellmeister ein wenig anständiger gemacht.

Und um vieles nachdenklicher. Er wiederholte mit ihr die Hero, denn das blieb vorläufig die einzige Rolle, für die sie zu haben war; und fühlte sich kaum von Eifersucht belästigt, wenn sie um den Begehrten die Augen verdrehte, brannte, irreredete. Den, der in Leonie Unheil angestiftet hatte und ihn, den Ungeliebten, es wieder gutmachen ließ, bedachte er mit stiller Verachtung. Er gab ihr gelassen das Stichwort und meinte, das alles sei nur halb noch für Rothaus; die andere Hälfte gehöre Leander. „Sie benützt ihre Liebe schon zum Mimen. Auch vor dem Bilde hat sie gemimt. Ganz bei Kleinem gleitet sie aus der Wirklichkeit auf die Bühne, — und da ist sie in Sicherheit."

Eines Tages traf er sie beim Unterschreiben eines Kontraktes und begann auf der Stelle, ihr Repertoire mit ihr zusammenzustellen. Dann hielt er ihr die Rollen vors Gesicht, bis sie wütend zwei Akte in einem Atem herunterlernte. Dem folgte die friedliche Genugtuung, etwas fertig zu bringen. Der Kapellmeister nahm, was sie studiert hatte, mit ihr durch, sah zu, wie sie sich in Eifer spielte, hörte sie sich heftig versprechen, sie wolle nächsten Winter viel, sehr viel arbeiten. „Alles kommt nur, weil der Regisseur, der mich haßte, mir nichts zu spielen gegeben hat!" Ihre Tatkraft war wieder da; er bekam rote Ohren vor Vergnügen.

Da aber fand er im Briefkasten eine Ansichtskarte für Leonie. Die anspruchsvolle Schrift glaubte er zu kennen; und dann las er auch den Namen. Was nun? Das war niederschmetternd. Die Karte unterschlagen? So viel Entschlossenheit brachte er nicht auf. Übrigens konnten noch mehr kommen. Und, eine Hoffnung: war nicht Leonie über solche Gefahren schon hinaus?

Sie war es nicht. Sie entriß ihm das Blatt mit einem Raubtierschrei; und er mußte sie allein lassen. Als er sie wiedersah, hatte kein Schlaf sie abgespannt, und ihre Augen, durch etwas bessere Nächte schon leidlich beschwichtigt, glänzten wirr wie zuvor. Die Karte! Von einem Ausflug schrieb er sie, und die Namen von Fremden standen neben seinem. Das sollte Unbefangenheit bedeuten! O, sie erkannte ihn wieder: er hatte, als er das da abschickte, eine schlimme Viertelstunde durchgemacht. Er erlitt ungezählte schlimme Stunden!

Die Karte war nach ihrer dortigen Wohnung gerichtet; er wußte nichts von ihrer Abreise; und noch immer spähte er des Nachts nach Fenstern, hinter denen sie sein konnte, — und floh! . . . Die alte Frage kam wieder herauf: „Was will er? Was soll dies?" — und das alte entsetzte Horchen auf ein stummes Geschick.

Die volle Kraft des Rückfalls hielt zwei Tage an; dann war sie, mit großer Geduld, wieder bei einer Rolle festzuhalten. Zornausbrüche endeten jäh die Repliken. „Ich kann nicht!" Sie machte „J—i! Hörst du nicht? Durch die Nase! Was da wohl ist. Ich muß mir alles herausschneiden lassen!"

„Sonst nichts?" fragte der Kapellmeister. Aber er war allmählich daraufgekommen, daß ihr Zustand nicht die Nerven allein anging.

„Allerdings," äußerte er, „geschehen muß etwas."

Er dachte nach, sah aber die Wege zur Heilung nur gerade so undeutlich wie sie und vollführte eine allgemeine Handbewegung:

„Also mal operieren lassen."

Leonie sank, die Hände zwischen den Knien, auf ihrem Stuhl ein und bekam starre Augen. Sie hatte das nur so hingeredet; — ward es nun Ernst? Dann kam es fürchterlich. Wie sehr sie sich plötzlich krank wußte, in den Mitteln ihres Talents, in ihrer Weiblichkeit selbst, überall. Daß die Wahrheit über sie noch immer allen entging; daß er — er! — sie nicht durchschaut hatte! Er hatte sie nur des Abends gesehen, wenn sie schön war. . . Jetzt sollte alles herauskommen! Am frühen Morgen, wenn es drückend still war, mußte man

in die Klinik fahren. Man durfte nichts gegessen haben. Man hatte sich nicht geschminkt; Tränen, fremde Hände, Blut hätten alles weggewischt. Dann packten einen die Nonnen und legten einen auf den Tisch. Die Haube! das Haar ward unter eine Haube gedrückt! Schon erblickte sie im Spiegel ihren verunstalteten Kopf, ohne Haar, das Gesicht vom Chloroformschlaf in die Länge gezogen, die Nase hölzern und spitz. Sie vernahm, aufschreckend, dicht bei ihrem Ohr: „Ich denke mir ihr Haar weggestrichen. . . Der weibliche Reiz ist ein beseitigter Trug. Die fremde Familie tritt darunter hervor. . . Ich bringe es nicht fertig, die Töchter und Schwestern der andern zu lieben." Er hatte das gesagt, er; — und so sollte nun sie werden, häßlich und ihm fremd. Wenn er dabeistände! Nie! Lieber sterben, versteckt und allein, als sich fremd und häßlich ihm zeigen!

Gleich darauf wehrte sich ihr Lebenswille; sie warf den Gedanken an Tod auf den andern hinüber, und sie sagte leise, nachtwandlerisch:

„Die goldene Kugel . . . Ich wollte, er täte es." Und ausbrechend, voll wilder Inbrunst:

„Wie wäre ich stolz auf ihn!"

Der Kapellmeister begriff, sie fürchtete sich, und tröstete. Er ließ mehrere Tage hingehen, ohne die Sache weiter zu besprechen. Höchstens sagte er, wenn es ihm schien, als beschäftigte sie sich damit: „Es wird ganz leicht gehen, und du wirst noch unanständig gesund."

Es war seine Überzeugung. Seit er nicht mehr allein das bei ihr suchte, was er gebrauchen konnte für sich, sah er klarer in ihr. Was er jetzt für sie empfand,

berührte wenig mehr seine Vergnügungssucht, gar nicht mehr seine Eitelkeit und kaum noch seinen Kunsttrieb. Er hatte sich in sie hineingelebt, zuerst unter Verzicht und mit Greinen, dann in der Heftigkeit einer neuen, merkwürdigen Freude: die eigene Persönlichkeit zu verlassen, fremde Erlebnisse in sich zum zweiten Male entstehen zu lassen. Man findet sie brennender, als je die eigenen waren, und weit bedeutsamer. Die Bestimmung des anderen Wesens arbeitet sich aus in uns selbst und in den Dingen. Das Durcheinander der Welt birgt diesen Sinn, und unser Ruhm ist dies: daß jenes Wesen groß werde. Auch das ist Liebe. Der Kapellmeister erschaute in inständigen Ahnungen Leonies Zukunft, und sie war glänzend.

Leonie klagte:

„Die Operation wird es auch nicht tun."

„Nun, dann findet sich was anderes. Aber gesund wirst du, meine Gute, da gibts nichts . . . Denk nur mal einen Moment genau nach: bist du, ganz im Grunde, denn krank? Oder verzweifelt? Du! Bei dir ist das alles ja nur Zwischenfall."

Allmählich durchdrang sie sein Glaube. Sie hatte Regungen des Erstaunens, sich noch da, noch auf den Füßen und oft recht munter zu sehen. „Wenn eine andere das hätte durchmachen sollen! Es waren eigentlich unglaubliche Dinge. Mehr als ich könnte keine leiden — o, keine: aber bis zum Untergehen ernst nehme ichs also doch nicht mehr?" Und zurückgrabend: „Wie wars denn, als es am ernstesten war?"

Da hellte sich ihr auf, daß sie es nie, in der Zeit der

wildesten Schmerzen nie ganz, ganz ernst, nie so ernst genommen habe wie eine, die nur hierfür bestimmt, deren Zweck und Ende dies gewesen wäre! Es gab in der Tiefe ihres Wesens eine Kraft, die aufhob, was ihr schaden wollte. Diese Kraft konnte stocken im ersten Entsetzen einer neuen Leidenschaft; — in kurzem aber belebte er sich wieder, Leonies Spieltrieb. In ihr war eine Bühne, auf der sie selbst, noch einmal und verkleinert, ihre Erlebnisse spielte, sich müde spielte. Sie sah sich zu, dieser Puppe dort unten; gab sich Nachdruck; klatschte sich Beifall; ward bald länger gefesselt von der Wiederholung ihres Schicksals als von ihrem Schicksal selbst, länger von dem mit lauten Gebärden erfüllten als von dem still durchpilgerten; vergaß, indes sie sich ihre Leiden vorführte, manchmal, daß sie litt; vergaß es häufiger. . . Sie sagte sich: „Ich werde durchkommen, denn —."

Unter einem Schauer aus Wehmut und Stolz:

„Ich bin eine Komödiantin."

Die Rückkehr vom Hades

Die Rückkehr vom Hades

I

Pandion trat, hinter sich seinen Sklaven Oreſtes, aus der Weinlaube der Herberge. Die Arme gekreuzt im Obergewand, schritt er die Gasse hinab. Die weißen, kleinen Häuser reihten sich festgeschlossen, ganz kahl, und die schrägen Strahlen zerstäubten rosig darauf. Eine Herme stand vor jedem. Pandion küßte eine, die ein schönes Kind war; und die Kinder, deren nackte Sohlen noch der heiße Pflasterstein wärmte, lachten ihn aus. In der offenen Halle der Schenke, hinter den bauchig vom Boden aufragenden Ölkrügen, schwenkten bekränzte junge Leute die Schalen, daß Wein umherspritzte; sie riefen dem Fremden zu, er möge eintreten. Aber Pandion verneigte sich, die Hand auf der Bruſt.

„Verzeiht," sagte er mit seiner geübten, tönenden Stimme. „Nicht Wein soll mich berauschen, der ich im Herzen den Rausch so großer Gesichte bewahre. Denn wie ihr mich seht, kehre ich zurück vom Hades."

Da sie laut auflachten, lächelte auch er.

„Ich weiß wohl: was ich zu berichten habe, taugt nicht für eure Herrlichkeiten. Drum lade ich euch auch nicht ein, mir vor das Tor zu folgen, wo ich um mich das gemeine Volk sammeln will. Lebt wohl."

Sie riefen ihm nach:

„Schatten, der du von den Granatkörnern der Unterwelt gegessen hast und ihr dennoch entronnen bist, laß dich vollends zum Leben erwecken mit diesem Syrakuser!"

Bei dem Namen des Weines schien der Sklave Orestes aufzuwachen. Er zog die Zimbeln hervor, schlug sie dröhnend aneinander und rief:

„Achäer! Eilt herbei, den großen Pandion zu sehen. Er kommt von den Stätten, wo eure Väter, die Helden, wohnen. Er kommt vom Hades."

Aber Pandion winkte ihm, zu schweigen und rascher zu folgen, und er sagte:

„Diese Herren, mein Freund, können unmöglich glauben, daß ich vom Hades komme: glauben sie doch an keinen Hades. Wo sollten ihnen Helden, Ungeheuer und Götter wohnen, da sie in ihrer Brust nicht wohnen? Denn sie sind keine zornigen Kämpfer, wie die Helden, beileibe nicht von der Bosheit der Ungeheuer und unvergleichlich feiner als die Götter. Ich will zum gemeinen Volk gehn."

„Wie du befiehlst, Herr," sagte Orestes. Da betraten sie das dunkle Gewölbe des Tores.

„Der Wind," sagte Pandion und bewegte die Hand von Osten nach Süden, „kommt nicht mehr schleichend über die Sümpfe herbei: er braust, und er riecht nach dem Meer. Die Herzen werden freier sein, und gern werden sie mir zuhören."

Mächtig strahlte, tief dort unten, das große Blau durch die Scharen der Ölbäume. Sie krochen knorrig

über den Acker, standen gebückt wie arme Bauern und hielten doch so reiche Kronen silbernen Laubes leicht, leicht in den götterhellen Himmel. Männer mit Hacken, Frauen, den Korb auf dem Kopf, stiegen die Erdstufen herauf. Orestes trat ihnen entgegen, er rührte die Zimbeln.

„Steht, Hellenen!" rief Pandion selbst. „Denn seltene Kunde soll euer Ohr treffen. Ich, Pandion, lebe, und dennoch sah ich den Hades. Diese Füße, die nun sich in euren Staub abdrücken, sie beschritten noch gestern den ehernen Boden des Tartaros."

„Was denn," sagte einer, der aus der Stadt kam: „Wie willst du so schnell gereist sein. Hast du doch den Tag verschlafen, in der Herberge des Ithys."

„Mir lieh seine Sandalen Hermes selbst, weil ich der Helena beistand, die von Trojas Mannen noch einmal geraubt war. Denn wißt, Achäer, daß die Kämpfe eurer Väter unsterblich sind. Noch immer verblutet Patroklos, die Schiffe brennen noch immer, und rasend um die Mauern verfolgt den Schatten Hektors Achill, der Schatten. Die Schwerter schmettern in die Leiber, wie Äxte in den Baum. Zu mir! ruft Ajax und wütet. Er ist allein, den Rücken an einer Eiche, und um tausend vermehrt die Feinde ein tückischer Gott. Die Helden wanken, wehe, sie sinken; — aber das Gras, das sie empfängt, belebt sie wieder. Durst brennt sie, niederknieen sie am Strand des Lethe, sie trinken; — und vergessen sind ihnen ihre Taten, unbekannt ihr Ruhm; noch einmal ist Troja zu erobern, noch einmal heißts weinend sterben. Da entsprießen dem rinnenden Blut der

Schatten, auf der Wiese, die ihr Kampf zerwühlte, neue Blumen."

Pandion breitete, zum Boden geneigt, die Arme aus. Eine blonde Frau sprang zurück und beugte sich rasch über eine Blume im Gras, die funkelte, wie vom Blut der Schatten. Die Hirten in den Ziegenfellen drängten sich enger im Kreis; ihre Augen glänzten rund; und indes hinter ihnen die Böcke sich stießen, faßten die Männer, rauh aufgurgelnd, die Knittel an, wenn in Pandions Geste ein Held fiel, und sie lachten, nun Achill sie rächte.

Aus dem Stadttor sprang lärmend ein Haufe Buben. Sie glitten durch die Beine der Großen: plötzlich lauschten sie lautlos. Matronen hielten den Schritt an und setzten die Last hin. Handwerker in braunen Kitteln traten herzu.

„Willkommen!" rief Pandion und grüßte sie mit den Handflächen. „Willkommen, ihr Griechen, Retter Helenas! Auch euch sah ich, auf den Feldern Elysions eure Züge an manchem Schatten, der wohl Vater oder Bruder war eines unter euch, und der sein teures Blut über die Erde Griechenlands gegossen oder das Leben im mütterlichen Meer gelassen hatte, da beim Ansturm der Feinde unsere Triremen zerbrachen. Glaubt nicht, ihr seiet den Helden unbekannt. Ich war dabei, wie der ehrwürdige Nestor Männern euresgleichen die Wange küßte und sie zum Schmause ins Zelt führte."

Sie sahen sich an und murmelten beifällig. Aber ein kleiner, schmutziger Alter mit unruhigen Augen wühlte umher, und jetzt stieß er den Arm vor und rief kreischend:

„So sage denn nun, du Herverschlagener, wie du in den Hades gelangtest, in dessen schwarzer Luft doch die Lebenden ersticken. Denn wisse, daß alle mich kennen: Ktesippos, der ich, gleich dem großen Odysseus, den ganzen bewohnten Erdkreis bereist habe."

Er beschwor, unter fliegenden Grimassen, die Menge mit den Händen.

„Habe ich euch nicht tausendmal, o Mitbürger, mit diesem Stock alle Länder in den Sand gezeichnet? Habe ich euch nicht belehrt? Euch Staunen und Furcht gemacht? Da seht, dies ist das Land der Pferde, wo ich im Joch laufen mußte, und dies das Land der dreibeinigen Riesen, durch das ich unter der Erde gereist bin, so furchtbar sind sie. Hier aber beginnt das Land der Kimmerier, denen man stehlen kann, was man will, denn sie sind blind."

„Freilich hast du nichts mitgebracht," sagte jemand; und ein anderer:

„Ktesippos ist sicherlich ein schlauer Mensch, und er ist unser Mitbürger. Woher aber kommt jener?"

Orestes schlug die Zimbeln aufeinander, um alles zu übertönen, aber Pandion gebot ihm Ruhe.

„Laßt den Ktesippos reden!" rief er schallend: „Dann hört mich selbst und entscheidet, wer der bessere Mann ist!"

Alle verstummten, und der schmutzige Alte machte Bücklinge ringsherum.

„Mitbürger," sagte er, „ihr, die gerechter und weiser seid, als alle anderen Griechen, zu schweigen von den Barbaren, ihr werdet nicht zweifeln, daß ein vieler-

fahrener Mann wie ich auch die Pforte des Hades sah. Im Land der lahmen Vögel steht sie. Aus schwarzem Erz ist sie erbaut; die feurig schmelzenden Stufen, die hinabführen, verschwinden in schwarzem Gewölk. Wer das Gesicht darüber neigt, wird wahnsinnig. Die Vögel, die den schwefeldampfenden Abgrund überfliegen wollten, liegen verkohlt am Rande, oder sie hocken flügellos und mit traurigem Gekrächz umher in der Einöde. Dieser Lügner aber wäre hinabgestiegen? Ich, Ktesippos, den ihr kennt, habe eilig fliehend den Mantel über den Kopf geworfen; und da diese Hand, die ihn zusammenhielt, leider unbedeckt blieb, ward sie gelähmt vom Hauch der Unterwelt und zittert noch jetzt, so daß ich nicht mehr, wie wohl in meiner Jugend, euch Männern die Bärte absengen kann und die Gemeinde für meine Verdienste mich nun ernährt."

„Schon viele Jahre, das ist wahr!"

„Ktesippos spricht die Wahrheit, er ist mein Schwager!"

„Auch ich," rief Pandion, „will nicht zweifeln. So hat denn Ktesippos, den ihr kennt, den Eingang zum Hades gesehen, hat Furcht gehabt, gezittert, — und sogar noch heute zittert er. Ich aber, den ihr nicht kennt, Pandion, habe die Augen geschlossen und mich hinabgeworfen. Nun glaubt mir!"

Dabei öffnete er die Hände und sah der Reihe nach jedem in die Augen. Mehrere spreizten die Finger und wollten reden. Unter seinem Blick aber schwiegen sie und zogen sich zurück. Die jungen Leute klatschten in die Hände. Pandion sagte:

„Ihr spendet mir Beifall, ihr Griechenknaben, weil

ihr in eurem Herzen wißt, daß ihr selbst nicht gehandelt haben würdet wie Ktesippos, sondern wie Pandion. Denn nicht werdet ihr mit lüsterner Furcht in den Adern die Welt bereisen; dem Großen, das euer Sinn kennt, Helden, Ungeheuern und Göttern, ihr werdet ihnen, und seis um den Preis eures teuren Lebens, in die Augen blicken."

Nun klatschten alle, Ktesippos war verschwunden, und der Sklave Orestes rührte die Zimbeln.

„Achäer!" so sang er durch die Nase, „hört an den großen Pandion, der vom Hades kommt und euch göttliche Dinge kündet!"

„Ihr werdet ihnen in die Augen blicken!" rief noch einmal Pandion. „So taten die dreihundert Jünglinge, die in den Thermopylen starben. Glaubt nicht, der Hades habe nur ein Tor; auch die Thermopylen waren eins, und jedem der Dreihundert, der es durchschritt, um zu den Schatten hinabzusteigen, erschien, da sein Auge brach, Helena."

Leiser und eindringlich:

„Denn wißt, daß sie sich zeigt, um den Griechen an ihren großen Tagen Führerin zu sein. Sie schwebte in den Thermopylen von einem zum andern, sie machte ihre Streiche mörderisch, jeden für tausend Barbaren; und mit dem letzten der Hellenen stieg Helena zurück zum Hades."

Pandion reckte sich auf. Er legte stolz den Kopf in den Nacken, er lächelte langsam. Plötzlich rief er, daß alle zusammenfuhren:

„Im Hades sah ich sie. Noch einmal kämpften dort

um sie die Dreihundert, gleich den Helden von Troja. Was wir als Kinder vernahmen, wovon unsere Mütter erbebt sind, daß sie uns mit Milch der Heldenliebe tränkten, das geschieht nun bei den Schatten unsterblich. Das Tor von Felsen ist aufgerichtet, ehern dunkelt es hinter den Griechen; — und im fahlen Licht der Unterwelt, unabsehbar wogend um Elefanten und Dreigespanne, quillt herbei aus der Tiefe das Heer des Xerxes. Du siehst ihn, von seinem goldenen Turm herab, die Hand senken: da werfen zehntausend Sklaven sich hin, daß über die Stufen ihrer Leiber die malmenden Füße der Elefanten steigen. Leonidas aus Sparta ruft höhnend: ‚Billig, fürwahr, ist Perserfleisch! Vergebens willst du damit, o Xerxes, den Tod Griechenlands kaufen!‘ Und mächtig anfeuernd die Seinen, schüttelt er die Pfeile ab, die in seinem Brustpanzer zittern. Kalogeiton, der Mann, springt vor; mit ehernem Schlage streckt er zwölf Lanzenträger hin, die ihm den Freund Pylon bedrohen.

‚So schützt denn,‘ ruft er, ‚mit dem Wall eurer Leichen den purpurnen Elefanten, der euren König trägt. Dies lebende Herz steht vor Pylon.‘

Axomenos führt das Schwert und singt dazu:

‚Frei ist Sparta. Ich schlafe auf steinernem Lager und stähle diese Glieder, damit sie hart genug sind, den Tyrannen zu empfangen.‘

Da trifft ihn ein Pfeil in den nackten Hals. Auf Aristarchos, der daheim ihm der liebste Spielgenosse war, stützt sich der Wankende und ficht und singt: ‚O, ihr Großen der Perser, die ihr aus euren Sänften auf den

Tod eines freien Griechen blickt, was nützt euch euer weiches, bemaltes Fleisch in den Stoffen der Serer, da ein Wink eures Königs es zum Aas wirft; was euer schön gesalbter Bart, dahinter schon die Schnur euch um den Hals liegt, des Winkes gewärtig eures Herrn.'

Dein Blut, o Axomenos, springt wie ein Quell. Deine Stimme erlischt, du murmelst:

‚Eure tausend Weiber, ihr Fürsten, verlassen euch mit eurem Glanz. In Sparta aber wartet des Gatten Jole, die braunäugige Blonde; und kehrt er nicht heim, werden ihre Tränen in den Knaben den Haß der Tyrannen sprießen lassen und die Liebe zum Vaterland.'

Du sinkst, Axomenos, der Freund fängt dich auf. Vor deinem brechenden Blick aber schimmert es golden. Vorüber schwebt, mit dem hellen Haar der braunäugigen Jole, der Schatten Helenas."

Pandion selbst erbleichte und schloß die Augen. Plötzlich warf er sich nach vorn, die Arme hinausgeschnellt.

„Aber Rache nimmt für den Freund Aristarchos!" Die Jünglinge umher atmeten wie in einem heißen Traum; und die Frauen, die geschluchzt hatten, nahmen die Hände vom Gesicht.

„Der Schmerz um Axomenos gibt ihm hundert Arme. Er mäht die Perser. Eine Gasse reißt er auf aus Leichen, und ‚Griechen!' ruft er, ‚auf den König!' Da stürzen sie vor, die Männer, indes die schwirrenden Perserpfeile das fahle Licht des Hades verdunkeln und die Elefanten der Satrapen die eigenen Heere zerstampfen. Des Kalogeiton furchtbare Stimme erschüttert den goldenen Turm des Xerxes; er wendet

sich ab, schon hebt er die Hand, um die Flucht zu befehlen . . ."

Die Jünglinge um Pandion sahen einander an und lachten. Rauhe Laute der Lust stießen die Hirten aus. Eine Frau hob ihr Kind sich auf die Schulter, als sollte es in die Schlacht gehen. Im Olivenhain dunkelte es tiefer. Undeutlich schimmerten dahinten die nackten Leiber der Fischer hervor, die, vom Meer heraufgestiegen, unter der Last ihrer Netze standen. War, der dort knorrige Arme warf, ein Mensch? Auch die Stämme der Ölbäume, sturmverrenkt, arbeiteten sich ab im nächtlichen Kampf. Jenseits der Wiesen aber, im westlichen Eichenwald flammte es schwärzlich. Pandion wies dorthin; klagend schüttelte er das Haar.

„Da scheint durch die Nacht des Hades das düstere Gold immer neuer Schilde, unendlicher Wälder von Lanzen. Apollon, der feindliche Gott, führt sie her aus den Tiefen Asiens. Schläfst du denn, Pallas Athene? Die Unsrigen rufen sich, im namenlosen Gewimmel, bei Namen. Ach! du antwortest nicht mehr, Kalogeiton. Pylon findet dich nicht; und hundert Speere mit den Armen zusammenraffend, indes tausend Pfeile auf ihn regnen und um ihn her die Köpfe sausen, die sein Schwert durch die Luft wirft, stürzt er zusammen, Pylon, dreimal Sieger in Olympia, versinkt er, der berühmte Mann von Sparta, unter einem Gebirge aus Toten, die einander nicht kennen."

Rings um Pandion und bis in die Tiefe der Ölbäume schluchzten Männer und Frauen, schlugen sich die Brust und schluchzten. Pandion reckte steil die Hände hinauf.

„Noch lebt Leonidas! — und mit mächtig schallender Stimme sammelt er, was übrig ist von den Männern. Sie brechen sich Bahn durch die Leichen. Das Blut fließt ihnen aus schwarzen Wunden von der Stirn bis zu den Füßen, aber furchtlos höhnen sie den Tod und die Barbaren. Sie zählen sich nicht, keiner fragt nach dem Nachbarn, der nicht kam; ragend strecken sie die Speere. Achill aber, zornig aufbrüllend über das Unglück Griechenlands, springt in ihre gelichtete Reihe, er selbst, der Pelide, und rasend von ihrer alten Leidenschaft stürzen ihm nach alle Helden von Troja. Die Erde bebt unter ihrem Toben; Felsen bersten, wie sie hindurchdrängen; und in dem ungeheuren Getümmel verhallt sogar der Schrei der Götter."

Alle, die den Pandion hörten, schrieen auf, und der Sklave Orestes lärmte mit den Zimbeln, um sie in die Schlacht zu versetzen.

„Siege, o Pallas!" rief Pandion schrill. „Helden, siegt mit Leonidas und den Seinen, wie ihr Troja besiegtet! Ach! am Horizont stehen, neu aufgerichtet, die Zinnen der dunklen Stadt, und aus ihrem Tor quillt unauslöschlich die schwarze Flut Asiens. Diesmal unterliegst du, Bezwinger Hektors. Der Schatten Helenas entgleitet deiner sinkenden Hand. Die Helden ersticken im Gewühl wie schlechte Sklaven, und weinend aus erdrückter Brust um die Freiheit Griechenlands, enden sie unter den scheußlichen Füßen der Hekate."

Die Gesichter um Pandion verhüllten sich mit den Händen, und eine tiefe Stille sank herab vom beschatteten Himmel.

„Die Nacht des Hades droht finsterer, und kein Held mehr, der ihr ins Auge sieht?“ fragte Pandion, klagend wie ein Kind. „Wie? nur fahle, blinde Leichen trifft ihr Blick?“

Langsam hob er die Stirn.

„Die toten Leiber quellen empor am Fels der Thermopylen. Gestützt von tausend Perserleichen, breitet der tote Leonidas die Arme vor das heilige Tor. Kämpft nun, bevor ihr eindringt, mit euren eigenen Leichen, ihr Barbaren! Unmöglich: sie vermehren sich; Tod gebiert Tod; in ihrer eigenen Nacht ersticken die Barbaren, sinken hin und ersticken; — und über sie weg tasten, düster gleißend, unkennbar einander und grausend vor sich selbst, die Ungeheuer. Geryon der Riese umarmt sechsfach die Toten, als bewachte er seine Herde. Die Nymphe Echidna schlingt um sie den Schlangenleib und reißt den Rachen auf. Wehe! ein stinkender Dampf wälzt sich, funkendurchsprüht, daher, nun ihr atmend naht, Sphinx und Chimäre!

Helena flieht. Ihr leichter Schatten schwankt und kreist. Es greift, es schnappt; fünfzigköpfig reckt sich nach ihr die lernäische Schlange. Wo sie entrann, ballt sich, vor Gier ineinandergestürzt, die Masse der Scheusäligen. Ich, Pandion, sehe ihre Not, sehe den edlen Schatten Griechenlands der Schande verfallen. Tränen überschwemmen mich, ich stürze vor, und unter meinen irdischen Tritten weichen die Ungeheuer auseinander wie dunkle Luft. Ich ziehe aus dem Gewand diesen Schleier.“

„Hier ist er!“ rief der Sklave Orestes und schwenkte

ihn. Aber da rief vom Waldrand über die dunkelnden Wiesen eine Stimme:

„Komödianten! Sie kommen!"

Und sogleich spaltete sich die Menge um Pandion. Die Weiber kreischten auf vor Freude, die Kinder liefen schon. Pandion rief um so lauter:

„Wie schön das Gesicht eurer Königin, noch da sie sich ängstet! Helena flieht nicht mehr, sie bedeckt die Augen. Ich aber werfe über sie meinen Schleier."

„Sie kommen auf einem Karren, sie tragen Masken. Der ganze Wald ist hell von ihren Fackeln!"

Orestes übertäubte das Geschrei mit den Zimbeln.

„Hört doch, Achäer! Er wirft über sie den Schleier. Der große Pandion rettet Helena!"

Pandion rief jubelnd:

„Da lassen ab und sinken zurück alle Bösen. Wiederbelebt vom heilenden Gras der Unterwelt stehen die Helden auf. Aber nicht Achill noch Herakles selbst vermögen diesen leichten Schleier, den sterbliche Hände webten, von den Schultern der Helena zu heben. Sie stehen und klagen tonlos, die schwachen Schatten so furchtbarer Helden, — indes ich, Pandion, mich mit Helena, zum Flug an die Oberwelt, auf Pegasus' Rücken schwinge."

Pandion breitete die Arme aus, und das Gesicht verklärt vom letzten Widerschein des Tages, tat er Schritte, so glücklich, als entrinne er dem Hades . . . Aber er blieb stehen und trocknete mit dem Handrücken die Stirn. Denn nun waren die meisten von dannen, Hirten und Fischer aus dem Ölhain trabten schon dahin

über die Wiese, und schon erhellte sich der Wald von rotem Licht.

„Es ist nichts," schrie Orestes und lärmte. „Keine Komödianten sind es. Ein Bettler äfft euch. Hier aber ist Pandion, der den Hades sah, hier ist der Schleier der Helena: seht die Flecken vom Saft der Asphodelen. Wollt ihr vom Honigkuchen, womit Pandion den Kerberos besänftigte?"

Und Orestes hielt die Hörer, die sich zerstreuten, an den Mänteln fest.

„Einen Obolus! Wie? So große Dinge habt ihr vernommen und lauft schlechten Komödianten entgegen."

Nur noch die bekränzten Herren aus der Schenke des Gyps waren bei Pandion. Sie warfen rasselnde Münzen auf Orestes' Zimbeln, und sie sagten: „Da siehst du's, Pandion; das gemeine Volk versteht dich nicht. Es begreift nicht, daß du nur um deiner hohen Kunst willen sprichst. Sie glauben noch an den Hades, die Dickköpfe, und du lügst ihnen nicht gemein genug. Nicht du: Ktesippos ist ihr Mann. Warum bliebst du nicht bei uns, den Herren? Wir würden dich reich gemacht haben."

Und sie gaben noch mehr.

Pandion sah nieder auf seine gekreuzten Arme. Der Sklave Orestes spie die Geldstücke an gegen das Unglück, und er bückte sich vor den Herren.

„Eure Herrlichkeiten haben recht, das weiß ich wohl, ich, Orestes, der ich ein Künstler bin. Der große Pandion hat im Verkehr mit dem Göttlichen das Verständnis

der Menschen eingebüßt, und er hält es mit den gemeinen Leuten. Sie aber lassen ihn stehn mit all seiner Kunst und laufen Komödianten zu. Ich empfehle mich eurem Wohlwollen."

Auch die Herren gingen über die Wiese. Lange Schatten glitten vom Wald her. Er stand wie brennend: — und hinter der schwarzen Woge des Volkes, worüber Feuerschlangen liefen, nahte der Zug des Thespis. Ein sehr dicker Mann saß, mit Zinnober bemalt, auf einem Esel, er schwenkte einen Becher und sang heiser. Den Karren zogen, hintereinander gespannt, drei Maultiere, und Männer mit Masken ritten darauf, die Fackeln hielten. Der vorderste hatte Helm und Speer. Im Karren hockten Frauen bei Kindern. Eine säugte, zwei warfen Augen und Kußhände in die Menge. Kreischen und Händeklatschen brach aus, da eine aufstand und langsam über ihrem nackten Körper den Peplos öffnete. Dazu tanzte ein Bucklíger unaufhörlich; und hinterdrein trotteten zwei dürftige Gesellen, die Brot kauten.

Die Scheiben der Räder drehten sich im Grase; das Volk machte kehrt, umringte den Karren, und es drängte sich und kreischte, nun er ins Stadttor fuhr. Die Winkel der Gasse lohten auf vom Fackellicht und erloschen. Das Getrappel entfernte sich. Nun erstarb der Gesang des Silens. Pandion hob den Kopf, er atmete tief auf. Ringsum dunkle Luft; auf der Stadtmauer glomm die kleine Lampe der Wache . . . Da umkränzte eine der schwarzen Zinnen des Waldes ein wenig Silber, und fein und leis schwamm die Sichel des Mondes hervor.

„Wir reisen weiter," sagte Pandion.

„Herr," erwiderte Orestes, „im Walde sind Räuber." Und Pandion:

„Auch sie sind Menschen, und ich werde ihnen von den Helden sprechen, denen sie wohl ähnlicher sind, als die flüchtigen Einwohner dieser Stadt."

„Herr," sagte Orestes, „du hoffst unter den Menschen immer wieder auf die, die fern sind. Möchten die Götter dir recht geben, aber wir haben schlechte Geschäfte gemacht. Laß mich wenigstens das Säckchen mit dem Geld an der Stelle meines Leibes verbergen, die die heimlichste ist. Auch vergißt du, daß wir zwei Stunden lang gearbeitet haben und nun essen sollten vor der Wanderung."

„Es sei;" — und Pandion folgte seinem Sklaven unter das Gewölbe des Tores. Orestes setzte sich auf die Bank an der Mauer. Pandion sah dem Aufstieg des Mondes zu: wie der Wald erzen zu glänzen begann und ein bläuliches Band sacht über die Wiese floß. Da war's, als öffneten sich die Bäume, und den Mondstreifen, wie eine Straße, beschritt eine lichte Gestalt.

II

Sie kam langsam näher: es war eine Frau. Das Mondlicht schien durch ihr Gewand, und als sie sich auf ihren Fuß bückte, deuchte es Pandion, sie verschwinde wie eine Erscheinung . . . Aber sie richtete sich auf. Nun sah er ihren Hut, wie ein feines Blatt, über ihrem hohen Haar schwanken, und ihr Kleid, von der Farbe der Pfirsichblüte und mit Mondsilber durch-

wirkt, um ihre Hüften zittern. Nun sah er ihr Gesicht ... Er zauderte, er öffnete, vorstürzend, die Arme.

„Heliodora!"

Sie tat noch drei Schritte, und die Falten ihres Mantels bebten um nichts heftiger.

„Pandion," sagte sie mit ihrer leichten Stimme. erfreut, spöttisch und ohne Staunen. Dann wartete sie. Pandion ließ die Arme sinken, er atmete rasch.

„So sehen wir uns denn wieder?" murmelte er. Ihre hellen Augen gelassen in seinen, sagte sie:

„Wie hätten wir uns nicht irgendwann begegnen sollen, die wir beide das Land der Hellenen durchwandern."

Da er nur den Kopf schüttelte, sprach sie weiter.

„Die Nacht war süß, der Wald duftete, ich bin vom Karren gestiegen und hinter den andern zurückgeblieben: da ist mir der Riemen der Sandale zerrissen. Sieh, mein armer Fuß blutet, kaum kann ich gehen."

Pandion fuhr auf.

„Dein Fuß blutet?"

Er kniete hin, er nahm ihn in seine Hände.

„Und sonst trug ich diese lieben Füße über jede Baumwurzel!"

Sie ließ ihm den Fuß, aber sie lachte.

„Jetzt kennen mich längst alle Baumwurzeln, und die Gräben, und die Klippen am Meer. Du sprichst zu einer Vielerfahrenen, o Pandion."

Da stand er auf und wandte sich ab.

„Mein Sklave soll dir die Sandalen ausbessern. Orestes!"

Er gab den Befehl, und er kehrte zurück.

„Nun wirst du bei mir ausharren müssen, schöne Heliodora, bevor du dich diesen Bürgern zeigst. Du willst für sie den Kothurn anschnallen?"

„Wie überall. Und du, großer Pandion, dessen Ruhm die bewohnte Erde durcheilt?"

„Mich hörten sie schon. Ich habe ihnen durch die Macht meines Wortes die Größe der Helden beschworen. Ich habe sie stolz gemacht, Griechen zu sein."

Aus dem Tor trat ein Wächter.

„Ihr dort!" rief er. „Man schließt. Ihr müßt hereinkommen!"

Pandion trat ihm entgegen.

„Kennst du mich?"

„Du bist Pandion, der vom Hades kommt," — und der Wächter verneigte sich. „So bleibe denn, ich warte."

Pandion nahm den Arm der Schauspielerin.

„Du siehst —" sagte er und breitete die Hand hin.

Sie sah ihn an.

„Woher kommst du?"

„Vom Hades."

Sie zog die Brauen in die Höhe, und sie nickte höflich.

„O! Vom Hades."

„Und du, Heliodora?"

„Nur aus Lykene. Aber man hat mich gefeiert und geliebt."

Er lächelte eifrig.

„Das glaube ich: geliebt."

„Oder vielleicht —" sie sah in die silberne Luft, „liebten sie die Nymphen und Königinnen, die ich spielte. Aber

doch," und sie blickte fein, „waren es Heliodoras Glieder und ihre Stimme, wovon alle jene göttlichen Frauen lebten."

Der Mond erhellte grell ihr Gesicht. Bleiweiß und rosiges Wachs überzogen es wie eine geschmeidige Maske. Eine bebende kleine Nase, Safranstaub im Haar, und zwischen ihren schwarzgefärbten Rändern webten die Augen gleich hellen Meeresschleiern, einer über dem andern, wer weiß wie tief, — indes die zartroten, genau umzeichneten Lippen sich kunstvoll bewegten, als wohnte auf ihnen die vielfältige Seele der Frauen. Pandion ließ ihren Arm los, er trat fort von Heliodora.

„Ein Mädchen verließ ich; und die ich wiederfinde, ist Zentaurin, galoppierend durch Wald und Dörfer, ist Faunin, die Hirten im Schlaf erscheint, und Priesterin, der mit Kränzen und Weihrauchfässern eine Stadt entgegenzieht."

Sie lachte klingend — und brach ab.

„Du sprichst wahr: wüßtest du, wie sehr. Am Strand von Myrrhos neulich badete ich. Ein Jüngling aus der Stadt verfolgte mich in den Wellen. Auf einer Klippe fing er mich. Doch indes wir uns liebten, kam ein Sturm, riß ihn neidisch von mir und schleuderte ihn gegen den Fels. Am Ufer fand ich ihn tot, den Armen, den Leib geöffnet und die Eingeweide verstreut. Grausend floh ich. Die von Myrrhos aber schrieben auf seinen Stein: Philos ist dieser, den eine Najade raubte. Sie gab ihn zurück, doch ohne Herz."

Pandion schwieg, und er seufzte. Sie gingen langsam

über die weiße Wiese zum Waldrand hin. Sie langten an und blieben stehen. Pandion nickte ihr zu.

„So störst du denn, kleine Komödiantin, die Siedelungen der Menschen auf, denen du erscheinst. Sie glauben, wenn du ihnen spielst, die höchsten Dinge zu fühlen. Viele Frauen leiden durch dich. Manchmal stirbt ein Knabe. Du aber gehst vorüber. Sag, bist du glücklich?"

Ihre Miene ward hart, sie sagte:

„Beantworte doch selbst die Frage, o Pandion."

„Du willst es?"

Er richtete sich auf.

„Man hat mich göttlich genannt. Auf dem Markt von Athen bin ich bekränzt worden von Männern, die nicht spielen wie ich, sondern den Rat und die Schlacht kennen. Auch ist Lais, die Angebetete der Stadt, mir auf das Schiff gefolgt, wie ein Hündchen. Dennoch, du magst es wissen, denke ich niemals ohne Trauer jenes Hauses, jenes Gartens. Vom Ende der Weinlaube sah man drunten das Meer."

„Aber droben auf der Kuppe wußtest du den Eingang zum Hades. Zu oft, Pandion, spähtest du hinein."

„Indes du, o Heliodora, den Schiffen nachsahst und dich hinausträumtest in die Welt."

Sie betrachteten einander, spöttisch und als Feinde. Auf einmal beugte Pandion sich, die Hand auf der Brust.

„Ich klage mich an. Als ich dich liebte, hielt ich das Glück, und nie wieder werden diese Arme es halten. Du hattest Eltern, Geschwister und deine Stadt verlassen für

mich. Du bereitetest mir, dem Wandernden, die einzige Stätte, wo ich geruht habe. Jung waren wir. Zwei nackte Herzen, und das Glück. Die Wände unseres kleinen Zimmers waren weiß getüncht, aber aus deinen Augen, o Helia, aus den zauberhaften Gebärden deiner Glieder strömten Bilder und Gesichte darüber hin, die Apelles nie malte."

Sie legte den Kopf in den Nacken.

„Es ist wahr. Wenn ich, den Krug auf der Schulter, vom Brunnen kam: die Pforte knarrte, rauschend wehte das Gras, und die Sonne war mir leicht . . ."

„In deinem blonden Haar, die Sonne!"

„Auf der Bank am Hause aber saßest du, schreibend. Da lief ich, ließ den Krug fallen, den ich mit Mühe doch heraufgetragen hatte, öffnete, dir entgegen, die Arme und lief."

Sie hob die Schultern, sie lächelte vertraulich.

„Dennoch glich ich nicht den Frauen, die im selben Haus leben und sterben, und du warst kein Mann wie andre."

Er murmelte:

„Was tat ich dir?"

„Du weißt es nicht mehr? O, du liebtest mich sehr. Dem Hades schien ich dir entstiegen, ein Schatten, eine Göttin: Helena oder Persephone. Alle Frauen deiner Seele küßtest du auf meinen Lippen. Ich war dein Geschöpf, wie? ein anmutiges Gleichnis. Mich verehrend, verachtetest du mich, Lieber, und ich haßte dich dafür."

Er senkte die Stirn, er sagte von unten:

„Wie wir uns liebten! Du leugnetest, mir zum Hohn, die Himmlischen, und dennoch, stolzes Mädchen, rechnetest du dich ihnen zu. Du verabscheutest alle Göttinnen, weil ich sie kannte. Du wolltest mir nacheifern, geiztest, mehr als ich von den tiefen Dingen zu wissen, warst neidisch, böse, unruhig und voll Tränen. Auch ich haßte dich."

Sie wiederholte mit süßer Stimme:

„Wie wir uns liebten!"

„Du erfandest, mir zu sagen, ein Waldgott habe dich besessen, während ich, über den Hades gebeugt, die unterirdischen Dämpfe atmete. Wars nicht Lüge? . . . Du schweigst, auch jetzt noch?"

Sie wiederholte nur, mit süßer Stimme:

„Wie wir uns liebten!"

Und Pandion, aufstöhnend:

„Da sah ich, daß du eine Sterbliche warst. Du machtest mich lachen und erzittern. Ich litt Scham." Er verhüllte die Augen mit dem Mantel. Als er ihn fortnahm, kehrten sie um. Sie gingen abwärts, dem Ölhain zu. Pandion sprach in Pausen:

„Eines Morgens dann: vom goldenen Himmel strich der Wind, und deinen Schleier, den er dir entrissen, hob er den Berg hinan. Hinterdrein lief ich, in geheimnisvoller Angst; er aber flog hinab in den klaffenden Spalt der Unterwelt. Ich sah ihn taumeln, ein bläuliches Wölkchen, und stieg ihm nach. Ich weiß nicht, wie es kam, denn niemals dachte ich dich zu verlassen. Die Götter bestimmten mir den Weg."

Sie lachte sanft.

„Wie gut sind die Götter! Denn auch mir bestimmten sie den Weg. Die Blätter, die du beschrieben hattest, wehten davon, ich folgte ihnen; und wärest du an jenem Morgen heimgekehrt, Heliodora fandest du nicht mehr."

„Nenne sie nicht gut, die Götter," sagte Pandion: „Sie geben, was uns ziemt, und unser Glück ist die Notwendigkeit."

„Doch sahst du also den Hades, du Auserwählter. Wie ist er?"

„Verlange ihn nicht zu schauen, die du immer im Licht, du Schöne, deine süßen Glieder weiden ließest. An schwarzen Wänden tastest du hin, über die es immerfort von Schatten gleitet, als liefe ein lautloses, dunkles Wasser darüber. Die stockende Luft setzt dein Atem als erster in Bewegung. Sie ist grau wie Greisenhaar, und Haine schwarzer Bäume stehen darin, an denen nie ein Blatt sich regt. Die Hände der Schatten langen nach den schwarzen Früchten und brechen doch keine. Du, der noch Kraft durch die Adern fließt, pflückst eine; und wie der sanfte Saft dir in den Leib rinnt, schmeckst du die Trauer selbst."

„Die Helden aber und die unsterblichen Taten, mit denen du, großer Pandion, das Volk bewegst!"

In der silbern durchrieselten Dämmerung des Ölberges erkannte sie sein Gesicht nicht, — und dennoch wandte er es weg.

„Ward denn Troja alle Tage erobert? Auch Armseligkeit und Ohnmacht sind unsterblich, und sie leben mitten im Herzen der Helden. Mir sagte einer dort

unten, dessen Namen ich nicht weiß noch wissen will: ‚Auch ich liebte Helena. Ich kämpfte, ihr unbekannt, in der Menge der Helden. Wenn ihre Augen über mich hingingen, dachte sie keinen Namen, winkten mir weder Sieg noch Tod. Und ich fiel, ohne daß es sie schmerzte oder freute . . . Hätte ich sie doch lieber fortgeschleppt, einen Knebel im Munde, hätte sie vergewaltigt und den wilden Hunden zum Fraß geworfen. Nun mußte ich hinab, indes sie im Licht blieb.'"

„Das war nicht der Pelide," sagte Heliodora.

„Nicht der Pelide," sagte Pandion. „Denn ihn fand ich bebend vor bleicher Furcht. ‚Hätte ich doch', so jammerte er, ‚mein Leben am Herd verbracht, schmausend und kosend! Nie würde ich meine Taten gewagt haben, wenn ich ihnen schon das Gedächtnis hinzugerechnet hätte, das sie starr und ewig macht. Ich trage nun durch die Jahrtausende diesen Zorn und dies entsetzliche Herz: ich, der ein Mensch war wie ihr!'

Er lag am Boden, wie von einer Last erdrückt, und jammerte lautlos, der schwache Schatten.

‚Der Brand Trojas versehrt mich, wehe! Ich will nicht, daß Troja brenne! Ich will nicht Hektors Leiche, durch den Staub schleifend, der mein Ruhm ist! Ich will nicht Helena!'

Da ich ihn hörte —" Pandion spreizte die Hand und sah fort — „erfaßte auch mich Entsetzen, und ich schrie wie er: Ich will nicht Helena! Als ich aber die Augen öffnete, ich weiß nicht, wie es kam, fand ich mich vor ihr; — und über Helenas Gesicht und Brust, hörst du es, noch blühende Heliodora, hing dein Schleier!

Sie mühte sich umsonst, die Arme, ihn zu heben. Ich nahm ihn: da ist er."

Pandion zog Heliodora auf eine Lichtung, er entfaltete den Schleier. Sie betastete ihn, und sie wich zurück, die Miene voll Grauen.

„Er ist es! So warst du wirklich im Hades?"

Pandion sah sie tief an.

„Ich wußte, Weib, daß du die erste sein werdest, zu zweifeln."

Sie neigte sich vor, noch zagend.

„Wie er schmutzig ist! Hast du ihn nicht aus einem Ameisenhaufen gezogen?"

Sie lachte klingend.

„Geh, Pandion! Wir kennen uns."

Er sah vor sich hin, seine Stimme war dumpf.

„Ich sprach zu Helena von den Tagen ihrer großen Gewalt: sie aber verstand mich nicht. Begreift man es? Sie wußte wenig mehr vom Krieg der Völker, der für sie gebrannt hatte, und von den Helden, die hinabsanken für sie. Vergessen alle waren ihr die großen Abenteuer der eigenen Brust. ‚Paris', sagte sie, ‚betrog mich mit den Mägden, und viel Unruhe im Haushalt brachten die Kämpfe der Männer. Zurück dann bei Menelaos, spann ich, gebar Kinder, ward streng gehalten; und endlich, da von rückwärts Hermes mir die Hand auf die Schulter legte, mußte ich noch einmal von dannen. Rhyparos stand dabei und weinte.' — ‚Wer war Rhyparos?' — ‚Ein Hund.' Und sie schluchzte. Ich aber floh."

„Was quälst du dich," sagte Heliodora und berührte Pandions Schulter, die zuckte. „Laß die Schatten

gebrechlich sein. Du weißt, mögen sie selbst sie vergessen haben, um ihre großen Stunden, und berauschest mit solcher Kunde die Herzen der Menschen, daß sie auch dich wohl groß nennen. Mehr gibt es nicht."

Pandion lehnte sich schwer an einen Baum.

„Ich weiß vom Großen und vom Schlimmen. Ich erlebte die Hoheit unseres Herzens und seine Schande. Dann aber ists bitter, zurückzukehren. Warst du einmal im Hades, ist alles Schatten, und nie erblickst du deinen Gefährten. Du wünschtest zu lieben; Menschen suchst du, sie zu wärmen. Aber sie scheinen dir leblos, und du selbst wurdest dir leblos wie ein Schatten, seit du die Unterwelt schautest. Götter, Helden und Ungeheuer haben deine Seele abgenutzt. In drei Tagen vielleicht empfandest du alles, was das Herz kann, und die vielen Jahre nun spielst du es den Menschen vor."

„Es ist so gut, zu spielen," sagte Heliodora und dehnte sich. „Auch ich bin ganz allein, wenn ich mir auf der Bühne ein Schwert in die Brust stoße oder mit einem Gott rede. Da ich das Göttliche spiele, glaube ich nicht daran. Ich glaube nur an Heliodora, eine Komödiantin, und bleibe für mich, selbst wenn ich liebe. Der Ernst des Lebens ist mir unbekannt, denn ich fand die Menschen schwach und die Dinge ohne Sinn. Spiele ich aber, sind sie sinnvoll, und ich bin stark."

Plötzlich warf Pandion die Arme um Heliodora.

„Wie ich dich geliebt habe!"

Er flüsterte an ihrer Wange:

„Sagen wir uns ganz heimlich, daß wir uns noch immer lieben: ich und du, jeder schweifend und allein."

Er sah sie an, weinend und lächelnd.

„Am klaffenden Spalt der Unterwelt stand eine weiße Blume. Ich stieg hinab; und ich kehrte zurück: da hatte die Blume der Wind."

Auch Heliodora lächelte weinend, — und da führte sie ihre Lippen Pandions Lippen zu. Er schmeckte Honig und frisches Gras, indes er sie küßte. Dann, ganz nahe, betrachtete er dies zurückgekehrte Gesicht, mit den Fingern betastete er seine Umrisse.

„Nun erst sehe ich dich, und du bist es noch. Helia, liebe, kleine! . . . Aber ich? Bin ich denn nun alt?"

Sie hob die Augen zu seinen.

„Jetzt nicht mehr."

„Aber dann können wir —"

Er griff sich an die Stirn.

„Es ist nicht aus. Wir können wieder anfangen. Wir wären nicht mehr töricht, wie damals. Wir wissen nun, daß nichts da ist als du und ich, und wie sehr werden wir einander hüten!"

Sie bewegte den Kopf, spöttisch und weh.

„Du fürchtest nicht den Waldgott, der schon einmal in unsern Garten einbrach?"

„Ein Waldgott? Dich mir rauben?"

Er stieß die Hand vor sich hin.

„Es gibt keine Götter!"

„Aber du hast ihnen dein eigenes Blut geliehen, und so wird kein Haus mehr dich halten. Jedes stände zu nahe am Eingang des Hades."

Da ließ er die Stirn sinken.

„Wohl wahr. Eine aus dem Reigen der Stunden

risse uns abermals voneinander. Sie kommt und trägt den Korb mit Dornen."

Sie nahm seinen Arm.

„Fort! Wir brauchen kein Haus. Überall um das Mittelmeer wächst der Lorbeer."

„Und überall die Zypresse."

„Du machst mich nicht schaudern. Noch an vielen Grabtafeln tanz ich vorbei, bevor sie auf meine schreiben: Diese hier spielte die Liebe."

„Der Straßen sind unzählige in Hellas."

„Und noch auf vielen begegnen wir uns: Pandion und Heliodora."

III

Sie stiegen hinan und gingen über die Wiese zum Stadttor. Der Mond stand hinter den Ölbäumen, es war dunkel. Der Sklave Orestes schlief auf der Bank; Pandion nahm die Sandalen und legte sie der Freundin an. Indes er aber kniete, streckte Heliodora die Hand aus und rief:

„O sieh! Welch seltsames Wesen!"

Denn von Osten kam, mühsam hinkend, ein Mensch mit langem Haar und Schilf darin, und in nichts gekleidet als das Schilf, das ihm von den Lenden hing. Bei ihm war ein anderer, der eine Laterne trug und häßlich schrie. Jetzt erkannte Pandion ihn: Ktesippos wars, der Bnrbier, und er schrie, den Arm schwenkend:

„Da ist er! Da ist der Gotteslästerer. Ha! Betrüger, der du das Volk verwirrst. Du willst im Hades gewesen sein? So sage denn, ob du diesen hier kennst."

Pandion hob nur die Schultern.

„Es ist ein alter Mann. Du aber, Ktesippos, bist ein neidischer Geiferer."

„Hörst du's, o Gott!" kreischte der Barbier, reckte die Arme hinauf und krümmte sich immerfort vor dem Greise. Der hob zitternd seinen schwarzen Stab, und aus seinem langen verfilzten Bart blies er die dumpfe Stimme.

„Sterblicher, erschaudere! Denn Äskulap bin ich, der Gott."

Und plötzlich war der Stab eine Schlange, die zischend nach Pandion züngelte. Pandion fuhr zurück; dann aber entriß er sie dem Alten, strich ihr über das Genick, und als steifen Stock gab er sie jenem wieder.

„Du siehst wohl," sagte er, „ich war im Hades, denn ich kenne dich."

Heliodora stand und lachte schallend.

„Welch schöner Gott! Seine Füße sind schwarz, und Schlamm trieft herab. Schon viele Götter waren meine Liebhaber, aber noch kein so schöner."

Da drohte ihr der Alte, und vor Wut hob er die schwarzen Füße zum Tanz. Ktesippos, hinter ihm die Laterne schwingend, daß die Schatten durcheinander flogen, kreischte:

„Landstreicher du mit deiner Dirne! Warte! Nicht umsonst bin ich zwei Stunden weit gelaufen, den Gott aus seinem Sumpf zu holen. Seine Schlange wird dich dennoch beißen: warte!"

Und mit Geschrei stürzte er sich in das Tor. Die Leute liefen schon, so sehr lärmte er.

„Er hat ihn geleugnet, den Gott!“ schrie Ktesippos. Sie aber: kaum erblickten sie den Alten, lagen sie am Boden mit Knien und Stirn. Er hörte auf zu tanzen und berührte ihre Scheitel mit dem Stab. Die Berührten standen auf, drohten dem Fremden und schrien mit Ktesippos:

„Er hat den Gott geleugnet! Faßt ihn an!“

Aber sie taten es nicht. Da ergrimmte der Gott, spie um sich, und hustend brachte er hervor:

„Schlagt ihn tot! Er hat gelästert, denn er, ein Sterblicher, war nicht im Hades. Ich aber bin unsterblich.“

Hinter Pandion raunte Orestes:

„Herr, was tust du, du bindest mit dem Gott dieser Esel an. Komm, laß uns fliehen, denn noch sind sie wenige.“

Heliodora aber sagte:

„Wir werden doch nicht einen solchen Kampf versäumen? Ich zittere danach, zu sehen, wer stärker ist, du, Pandion, oder der Schlammgott.“

Da kreuzte Pandion die Arme, umfaßte mit den Augen das Volk, das nun in Menge aus dem Tor quoll, und rief stark:

„Hellenen! ihr kennt mich. Ich habe euch das Göttliche fühlen gelehrt, wie niemand vor mir. War ich im Hades?“

„Du warst im Hades,“ antworteten sie. Aber der Alte dahinten, hohl schreiend:

„Nur ich bin Gott! Opfert ihn mir!“

Und da die Wächter mit Fackeln aus dem Tor traten,

sahen alle im Feuerschein den Gott die Hände gen Himmel schütteln. Entsetzt sanken sie hin.

„Du hast mir ein Zaubermittel gegeben," rief eine Frau, „und mich von einem fressenden Geschwür geheilt. Tod dem, der leugnet, daß du Gott bist!" Andere sprangen auf und riefen durcheinander.

„Die lieben Ohren hast du mir gesund gemacht mit dem Saft deiner Natter!"

„Ich konnte nicht gehen, und hier bin ich nun, dank diesem Ring aus Bernstein, den der Gott mir verkaufte."

„Gott! Hilf auch mir! Auch mir!"

Und Bresthafte mit verbundenen Gliedern wühlten sich durch die Menge. Sie krächzten, aus schwarzen Mündern brüllten sie vor Gier nach dem Gott; und dazwischen gellend der Barbier:

„Tötet ihn! Versöhnt den Gott, daß er euch nicht mit Krankheit strafe!"

Pandion erhob noch einmal die Stimme über alle. „Ich kann euch weiser machen als dieser, obwohl ich kein Gott bin. Dieser aber ist ein Schwindler; —" und er reckte die geballte Faust. Da waren auf einmal alle still, man wußte nicht, ob vor Ergriffenheit oder aus Abscheu. Sogar Ktesippos brach sein Geheul ab; und nur ein Kleiderdieb rührte sich, riß einem Mann den Mantel von der Schulter und floh. Der Mann achtete gar nicht des Verlustes.

„Das ist zu viel!" rief er, rauh vom Entsetzen. „Sollen die Lippen, die das gewagt haben, noch leben? Lest Steine auf!"

„Lest Steine auf!“ riefen alle, drängten rückwärts und bückten sich. Pandion, die Arme verschränkt, wartete; bei ihm aber war Heliodora: sie warf ihr Obergewand ab. Unter eng gefälteltem Hemd stand sie nun, hinein zu ihren Gliedern schien das Licht der Fackeln, und sie hob sich auf die Zehen. Die ausgebreiteten Arme bog sie weit zurück, man sah die Knospen ihrer Brüste durch das Gewebe drängen. Das Gesicht aber umherwendend mit ernster Süßigkeit, als erstaunte sie über die eigene Schönheit, tat sie einen Tanzschritt . . . Halt machte sie da, wie erschrocken; und das Volk, das sie schon aufsliegen sah, hielt den Atem an. Sie aber: ach! welch Schlängeln der Hüften. Wie, von den bebenden Falten liebkost, die lang gewölbten Schenkel dahinglitten, in den Reigen gezogen unsichtbarer Gefährten! Seht an die rosigen Spitzen ihrer Finger die Finger eines Himmlischen rühren! Ihr Haar ist sprühendes Gold, aus dem purpurnen Mund duftet dich Ambrosia an: — da erfaßt dein Auge nur noch einen Wirbel von Blüten, ja, nun Heliodora im rasenden Tanz den bläulichen Schleier um sich herschwingt, nur noch den Taumel rotweißer Blüten durch seligen Himmel.

Jetzt steht sie und atmet, und auch ihr Menschen atmet wieder. Die Frauen zuerst klatschten in die Hände. Die Jünglinge riefen: „Gegrüßt seist du!“ und bogen das Knie. Sie dankte ihnen, an Pandion gelehnt, stumm und mit einem kleinen Schwellen dieser süßen Lippen. Man hörte Weinen — plötzlich aber lautes Lachen, und eine Frau rief:

„Wie er häßlich ist!“

Da merkte man erst, daß auch der Gott tanzte: plumpsend und torkelnd, mit grunzendem Gesang und von Wut geröteten Augen. Alle wandten sich ab; die Greise versteckten sich, aus Scham für den bösen und häßlichen Alten. Nur der Barbier Ktesippos, die Miene verzerrt von der Angst seines Neides, stieß die Arme bald hier, bald dort aus dem Haufen.

„Mitbürger! Griechen! Wehe! Fürchtet die Rache der Götter! Wißt ihr doch wie ich, daß dieser ein Gott ist. Denn lag nicht im Sumpf von Melargos ein Schlangenei? Und als sie es öffneten, kroch nicht ein Knabe heraus, mit einer Schlange um den Leib? Ihr habt es gesehen, das Wunder, leugnet ihrs nun? Pannichis du, und du Xantho, die ihr den Knaben auf euren eigenen Armen getragen habt!"

„Wahr!" rief Xantho. „Drum gebar auch ich dann einen so schönen Knaben, denn ich hatte einen Gott berührt."

Zu Heliodora schlichen, hinter dem Rücken der Leute, die Komödianten. Der Silen streckte wispernd den fetten Hals vor.

„Liebes Mädchen, komm eilig fort; denn um sie zu spielen, die Götter, betraten wir diese Stadt, nicht aber um sie zu verhöhnen, du freche Kleine."

Sie antwortete:

„Lauf nur zu, Vater Dionysios, denn wenn der Gott einen von uns zum Opfertier verlangt, wirst du es sein, der du das meiste Fleisch hast."

Bei ihren Worten erblaßte der Silen, sank zusammen und verschwand hinter der Menge. Ktesippos arbeitete darin umher, seine Stimme überschlug sich.

„Wie? Und am Tage darauf war aus dem kleinen Knaben ein Jüngling geworden. Wachsen so Sterbliche? Werft euch nieder, betet an: denn am dritten Tage fandet ihr statt des Jünglings unter den Ringen der Schlange diesen Greis . . . Du bist Gott!" schrie er und fiel selbst hin. Die Nächsten taten wie er; wer noch lachte, hielt erschrocken ein. Etwas Schwarzes, Verkrümmtes aber kroch inmitten der Hingestreckten herbei, wie eine vom Regen schwarz und lahm gemachte Eidechse: unter schmutzig greisem Haar ein Haufe von Geschwüren, Glieder, die im Kriechen einzeln liegen zu bleiben schienen, mit zwei Brüsten, durch die Schlammlache schleifend bis vor die Füße des tanzenden Gottes. Der ächzte noch:

„Tötet den Lästerer! Ich bin Gott, opfert ihn mir!"

Da hob das namenlose Wesen sein eitrig verklebtes Gesicht zu ihm, — und auf einmal beruhigte sich der Alte. Er lehnte Rumpf und Gesicht zurück, entschlossen stand er da, größer fast als vorher: spie dem Wesen in die schwärenden Augen, verrieb mit den Daumen den Speichel, und „Ich sehe! Ich sehe!" jubelte gellend die Aussätzige.

„Sie sieht, sie sieht! Wehe dem Lästerer!" — sie hoben, ohne Furcht vor der Krankheit, die Greisin vom Boden, zerrten sie dem Pandion entgegen, atemlos:

„Hier sieh diese, die der Gott geheilt hat, und dann stirb!"

„Und dann stirb!" zeterte es auf allen Seiten. Schon brachen sie herein: hundert Leiber, Fäuste, die zupackten, Haß schnaubende Mienen . . . Pandion wich;

die Wächter waren da und schlossen ihn ein. Der Hauptmann ließ die Schwerter ziehen. Er wandte sich um und sagte:

„Ich schäme mich, o großer Pandion, der du mich zu den Helden versetzt hast, für dies Schwert, weil es dich schützen muß vor einer verfaulten Hexe. Doch in diesem Augenblick ist sie stärker als du."

Bei allem Toben schritten in Sicherheit hinter den Wächtern die Herren aus der Schenke des Gyps einher. Sie sagten zu Pandion:

„Zwanzigmal wohl hat der ungewaschene Betrüger diese Alte geheilt, immer dieselbe. Aber die Empfindungskraft und Phantasie des Volkes ist es ja, die dir gefällt."

Heliodora, mit geschürzten Lippen:

„Sie wollen betrogen werden. Jeder, der sie betrügt, ist ihnen recht. Dennoch gibt es schlechte Komödianten und bessere."

Und sie erwiderte das Äugeln der Herren.

„Führe ihn ins Gefängnis!" riefen die Bürger dem Hauptmann zu. „Er soll gerichtet werden."

Die Frauen kreischten mit dem Barbier:

„Nein! Auf der Stelle muß er sterben."

Der Hauptmann sprach rückwärts:

„Du wirst zu deiner Sicherheit, o Pandion, die Nacht bei uns verbringen müssen."

„Wozu denn," sagte Heliodora. „Frage doch den Gott, wieviel er verlangt. Er hat Erfolg gehabt, mehr als Pandion; was kann er noch wollen als Geld."

Da die Herren ihr zustimmten, ließ der Hauptmann

durch einen Soldaten sich Bahn brechen. Er kehrte zurück. „Zweihundert Drachmen fordert der Gott. Willst du dich loskaufen?"

Pandion schwieg. Der Sklave Orestes tauchte auf, zitternd murmelte er:

„Ich habe zwölf Obolen, ich schwöre es, nicht eine mehr; und wenn ich sie hervorholte, müßte ich die Scham verletzen."

Die Herren lachten. Erbitterte Stimmen aber hier und dort aus dem feurig durchzuckten Dunkel:

„Hört! sie verhöhnen den Gott. Fort mit ihnen!" Da rief hell Heliodora:

„Euer Gott, ihr edlen Achäer, verlangt für seine Versöhnung zweihundert Drachmen, und ich zahle sie ihm, ich, die ihr morgen auf dem Kothurn sehen sollt."

Zu einem der Wächter sagte sie:

„Halte den dicken Mann dort auf, der sich davonmacht."

Der Silen ward zurückgebracht. Er schlug sich die fette Brust.

„Wir haben nichts. Bist du toll, daß du für diesen Fremden unsere Armut hingeben willst?"

„O, mein Vater Dionysios," sagte sie, „du weißt wohl, daß du auf deinem Bauch die zweihundert Drachmen verbirgst, die mir in Lykene der alte Kimon gab, dafür, daß er mich lieben durfte."

Und wie der Silen auch greinte, er mußte das Geld aus seinen Falten ziehen. Der Hauptmann selbst brachte es dem Gott, wendete ihn bei den Schultern um und raunte ihm ins Ohr: da machte der Gott lange Schritte.

„Zerstreut euch!“ rief dann der Hauptmann. „Der Gott ist versöhnt. Wer noch murrt, ist ein Lästerer und verfällt dem Schwert.“

Die Fackelträger betraten das Tor, und alle, murrend und lachend, stoben hinterdrein, dem Grauen des Dunkels zu entfliehn.

. . Stumm atmende Nacht ringsum; und Pandion fühlte auf seinem Arm den leichten Arm Heliodoras.

„Lieber,“ sagte sie zärtlich, „verzeih! Verzeih meine Laune, um deren willen du dich mit dem Schlammgott messen mußtest. Sieh, wo immer Heliodora dir begegnet, bringt sie dir Unglück. Du aber, Lieber, bleibst groß wie zuvor.“

Plötzlich schüttelte er sich ganz; er sagte erstickt:

„Groß! Wer doch vermöchte groß zu sein bei euch Menschen. Ach! hätte ich wahrhaft einen Gott gelästert und wäre unter seinem Strahl gesunken, verkohlt, vernichtet. Alles aber, was ich vom Hades heraufbringe, hat nicht so schwer gewogen wie die elenden Kniffe eines Quacksalbers; und dies Leben ist nur noch mein, weil du Weib mirs mit dem Preis deiner Liebe zurückgekauft hast. So nimm es denn, es gehört dir, und laß mich dein Sklave sein.“

„Pandion!“ — die Arme weich, weich um ihn her. „Nie liebte ich dich so sehr, denn jetzt sehe ich dich schwach, und durch meine Schuld. Du mein Sklave? Sieh, ich will dir folgen: in den Wald, so finster, auf das Meer, so treulos, durch Hellas und selbst zu den Barbaren.“

„Wie wäre es möglich,“ sagte er stöhnend; aber sie küßte ihm die Tränen fort, im Dunkeln glättete sie

ihm mit ihren Lippen das Gesicht; und umschlungen gingen sie über die Wiese zum Waldrand, umschlungen sanken sie hin. Drüben knarrte das Stadttor und fiel zu.

Als Pandion erwachte, tauchten eben, noch schlafend, Heliodoras Züge aus den letzten Schatten. Er richtete sich empor und sah ihnen zu, wie sie sich erhellten um das sanfte Gehege der Wimpern. Er lächelte verloren ... Da preßte er an seine Schläfen die Hände, auf sprang er, tat ratlose Schritte, kehrte zurück, brach in die Knie. Erste Vogelstimmen regten sich, um die Stämme glitten rötliche Lichter, kühl hauchte der Morgen; Pandion aber, angstvoll in dies stille Gesicht, sagte:

„Auf deinen Lidern, o Helena, trägst du den ganzen trojanischen Krieg."

Er schüttelte den Kopf, leise erhob er sich, ordnete zart über der Schlafenden seinen Mantel.

„Wie ich erschrocken wäre, wenn du jetzt aufwachtest! Wenn du mich noch hier fändest, wie du erschrocken wärest!"

Er holte den Sklaven Orestes aus seinem Busch hervor, und in den Wald hinein schritt er, ohne sich umzusehn.

Die Branzilla.

I

Die junge Sängerin verließ das Klavier und ging der dahinten noch lauschenden Gesellschaft entgegen. Ganz allein ging sie zwischen den Säulen, den Büsten mit pomphaft zurückgeworfenen Perückenköpfen über den weiten, spiegelnden Steinboden. Sie streckte sich sehr gerade, sah senkrecht vor sich hin; und die Arme ausgebreitet, hielt sie zwei blasse Fingerspitzen an ihrem großen, runden Rock, der sich rings um sie her am Estrich zerdrückte, wie sie vor der Prinzessin das Knie bog. Die Prinzessin bot ihr gnädig die Bonbonniere. „Welch einen Engel diese Kleine in der Kehle hat!" Die alten Frauen bewegten befriedigt die Fächer und lächelten ihren alten Galans zu, die sich räusperten und von Erinnerungen anfingen. Die jungen Männer zogen die Köpfe in die hohen Kragen ihrer braunen Röcke, ließen ihre Lorgnons gesenkt und preßten bleich die Lippen aufeinander. Eins der jungen Mädchen, das begehrteste von Rom, stand plötzlich auf — die gestickten Kränze ihres Saumes schaukelten über ihren kleinen Schuhen — und warf die Arme um die Branzilla.

„Wie Ihr glücklich sein müßt!" flüsterte sie am Halse der Sängerin. „Alle Liebe gehört Euch. In Eurer Stimme ist alle Liebe der Welt."

Aber sie verwirrte sich unter dem harten und traurigen Blick aus den Augen der anderen. Sie trat zurück; die Branzilla stand wieder allein: ihr klares Vogelprofil gegen den Haufen gerichtet, den sie bewegt hatte.

Hinter ihr seufzte es. Einer ihres Alters, einer in schwarzer Seide, richtete Schwärmeraugen auf sie.

„Fräulein Adelaïde!"

„Exzellenz, Eure Dienerin."

„Ihr dient niemandem," sagte seine bedeckte Stimme; „auch nicht der Kunst. Die Kunst dient Euch. Sie kniet vor Euch: sie, unser aller Mutter. Und auch ich, dem die Kunst doch alles war, will nur noch vor Euch knien."

„Das ist bequem."

Und sie ging an ihren Platz. Er folgte sanft.

„Mein Haus, Adelaïde, erwartet Euch. Die Fenster blicken nach Euch aus, die alten Bilder sind erwacht und sind neugierig auf Euch. Meine Diener gehören Euch und wissen es. Die ersten Lehrer Italiens stehen bereit, Euch zu vollenden. Wann kommt Ihr? Die Hecken im Garten sind höher gewachsen, um vor den Weiheloſen Euer Bild zu hüten. Die Mauern umtürmen eifersüchtig Eure einzigen Töne."

Sie tat kleine harte Fächerschläge. Mit kalter Unterwürfigkeit:

„Ich stehe zu Diensten, Exzellenz. Meine Tante und ich, wir nehmen Eure Einladung an."

Sie kamen; — und wie die Branzilla zwischen ihren neuen Atlaswänden aus zerrissenen Schachteln ihre

Kleiderfetzen nahm, war Dario Rupa es, der sie ihr vom Arm hob.

„Wir sind so arm, Exzellenz, daß wir unsere Wohnung nicht länger bezahlen konnten. Hätten wir Euch sonst belästigt?"

„Ich werde Euch durch dies Haus führen, das Eures ist."

„Habt die Gnade, mich in das Musikzimmer zu führen ... Habt die Gnade, mir zu erlauben, daß ich hier bleibe und studiere ... Ihr wollt mich schon hinausweisen? Nur mir zuhören? Das wäre Eurer Exzellenz nicht würdig. Ihr müßt Besseres zu tun haben ... Nein, ich esse nicht; Eure Exzellenz möge mich entschuldigen. Ein rohes Ei, einen Fenchel, und es ist genug. Keinen Wein. Ich bin Eure Dienerin."

„Niemand sah Euch, Adelaïde, auf dem Korso, unter den Müßigen ohne Schicksal. Waret Ihr nicht auch heute in geschlossener Karosse draußen bei den großen Ruinen? Allem Großen wißt Ihr Euch nahe; mühelos verkehrt Ihr mit der Größe und wachst an ihr. In den Denkmälern der Alten öffnet sich Euch die geisterhafte Pforte Eurer Kunst. Ihr selbst werdet groß werden."

„Ich werde nichts lernen als heulen, wenn ich mit Euch schwatze."

„Verzeiht mir! Ich gehe und lasse Euch Eurer Arbeit, die Euch so reich macht. Wie ich mich meiner ärmlichen Muße schäme!"

„Auch als er Eure Exzellenz erschuf, wird Gott gewußt haben, wozu."

Sie dachte: „Zu meinem Nutzen."

„ . . . Da steht sie am Fenster, weiß umflossen. Ich habe im Dunkeln das Knie auf einen Stuhl gesetzt, recke den Hals nach ihrer Welt, atme ein wenig von ihrer Luft. Weiß sie von mir? Sie singt! Fünf Jahre schon höre ich sie singen, so nahe bei mir, und schweige. Schweige ich? Ist nicht ihr Gesang meine Seele, die endlich fliegen lernte und klingen? Ich breite die Arme aus; ich bin frei . . . Schwärmer! Sie singt: du bist stumm. Nur sie hat die geklärte, gleichmäßige Flamme: deine wälzt sich plump zum Himmel auf und fällt zurück in düsteres Schwelen. Du weißt deine Leidenschaft nicht zu ordnen; du stammelst, machst dich trunken und versagst wieder. Sieh ihre nüchterne Begeisterung, nüchtern wie die Ewigen, Himmlischen! Und vergeh! Nein: leben in ihr! Wenn es sein könnte: sie immer im Schauer des Mondes, ich immer dunkel zu ihren Füßen; und unsere Seelen fliegen auf, meine in ihrer, getragen von ihrer! Sie darf nicht fort, ich kann nicht hier unten allein zurückbleiben! . . . Adelaide!"

„Was hat Eure Exzellenz?"

„Verzeiht meinem verwirrten Sinn! Ich sah Euch mit dem Mondlicht das Fenster hinaufschweben, in den blauen Garten, schon fort, schon fort . . ."

„Das Fenster ist geschlossen, Exzellenz. Auch kann ich nicht fliegen."

„Ich bin ein wenig erregt, vielleicht ein wenig in Angst, ich gestehe es, denke ich daran, daß ihr nur noch einen Monat in diesem Hause weilen werdet."

„Allzulange habe ich die Güte Eurer Exzellenz mißbraucht. Es wird Zeit, daß ich meine Schuld abtrage,

indem ich durch meine Kunst, wenn es sein kann, den Ruhm Eurer Exzellenz erhöhe."

„Adelaïde! Verstehe mich! Wolle mich verstehen! Ich bin ein eifersüchtiger Narr; ich würde leiden, wenn die andern dich hörten. Ach, nicht das ists, was hatte ich zu sagen? Ich werde ohne dich ins Elend fallen, Adelaïde; ich werde sterben."

„Ich bitte Eure Exzellenz, sich zu erheben. Vergißt sie denn den großen Abstand zwischen ihr und ihrer Dienerin? Es ist unmöglich, daß Ihr noch länger Eure Arme um meine Knie preßt!"

„Was tun? Welche Worte finden, die bis an dein Herz dringen? Ich liebe dich, du darfst nur mir singen! Ich will es!"

„Eure Exzellenz ist hart und erschreckt mich."

„Verzeih! O verzeih! Nimm die Hände von den Augen. Ich könnte es keine Minute länger ertragen, daß du deine Augen gegen mich schützest! . . . Was hast du vor? Sprich mir mein Urteil!"

„Ich werde nach einem Monat im Teatro Argentino auftreten, Eure Exzellenz hat es versprochen! und werde, wenn Gott mir hilft, Eurer Exzellenz Ehre machen. Wer weiß, vielleicht bald werde ich Eurer Exzellenz das an mich gewendete Geld zurückzahlen können und Eure nicht mehr ganz so unwürdige Dienerin sein. Befehlt Ihr, daß ich die Arie beende?"

Er wankte ins Dunkel zurück.

„Nun singt sie wieder, wie Liebe selbst singt, — und sie hätte kein Herz? Dies wäre nur der Schein eines Herzens, seine erdachte Nachahmung? Oder ist, was sie

singt, ein Gebet an sie selbst? Die einzige, zu der sie betet? Die sie liebt? . . . Das also muß man sein, um groß zu sein? O, jetzt ist es an mir, meine Augen zu verhüllen . . ."

II

„Welch ein Lärm? Ich kann nicht mehr singen. Mir scheint es gar, man schießt im Garten . . . Auf der Straße, glaubst du, Tante Barbara? Aber was hat man vor diesem Hause zu schießen? Weiß man nicht, daß ich heute abend auftreten soll? Daß heute abend alles sich entscheidet? Wer darf da lärmen? Ich begreife nicht, daß Seine Exzellenz es duldet. Wo steckt er? Er, der immer an meinen Röcken hängt. Suche ihn!"

„. . . Was kehrst du allein zurück, läufst und schreist? Und nun schießt man sogar im Hause, daß es hallt? Und Schritte, die durcheinanderrennen, und wilde Stimmen? Sage ihnen, daß ich singen will! . . . Geh doch! — daß ich singen will! . . . Aber du versteckst dich wohl? Du bist ganz weiß. Was stammelst du? Ich verstehe nicht, deine Lippen zittern zu sehr . . . Wie? Sie machen Revolution? Sie verjagen den Heiligen Vater? Aber das ist unmöglich! Sage doch, daß es nicht wahr ist! Du hast Angst, und du liebst den Klatsch, du Alte. Sie schießen: was wirds sein? Irgendein Mord. Dieser Palast steht in einer Straße voll übel Lebender. Auch begegne ich schon seit Wochen Fremden auf den Treppen. Sie drängen sich an Seine Exzellenz und machen sich Freund mit ihm. Ich habe ihnen mißtraut . . . Gleichviel: mögen sie hier schießen; drüben beim Theater werden

ſies nicht wagen. Dort werden die Soldaten des Heiligen Vaters dafür ſorgen, daß ich ſingen kann . . . Zwar, heute früh ſind mir zwei Pfeile aus den Haaren gefallen und als Kreuz am Boden gelegen . . . Und du? Du biſt einer Buckligen begegnet und haſt nicht ausgeſpien? Weil du den Mund voll von Süßem hatteſt? Und heute abend ſoll ich ſingen! Möge jene Bucklige dir die ganze Hölle ſchicken! Dir: nicht mir! Ich muß ſingen!"

„. . . Wie ſie ſchießen, wie ſie ſchreien! Auf dem Flur, vielleicht ſchon im erſten Vorzimmer! Und wo iſt Seine Exzellenz, die mich ſchützen ſollte? Hat er ſich verſteckt, wie du, Alte? Haben ſie ihn gemordet? Iſt ers, der hier gemordet wird? Aber ich brauche ihn noch! Noch bin ich nicht aufgetreten. Er ſoll zum heiligen Vater, ihn bitten, daß er das Theater bewachen laſſe. Ich ſelbſt will ihn begleiten, der Heilige Vater wird mich ſegnen, und ich werde gut ſingen . . . Wo alſo ſteckt Seine Exzellenz? Dieſer Hund muß hervor, ich will ihn ſuchen, bis in den Keller. Wie oft haſt du denn den Schlüſſel umgedreht, Verdammte, die du biſt? Und ſchon ſchlagen ſie gegen die Tür. Ich öffne! Ihr ſollt ſehen, daß ich öffne. Wo habt ihr Seine Exzellenz? Ah!"

Die Branzilla ſchrak zurück: ſie erblickte Dario Rupa in den Armen zweier Sbirren, bleich und mit geſchloſſenen Lidern, über die Blut rann.

„Was habt ihr da um Gottes willen getan? Dieſer war der unſchuldigſte Menſch, der nichts weiter konnte als im Winkel hocken und meinem Singen zuhören! Nie hat er daran gedacht, unſern Herrn Papſt zu verjagen."

„Wir werden sehen, mein Liebchen, ob nicht du selbst ein wenig daran gedacht hast!“ — und der Hauptmann der Sbirren lächelte sie frech an aus seinen schmutzig gelben Falten, mit seinen schleichenden Augen, deren Klugheit einen entsetzte.

„Nicht umsonst ist dies Haus voll Waffen, voll Menschen . . .“

Klirren und Kolbenstöße. Junge Leute wurden hereingetrieben. Ihre Kleider waren aufgerissen, in ihre Haare hatten Fäuste gegriffen, ihre feinen Gelenke schnürten Ketten. Sie sahen niemand an. Einer spie dem Polizeisoldaten, der ihn herzerrte, ins Gesicht und bekam einen Säbelstreich über seins.

„Spielt nicht zu eifrig, Kinder,“ sagte der Hauptmann. „Bald werdet ihr vom Heiligen Vater zu Bett gebracht werden . . . Und was Euren Liebsten angeht, meine Schöne, so denke ich mir in meiner Einfalt, daß er Euch so viel hat singen lassen, damit man die Flinten nicht klappern höre. Wie, wenn Ihr aus Begeisterung für die Freiheit so laut gesungen hättet?“

Die Branzilla entwand sich einem Häscher.

„Ihr lügt! Wißt Ihr denn nicht? Heute abend trete ich im Argentino auf. Eure Sachen verstehe ich nicht. Ein paar von jenen da sah ich wohl auf den Treppen schleichen, ich leugne es nicht. Aber mir ist fremd, wozu sie kamen. Exzellenz, erwacht doch! Sagt ihm, daß ich nichts weiß!“

Der Ohnmächtige öffnete die Augen und suchte.

„Ihre Stimme wars . . . Wie! Ihr schämt euch

nicht, Schurken, an ihr euch zu vergreifen, an ihr? Erst jetzt seid ihr Schurken!"

„Eure Exzellenz," sagte der Hauptmann, „vergißt, daß Ihr Euch schonen müßt. Ihr verschwendetet Eure Kraft und zoget Euch nutzlose Wunden zu, da Ihr Euch der Gewalt der Regierung widersetztet. Ich heiße nicht Rupa, und komme von Natur Eurer Exzellenz nicht gleich. Dennoch bin ich nun durch Gottes Fügung und die Macht unseres Herrn Eurer Exzellenz so sehr überlegen, daß ich sie, als einen bei bewaffnetem Aufruhr Ergriffenen, an jeder Straßenecke, die mir beliebt, erschießen lassen kann."

Der Hauptmann machte zu seinem schamlosen Lächeln eine demütige Handbewegung.

„Aber Eure Exzellenz wird uns gewiß nicht gleich zum Schlimmsten nötigen, sie wird sich in Güte von uns verhören lassen, gleichwie ihre schöne Freundin. Wie manches Interessante mögen wir durch Euer Wohlwollen erfahren, und durch die Gefälligkeit des Fräuleins! Kommt, ich bitte Euch, verweilen wir nicht länger!"

Die Sbirren packten zu. Die Branzilla arbeitete sich ab in ihren Armen. Aus den Gefangenen sprach eine zornige, klare Stimme:

„Wir haben sein Haus gebraucht, ohne daß er es wußte. Er glaubte, wir kämen, die Branzilla singen zu hören. Er war blind und taub vor Liebe, wie der Auerhahn. Er ist unschuldig."

„Ich bin unschuldig!" rief die Branzilla. „Könnt Ihr nicht mehr reden, Exzellenz? Immer waret Ihr zu

schönen Worten bereit. Ihr habt mir versprochen, daß ich singen soll; keine Stunde ists bis dahin; und da laßt Ihr Euch und mich in die Hände dieser Schweine fallen! Ihr laßt zu, daß ich nicht singen soll! Ihr seid feige! Habt Ihr keine Diener mehr, diese davonzujagen? Was wollen sie? Sagt ihnen doch, daß ihr Papst und ihre Freiheit mich nicht schiert und daß ich singen muß!"

Die Polizisten lachten; ihr Hauptmann feixte verächtlich. Dario Rupa sah ihn an. Die Hand am Hals, in letzter Not und hastend:

„Ich biete Euch alles, was ich besitze, laßt Ihr sie los. Nehmt mich, tötet mich, ich bitte Euch, und laßt sie frei!"

„Was haltet Ihr mich auf! Alles wartet auf mich. Die Zeit ist erfüllt. Alles wartet: Gott selbst wartet!"

Sie bekreuzte sich. Die Sbirren lachten roher. Sie begriff nicht und starrte wirr in die unheilvollen Gesichter. Der Geruch machte ihr bange: dieser Geruch von Pulver und schweißigem Leder, der ihr der jäh eingedrungene Geruch des Unglücks schien. Sie haßte diese Menschen, die Lachenden und die Wutbleichen, die Gefesselten wie ihre Häscher: alle. Und jenes machtlose, blutende Gesicht, das sich ihr darbrachte, erbitterte sie wild. „Geh zum Teufel!" sagte sie ihm mit den Augen. „Du bist mir zu nichts mehr nutz!" Sie fuhr auf.

„Aber hört, ihr alle! Ich werde euch zeigen, wer ich bin. Ihr werdet es bereuen, euch an mir vergriffen zu haben. Es gibt Mächtige, die mich heute abend zu hören wünschen. Seine Exzellenz hat einem Herrn Kämmerer von mir gesprochen, und Seine Heiligkeit

weiß von mir. Der Kardinal Aldobrandini will ins Theater kommen. Hütet euch, einer Eminenz ihr Vergnügen wegzunehmen. Es könnte euch alle verderben!"

Der Hauptmann winkte den Soldaten, nicht zu lachen.

„Es ist wahr," — und seinem Blick hielt ihre Scham nicht stand; „Ihr könnt noch vielen Vergnügen machen. Es wäre schade um Euer zartes Fleisch, käme es auf die Folter . . ."

Plötzlich befahl er, alle abzuführen. Dario Rupa, den sie stießen, wandte sich nach ihr um; sie sah auf seinen Lippen ein Lebewohl, in seinen Augen einen letzten sehnsüchtigen Zuruf: „Werde groß!"

Und allein stand sie vor dem Hauptmann.

„Gesteh mir ein, daß du sein Werkzeug warst, und ich laß dich singen."

„Was soll ich gestehen?"

„Er ist dein Liebhaber, und es ist peinlich, gegen einen Liebhaber auszusagen. Bedenke aber, daß er ohnedies verloren ist. Sein Haus hat Verschwörern gedient. Du schadest ihm kaum, und uns machst du dich beliebt. Anstatt daß ihr beide das Verhör erleidet, werde ich ihn sogleich erschießen lassen. Du aber bist frei . . . Sprichst du?"

Sie hatte es gewollt, nur war ihr der Ton versiegt; und sie haßte sich selbst, weil sie noch nicht hervorgebracht hatte, was sie frei machen sollte.

Der Hauptmann sagte:

„Du bist jung; auch heißt es, du seist eine Künstlerin. Wer weiß, zu welchen Triumphen du bestimmt bist.

Der Amati haben sie neulich eine Pforte aus Rosen gebaut. Viele werden dich lieben. Halte dich nicht bei dem einen auf, der verloren ist. Ein Verlorener kann nicht länger dein Liebhaber sein."

Es war sehr schattig geworden im Saal. Von den verschränkten Armen des Hauptmanns fiel sein Mantel in weiten, dunkeln Flügeln. Sie hatte seine Worte im Kopf, ohne daß seine Stimme darin nachklang. Es war, als sei sie reglos, ohne Laut mit sich allein. Da warf sie sich herum.

„Er ist nicht mein Liebhaber. Er wollte mich singen hören. Liebte er mich? Ich liebe ihn nicht. Was geht er mich an?" Sie sprach hinter sich, als habe sie jemand zu beschwichtigen, der dort im Dunkeln versteckt läge: vielleicht ihre Tante Barbara, vielleicht etwas anderes, Namenloses. „Er hat mich aus dem Elend gezogen, sagst du? Andere hatten mich singen gehört und mich dennoch darin gelassen? — Aber, habe ich ihn darum gebeten? Versprach ich ihm Dank? Ich soll singen; Gott gab ihm den Befehl, es mich lehren zu lassen! . . . Was sagst du? Niemand lebe so mit meiner Stimme, gehöre ihr so? . . . Aber ich fürchte mich nicht, allein zu bleiben! . . . Er will mich groß? Daß er verschwinde, werde mir Unglück bringen? . . . Es gibt kein Unglück, fühle ich, das mich nicht nährt. Für mich sind Gott und Teufel nur eins."

So oft von hinten eine neue Frage kam, schnellte sie herum nach dem Hauptmann, und in seinen Augen, die sie mitten im Schatten deutlich erkannte, war schon die Antwort entschieden. Seine Klugheit gab ihr Grauen

und Trost. „Und endlich verlangt er selbst nichts Besseres. Wie könnte ich ihn glücklicher machen, als wenn ich ihn sterben heiße! . . . Herr Hauptmann, ich will gestehen."

Sie mußte hinunterschlucken. Aber hinter ihren zugedrückten Lidern entstand das hell wogende Festhaus; auf tausend Zetteln, tausend Zungen war ihr Name; auf der Bühne warteten ihrer die Abenteuer eines ganzen Himmels; schon gingen Geigen- und Harfenklänge ihrer Stimme voraus, als der Königin; und da sie ausblieb, erhob sich irgendein Wirbeln und Tosen: nach ihr lärmte ein Volk . . . Sie riß die Augen auf.

„Er war mitverschworen. Ich hörte ihn mit den andern von Mord sprechen. Sie machten Kugeln, indes ich sang . . ."

Sogleich sprangen beide Türflügel auf. Der Wächter im Vorzimmer trat beiseite. Eine Fackel sprengte große Schatten durcheinander . . . Die Branzilla wagte sich hinaus; ihre Hände preßten ihr Herz. Sie eilte verzweifelt; ihr schiens, ihr Fuß bleibe stecken, der Hauptmann hinter ihr werde zufassen . . . Da überschritt sie die letzte Schwelle. Die Treppe war wirr von Lichtern und Menschen. Neugierige quollen herauf, zwischen die Soldaten, die Diener. Sie mußte haltmachen. Der Hauptmann hinter ihr sagte:

„Adelaide Branzilla, Ihr seid genötigt worden, in diesem Hause zu singen, damit man nicht merke, daß Staatsverbrechen darin geschehen. Gebt Ihr zu, im Dienste des Dario Rupa gestanden zu haben? . . . Sprecht laut!"

„Ja."

Die Menge sah sich an und wich. Elegante Abbati verbeugten sich vor der Branzilla, sagten ihr, das Theater warte, und geleiteten sie hinab. Vor dem Tor stand, inmitten alles Volkes, ein Wagen. Wie sie den Fuß hineinhob, fuhr sie zusammen. Die Stimme des Hauptmanns hatte sich nochmals geregt.

„Dario Rupa hat sich gegen das Leben und die Regierung seiner Heiligkeit verschworen? Ihr bezeugt es, Adelaïde Branzilla?"

Sie stand inmitten alles Volkes und zitterte. Der Zweifel lähmte sie, wenn sie sich umwende, werde der Hauptmann verschwunden sein; alles werde nicht wahr und sie werde gerettet sein. Sie riß sich empor.

„Ich bezeuge es."

Sie saß im Wagen, wild ging es von dannen. Die Gasse war schwarz; entsetzt klapperte das Echo von den Mauern; die Branzilla litt Furcht und Reue . . . Aber Lichter kamen, Wagen, Menschen: und sie richtete sich auf.

„Sollte ich denn sterben seinetwegen: sterben, bevor ich gesungen habe? Nicht sein Verdienst ists, daß ich erwählt bin: es ist Gottes Sache. Seine Wege sind die eines Fremden; er muß sie sich selbst suchen; und sind sie schlimm, kann ichs nicht ändern. Nicht für ihn habe ich mich kasteit die vielen Jahre. Denn ich lebte fern von den Freuden der Welt, hatte keinen Teil an den flüchtigen Lüsten der Menschen und arbeitete in der Zucht des Herrn für die Ewigkeit. Ich bin seine Nonne: nun will er mich in seine Gnade aufnehmen, ich soll seinen Glanz sehen. Der Himmel wartet, und ein Mensch

will mich zurückhalten? Ich hasse ihn, mag er sterben! Jetzt weiß ichs, nicht der Hauptmann war der Teufel, der mich versuchte: der andere wars! Ich bin ihm entronnen, ich habe ihn besiegt; nun kommt die Seligkeit!"

Sie war gekommen. Die Branzilla sang. In ihr spielte die Kraft, die dem Himmel gleichkommt. Sie erreichte ihn, schwelgte in ihm und in der Herrschaft über alle jene, die tief dort unten verstummt waren ... Aber sie wagten zu atmen? Nicht für immer waren sie unterworfen? Sie murrten; sie riefen ihr einen Namen zu, einen schon vergessenen Namen, der nach Rache verlangte? Ein Dolch flog auf die Bühne und blieb vor ihr in der Diele stecken? Der Vorhang fiel krachend zu?

... Sie stand, die Stirn gegen eine dunkle Kulisse, und betete. Als sie zurückkehrte, war ihre Stimme der Engel, der, vom Himmel entsandt, mit dem Ungeheuer ringt, mit den Sünden der Welt. Sie hielt es unter sich; es rauchte, spie und würgte. Es zuckte erlahmend, seine grausamen Augen sahen verschwimmend auf sie, die sich von neuem erhob und plante in Herrlichkeit. Von fern erlebte sie, wie schon Anbetung die Herzen weitete, in denen Haß kaum erst schmolz.

III

„Du siehst recht wohl, daß ich in diesem Kleide nicht auftreten kann. Die Ärmel sind zu lang, und am Rock sitzen die Falten schief. Aber wie sollte es anders sein, da du noch gestern abend dich mit deinem Liebhaber den

Leuten zeigtest! Ich sah euch vom Fenster. Ich arbeitete an meiner Rolle, indes du dich vergnügtest."

„Mein Geliebter hat mich verlassen, Signora. Vor Verzweiflung lag ich krank, die Nacht und den ganzen Tag. Die Signora möge verzeihen, wenn ich nicht aufmerksam war."

„Ich verzeihe nichts. Würden sie mir verzeihen, wenn ich schlecht sänge? Niemand würde fragen, ob ich krank war. Ich singe nur die Tullia. Die Lukrezia gehört der Amati, die so viel größer ist als ich, so viel schöner, liebenswerter, kunstreicher. Ich bescheide mich und bin ihre Dienerin. Aber auch die Dienerin will ich ganz sein. Ich übe meine Cavatine Tag und Nacht, ich küsse hundertmal den Saum meiner Herrin, die mein Geist vor sich sieht. Meinst du, ich fürchtete jene, die pfeifen möchten? Arme Unwissende! Mich ängstigt nur der göttliche Wille in mir. Darf ich denn ruhen, solange irgendein Mensch meine Rolle besser machen könnte? Sie müssen sich beugen: nicht vor mir, ich bin nichts; doch vor dem Vollkommenen. Sie widerstreben, ich weiß es wohl, dem Vollkommenen. Es ist stolz, es demütigt sie. Sie fühlen sich wohler bei den Hübschen, die es sich und ihnen leicht machen ... Ah! Sturbanotte. Nur herein! Ihr könnt davon reden. Ihr seid ein Buckliger, und Ihr singt herrlich gut. Seid Ihr schon einmal an einem Theater zum erstenmal aufgetreten, ohne daß sie Euch ausgelacht hätten? Immer mußtet Ihr Euch zuerst vor die Rampe stellen und ihnen versichern, Ihr seiet nicht gekommen, Euch sehen, sondern Euch hören zu lassen. Nun also: das Vollkommene erscheint

ihnen immer bucklig. Es stößt sie ab und muß sie überwältigen . . . Ich spreche nur zu Euch, Sturbanotte, — da Ihr mir die Ehre erweist, in meine Garderobe zu kommen, die von Männern leer ist: nur zu Euch. Ihr allein versteht mich. Ihr denkt doch nicht, ich redete zu jenem albernen Mädchen, das aus unglücklicher Liebe krank wird? Sie hätte ein Kleid machen sollen. Ein vollkommen gemachtes Kleid würde ihr dummes kleines Dasein gerechtfertigt haben. Was tut sie? Sie ißt, trinkt, liebelt, sie zerstreut sich, bis sie ganz verschwindet. So machen es alle. Hat Euch schon einer einen Schuh oder einen Bart gefertigt um anderes, als das bißchen Geld? Habt Ihr schon einen singen gehört, dems nicht bloß um den Beifall war? Wie wohlfeil alle sich nehmen! Wie ich alle verachte!"

„Ich verstehe: auch die Amati."

„Das könnt Ihr nicht glauben. Eine so große Künstlerin! Sie ist berühmt, und wie viele lieben sie! Ich bin ihre Dienerin."

„Ihr spielt ihre Dienerin, es ist wahr. Auch genießt sie noch große Anbetung. Nicht mehr lange, sagen die Ärzte. Der arme Ritter Rosaspina! Wie er sie liebt! Aus seinem Blut würde er ihr ein Elixier pressen! Sie schwindet dahin. Ihre Stimme war gestern so schwach, daß im Theater mehrere weinten. Ein Mittel gegen das böse Feuer, das sie verzehrt! Ein Gegengift!"

„Ein Gegengift? Signor Sturbanotte, Euer Grinsen ist entsetzlich. Nie sah ich so sehr, daß Ihr ein Buckliger seid, ein boshafter Buckliger. In Eurer roten Kappe,

mit Eurem langen Schwert! Was für einen schrecklichen Schatten Ihr werft! Verlaßt mich! Was ängstigt Ihr mich! Kein guter Mensch wird glauben, eine so liebenswerte Künstlerin könne vergiftet werden."

„Ihr mißversteht mich, Signora. Ich sprach von einem bösen Feuer in ihr. Seht doch ihre Augen an! Ihr Blut verzehrt sich selbst. Es ist ein äußerst trauriger Anblick, wie sie daliegt und Schwäche und Angst erleidet und sich nicht begreift. Ihre Garderobe ist wie ein Sarg, worin die Liebhaber sich mit ihr verschlossen haben. Unterirdisch still ists darin. Das Lachen derer, die zu lachen wagen, klingt ohne Widerhall und als drückten fünf Fuß Erde darauf. Das Schluchzen des Ritters Rosaspina bricht sich an den Füßen der Amati. Wollt Ihr das nicht sehen? Bliebet Ihr fern, man würde glauben, daß Ihr der Amati nicht wohlwollt . . ."

„Ich komme. Kein Wort mehr! Denkt Ihr denn, ich wäre nicht längst schon bei ihr, hätte nicht die ungeschickte Schneiderin mich aufgehalten?"

„O, Signora! Laßt zu, daß ich Eure Füße umfasse! Ritter, Ihr müßt mir diese Minute gönnen: ich bin die Dienerin Eurer Herrin. Wie wohl Ihr aussieht, Signora! Wie es hier lustig ist! Die Herren ersticken wohl ihr Gelächter in den Taschentüchern. Ihr seid wiederhergestellt, nicht wahr, Signora? Ihr werdet es keinen Tag hinausschieben, die Lukrezia zu singen. Eure Tullia bittet Euch."

„Ihr selbst, Signora Branzilla, werdet vielleicht die Lukrezia singen. Vielleicht werde ich tot sein."

„Was habt Ihr! Mein Gott! . . . Sie antwortet nicht. Sie hat sich verfärbt und die Augen geschlossen. Welche Gesichter ringsum! Signora! Kommt zu Euch!"

„Ich weiß nicht, was mir geschieht . . . Ja, Ihr sollt die Lukrezia singen. Eine Stimme verlangt, daß ich sie Euch auftrage, sie Euch hinterlasse. Ihr seid größer als ich. Wehrt nicht ab! Ich liebe Euch nicht, verzeiht! Aber Ihr seid größer; und Festeres, Stolzeres werden sie Euch errichten, als eine Rosenpforte. Mich sahen sie gern. Mein Gesicht machte sie ein wenig glücklicher. Sie fühlten Wohllaut in meinen Wendungen. Wenn ich lächelte, verziehen sie mir meine Stimme, die so wenig vermochte. Ich hatte nichts gelernt, ich gestehe es Euch. Man ließ mich nie, und mein Herz ließ mich nie. Ihr seht, daß ich noch erröte. Und soll doch bald ganz erblassen. Ritter, näher zu mir! . . . Ihr aber, Signora Branzilla, seid eine große Künstlerin. Ihr werdet herrschen, wo ich nur Vergnügen machte. Ich lasse Euch die Lukrezia. Hier habt Ihr die Rolle! Morgen sollte ich sie ihnen singen. Singt sie ihnen morgen, damit Eure große Kunst sie rascher mich vergessen macht. Nicht den Ruhm ja liebte ich. Meinen Schatten tröstet das Gedächtnis eines einzigen. Nehmt, Ritter!"

„Wollt Ihr Eure Hand nicht auch mir verstatten? Verzeiht, daß ich sie mit Tränen befeuchte! Ihr macht mir Schmerz und Scham. Ich habe Euch zu sehr bewundert: wie darf ich leiden, daß Ihr Euch vor mir demütigt! Laßt mich Euch bedienen! Wollt Ihr trinken?

Ich muß Euch zuerst ins Ohr sagen: schickt von Eurem Lager den Buckligen fort! Er ist voll arger Gedanken und wird Euch Unglück bringen. Legt Eure Lippen an das Glas; das Cordiale ist hineingemischt . . . Ich durfte nicht zu Euch aufsehen, Ihr wurdet so viel geliebt. Ich selbst fand Euch liebenswert; — und ich habe es so schwer, zu gefallen. Mit ein wenig Gesang? Ein wenig klingender Luft? Sagt selbst, was das bedeutet, wenn man eckige Glieder und eine ungefällige Miene hat. Nein, Signora, ich bleibe Tullia, Eure Dienerin. Laßt mich immerhin für morgen die Lukrezia erlernen: darum weiß ich doch, daß ich sie, beschämt und erleichtert, Euch, der Genesenen, zurückgeben werde. Aber was ist Euch? Kommt Euch denn schon wieder Ohnmacht an? Helft doch, ihr Herren! Wie? Ihr Herz —? Signora! O Himmel!"

„Wir sind allein, Signora, denn die Tote zählt nicht. Für Euch zählen doch keine Toten? Den Ritter haben seine Freunde hinausgebracht. Jetzt seid Ihr Lukrezia — und was immer Ihr wollt."

„Ich will ihr Gewand ordnen. Findet Ihr sie nicht noch schöner als im Leben?"

„Ich weiß nicht. Einen Buckligen kümmert das nicht."

„Sie wird doch einmal aufhören, zu gefallen? Sie muß doch werden wie die andern Leichen?"

„Habt Ihr Furcht, sie möchte Euch noch mit geschlossenen Augen überstrahlen?"

„Ich fürchte niemand, Signor Sturbanotte. Seht,

wie ich ihre Augen auf- und zuklappe! Mit diesen Wimpern wird sie keine Liebe herbeiwinken."

„So furchtlos als geschickt! Wie Ihr zu spielen versteht, noch an einem Sterbebett! Wie trefflich Ihr ein Cordiale mischt! Ihr müßt Übung darin haben."

„Was tragt Ihr da im Ärmel, Signor Sturbanotte? Ei, seht: ein rundes, flaches Fläschchen mit einer wasserhellen Flüssigkeit darin! Wäre das gar das übel berufene Tofanawasser? Das müßt Ihr häufig angewendet haben, Sturbanotte. Seit Monaten hat sies bekommen: jetzt begreife ich das seltsame Feuer, an dem sie starb, und das nur Ihr erkanntet! Aber welche furchtbare Rachsucht, buckliger Sturbanotte. Weil sie Euer Liebeswerben abwies! Ihr seid ein schrecklicher Mann, ich werde allen gegen Euch zur Vorsicht raten . . . Ach nein, ich scherzte: Ihr braucht nicht zu erbleichen. Das Wasser, sag ich Euch ins Ohr, trugt nicht Ihr im Ärmel. Ich habe Euch nur zeigen wollen, daß ich noch geschickter bin, als Ihr meintet, — und Euch warnen . . . Und nun wißt, daß ich niemand zu scheuen habe. Denn ich tat recht. Gott selbst trug es mir auf. Er ließ mich träumen und zeigte mir die Amati in der Hölle und in der Pein. Sie hatte keine Nase mehr, und die Teufel zwickten ihr die Brustwarzen ab. Aber hoch darüber, gleich unter Gottes Thron, auf Wolken stand ich selbst und sang! . . . Das ist Gerechtigkeit, Sturbanotte. Denn sie schändete die Kunst. Sie gab vor, eine Sängerin zu sein, und war eine Dirne. Mit ihrem Dirnengesicht, ihren Dirnengliedern betäubte sie das Volk, daß es nicht merkte, wie die Kunst verdarb. Die

Kunst war in mir, und niemand hörte sie. Gott war verlassen, er schrie nach Rache. Ich folgte ihm und tötete sie und lernte, indes ich sie tötete, seit Monaten ihre Rolle. Wäre ich nicht Gott gefolgt, noch immer würde das Volk nur das Fleisch lieben. Jetzt hab ich es erlöst. Jetzt kann ich ganz die Flügel ausbreiten, und zwischen Himmel und Erde hindert nichts mehr meinen schönen Flug. Sie werden sehen, daß ich schöner bin als die Amati. Sie werden mich nicht lieben, weil ich süß bin, mich zerflattern lasse und Mitleid verdiene. Sie werden mich lieben, weil ich stark bin, mit Leidenschaft bei mir bin und ihnen Reue über ihre verlorenen Leben mache! ... Was murmelt Ihr, Sturbanotte?"

„Daß ich alt bin und obendrein bucklig. Sonst bliebe ich keine Nacht mehr in Rom."

„Auch Ihr versteht mich nicht, Sturbanotte."

IV

„Sind die Leute schon fort?" fragte die Branzilla.

„Laßt uns sehen! Zieht doch den Vorhang auf, ihr Kleinen! Wenn auch nur drei Personen im Saal geblieben sind, werde ich noch etwas singen: ihr sollt staunen. Nie war ich so in Stimmung: in Paris nicht, in London nicht."

„Zu viel Ehre, Signora! Ihr habt uns sehr glücklich gemacht. Mindestens acht Tage lang werden wir alle zu essen haben."

„Kein Mensch mehr da? Nun, gleichviel, ich bin zufrieden. Es war ein guter Gedanke, daß ich die Postpferde abbestellte und in eure Schmiere zu Gast kam."

„Ein sehr guter Gedanke!" — und die armen Komödianten umdrängten sie gebückt. Die alte Königin wischte mit ihrem Purpur den einzigen Stuhl ab.

„Er war ein Baumstumpf," sagte die Branzilla. „Das grüne Tuch dort hinten will sagen, daß wir in einem Walde sind. Warum nicht? Die Leute haben es uns geglaubt. Welch gierige Gesichter aus den zerbrochenen Bänken zu uns herauf atmeten und funkelten! Ach! ihr Geruch ist noch da: Knoblauch und Rauch, der Geruch der Armen. Lange schmeckte ich ihn nicht mehr ... Auch ich war arm. Auch ich saß, ganz jung, auf den Bänken wackliger Vorstadttheater und starrte durch den Tabakrauch auf den Götterglanz hier oben: euren Götterglanz, liebe Freunde! Es war schön ... Vielleicht saß auch heute abend solch ein junges Mädchen drunten? Eins, das einmal groß sein wird? O! sehr reizend sind, die noch alles vor sich haben. Und sehr schrecklich!"

Die Branzilla sprang auf. In ihrem Samt und ihren Spitzen fuhr sie hin und her vor der elenden Schar. Plötzlich entschloß sie sich.

„Euer Tenor — wie nennt ihr ihn? — ist nicht übel. Ich möchte sagen, daß er etwas taugt. Ich kann sogar zugeben, daß er große Mittel hat. Was wollt ihr noch mehr von mir? Soll ich gestehen, ich erkennte ihn an? Schließlich hat er ein wenig Übung: und wer weiß von ihm, wo gilt er? Gleichviel: ich habe ihn gehört und werde ihn nicht verleugnen. Sagt, wo steckt er? Er ist der einzige von euch, der davonläuft, wenn euch die Branzilla beehrt. Übrigens hat er auch vom Beifall vorhin

17*

zu viel für sich genommen . . . Nun, sagt ihm, daß ich ihm Glück wünsche, und lebt wohl!"

Aber in den Kulissen machte sie kehrt.

„Ja: was tun? Die Nacht ist noch lang. Du bist ein hübsches Kind. Erstaunlich viele Kinder habt ihr hier; aber du bist das hübscheste. Soll ich dir etwas schenken? Willst du den Ring? Es heißt, die Branzilla sei geizig. Nicht immer ist sies. Verlier ihn nicht! Deine Mutter bekommt hundertundsechzig Taler dafür. Wer ist deine Mutter?"

Mehrere grelle Frauenstimmen antworteten: „Sie liegt schon wieder im Kindbett. Diesmal hat sie es von Ulisse."

„Wer, Ulisse?"

„Cavazzaro, der Tenor."

„Ach du —" und die Branzilla stieß das Kind von sich. „Gib den Ring wieder her! Deine Mutter hat es mit jenem Ulisse gehalten. Welche Schamlose!"

Sie wandte sich ab, tief errötet.

„Nichts begreife ich so wenig, wie solche Frauen . . . Und er! Er ist bei ihr! Rasch! sagt mir, ob er nicht bei ihr ist. Was denn? Bei einem Liebchen in der Stadt soll er sein? Er soll viele Frauen haben, überall, und Kinder zu Haufen? Seid ihr verrückt? Er ist ein Künstler, ja, ihr sollt die Wahrheit wissen: ein großer Künstler. Wie könnte er sich also vergessen? Sich zu euch herablassen, ihr Weiber? Ihr verleumdet ihn! Ich kenne euch. Du lange Blonde, du bist eifersüchtig, du hast ihn vergebens begehrt. Nimm diesen Backenstreich! Und geht! Geht alle zum Teufel!"

In der staubigen Garderobe schrie sie ihre Kammerfrau an, stieß sie hinaus, schleuderte einen silbernen Schminknapf zu Boden und untersuchte, ernüchtert, ob er beschädigt sei. Es klopfte; sie schlich zur Tür.

„Ach: Ihr! Geht nur wieder fort! Ich mag keine Taugenichtse."

„Ihr habt von mir gesprochen, Signora, Ihr wünschtet mich zu sehen."

Er nahm, um zu reden, einen Nelkenstengel aus den Zähnen und lächelte, schmeichlerisch und lässig. Die Branzilla senkte die Lider und gab die Schwelle frei.

„Ihr seid ein Künstler, ich leugne es nicht. Aber glaubt mir: ein Leben wie das Eure führt kein der Größe Bestimmter. Haltet Ihr mich für eine große Sängerin?"

„Ihr seid die einzige. Wer Euch hört, vergißt, daß es vor Euch eine Kunst des Gesanges gab. Ich liege zu Euren Füßen, Signora."

„Laßt die Redensarten!"

Aber ihrer bösen Miene entrang sich ein ungeschicktes Lächeln. Er sah sie an; er schob, und wendete sich dabei halb in den Hüften, die Nelke wieder in den Mund.

„Wann seid Ihr zuerst aufgetreten? Siebenundvierzig? Das ist mein Jahr! Ihr habt mein Jahr! und seid der einzige, der mir je —. Ihr erschreckt mich! Bringt Ihr mir Glück oder Unglück? . . . Aber vergeßt nicht, daß Ihr noch nichts seid, noch gar nichts. Was schaden mir Eure Gaben, solange Ihr an armseligen Orten ein unordentliches Leben führt! Ihr habt wenig gelernt; und Ihr wagt, an Größe zu denken? Wollt

Ihr meinen Rat? Geht in ein Kloster! Schließt Euch ein, acht Jahre lang, und lernt singen! Dann werden wir sehen, dann werden wir uns wieder sprechen. Vorher hofft nichts! Geht!"

Er prüfte sie aus den Winkeln und drehte sich zögernd von dannen. Sie atmete stockend. Plötzlich, auffahrend:

„Nein! Nein! Ich darf nicht, darf Euch nicht untergehen lassen. Ihr seid der einzige, der mir je gleichkam. Und wie geschieht es, daß ich Euch auffand: ich, die Branzilla, die nur an der Scala, an San Carlo, am Argentino singt und eines Abends sich herbeiläßt, auf Euer Gerüst zu steigen? Als man mir im Gasthaus sagte, in diesem schwarzen Loch werden Opern gesungen: wie doch kam mir die Lust, allen Glanz meiner Kunst zwischen euch zu tragen, unberechenbar gnädig, wie Gott? Wars nicht vielleicht Gott, der durch mich handelte? Seine Hand nach Euch ausstreckte, Cavazzaro? Es wäre besser, er hätte mich Euch nicht kennen lassen. Da ich aber nun weiß, daß Ihr lebt, darf ich Euch nicht verleugnen. Kommt mit mir! Ich will Euch groß machen."

„Signora! Eure Hand!"

„Berührt mich nicht! . . . Ach, laßt, ich will Euch trotzdem wohl. Warum nennen wir uns nicht du, wie alle Komödianten? Sage also: kannst du Strenge üben gegen dich und dich freimachen? Von allem, was nicht du selbst bist? Niemand mehr lieben? Keine Frauen; denn sie schaden dir. Hörst du: keine Frauen mehr!"

„Auch du bist eine Frau."

„Euer du ist schamlos. Vergeßt nicht. wer ich bin!"

Sie warf sich zurück, sie sah ihm mit Tränen des Zornes in die Augen. Er fragte weich:

„Habt Ihr nie geliebt, Signora Branzilla? Wie könntet Ihr sonst singen?"

„Ich habe alle Leidenschaften, und ich mache Kunst daraus. Nichts bleibt übrig, für euch alle nichts. Wer von euch wäre das Herz der Branzilla wert? Nur Gott verdient es."

„Ich, Signora, denke, indes ich singe, an schöne Frauen: an solche, die ich hatte, und an solche, die ich haben werde. Manchmal denke ich nur an die Kneipe."

„Es ist wahr, Ihr riecht nach Wein."

Er sah sie abgestoßen. Seine Augen baten, unschuldig und schmelzend. Zwei zaghafte Schritte: und er ließ sich sanft vor ihr auf ein Knie.

„Ich spreche zu Euch, Signora, wie ein Kind: wie ein Bettelkind, das Ihr in Euren Palast aufnehmen wollt, und das Euch noch von seinen Lumpen und seiner schlechten Kost erzählt. Verzeiht! Ihr wißt gleichwohl, daß ich künftig nur Euch zu Ehren singen werde. Wie wäre ich würdig, die Kunst zu üben, wenn ich, Eure Töne noch im Ohr, an andere Frauen zu denken vermöchte!"

„Hört, Cavazzaro! Ich rede im Ernst. Ich werde Euch neben mich stellen, weil ich muß: weil Ihr schon neben mir steht. Ihr sollt groß werden, Ruhm und Reichtum sollen Euch zufallen."

Er setzte auch das andere Knie auf den Boden.

„Ich werde mit Euch zusammen singen? Ich begehre nichts weiter, Signora. Ich liebe Euch."

Sie entriß ihm hastig, daß es zerriß, ihr Kleid.

„Belügt mich nicht! Ich bin nicht liebenswert. Die Masse der Schwachen, Schicksallosen liebte mich oft. Was ging michs an. Ich liebte nur mich. Niemand sonst, nie! . . . Haltet Ihr mich für schlecht? Seht: ich fand noch nie meinesgleichen. Immer war es mein Los, zu verachten. Zuzeiten, ich gestehe es, trug ich schwer daran. Heute besinne ich mich darauf wie auf das größte Glück: als ich noch verachtete. Wollte Gott, ich könnte auch Euch verachten!"

„Signora, ich liebe Euch."

„Immer nur: ich liebe Euch. Ihr wißt nichts weiter. Kein Grauen schlägt Euch entgegen aus dem Unheimlichen, das hier geschieht. Ich bin allein. Ich möchte nicht länger allein sein!"

Ihre Schultern zuckten, ihr Atem schwoll an. Ihr Körper zitterte ganz, und ihre Blicke jagten umher, als ränge sie gegen hundert Fangarme, nach allen Seiten. Er sah hell und sicher darein, wie sie, böse und von Angst gebändigt, sich abarbeitete. Auf einmal breitete er, staunend ergriffen, die Arme aus. Denn ein Glanz aus Tiefen besiegte in ihrem Gesicht alle Härte, alle Qual, und verwandelte sie. Die Branzilla ward schön. Den ganzen Himmel in ihrer Stimme, sagte sie:

„Ich liebe dich."

V

„Du hast getrunken. Laß doch endlich das Trinken! Es ist deiner nicht würdig, und es wird dich zerstören."

„Höre auf, mich zu quälen! Ich trinke, weil es mir schmeckt."

„Weil es dir schmeckt. Und wenn es nun deiner Kunst nicht schmeckt? Wer ist wichtiger: deine Kunst oder du?"

„Ich . . . Und dann, meine Kunst tut, was ich will. Ich trinke, und sie läßt mich singen. Du hast eine andere Art, um gut zu singen. Du kasteist dich, du fliehst die Menschen, du bist schlechter Laune. Jeder treibt es, wie er vermag."

„Nur eine Art gibt es, der Kunst zu dienen. Wählst du eine falsche, wird sie dich strafen. Ich werde dich noch gestraft sehen. Wehe dir!"

„Du sprichst, als wünschtest du es. Du bist eifersüchtig, weil ich genieße."

„Eifersüchtig auf Genüsse, die ich verachte?"

„Dir tut das Trinken nicht gut, mich aber begeistert es."

„Begeisterung aus einem Faß! Sich selbst einen Feind in den Leib gießen!"

„Zum Glück fühle ich mich gesund, meine Stimme ist größer geworden, ich bin sehr beliebt."

„Auch ich; und seit kurzem sind wir es beide noch mehr als sonst. Du, der du eine Geliebte in der großen Welt hattest, bist es so sehr wie ich, die in die Loge deiner Geliebten hinaufschoß. Wie wagst du davon zu sprechen, im Augenblick, da wir von der Kunst reden?"

„Verzeih! — und entschuldige mich: ich gehe zu Freunden. Morgen abend bin ich Theseus — und du Ariadne. Lege dich also ins Dunkel und bete! Ich gehe zu Freunden."

„Nicht zu Freunden: zu Weibern! Ich will dir deine Schande ins Gesicht schreien. Morgen abend sollst du

an Götter streifen, und heute nacht willst du bei Dirnen liegen. Du bist der Gatte der Branzilla, und hast nicht Stolz genug, ihr treu zu sein. Wie du mich herabgezerrt hast! In welchen Schmutz du mich gestürzt hast! Du bist verächtlich wie die andern, und kein Künstler. Blind war ich, als ich mich mit dir belud!"

„Ich verdanke dir viel, das ist wahr, und bin deiner wohl nicht würdig. Aber ein Künstler bin ich, und du weißt es. Vielleicht hab ich dich sogar überholt. Deine Clelia gestern war ein wenig matt. Und doch kam ich betrunken auf die Bühne, und du hattest gefastet. Rege dich nicht auf! Es würde dich ermatten. Ich wünsche von Herzen, daß du morgen eine sehr gute Ariadne seist. Ich bin nicht eifersüchtig, ich nicht."

„Du bist morgen ein kraftloser Theseus. Seine Kraft wird in Schenken und bei Weibern geblieben sein."

„Ich bin, noch wenn ich auf der Bühne stehe und singe, immer mitten im Leben: heraus aus den Brettern, in denen du dich einsargst."

„Einen Sarg nennst du die Bühne! Dies Heiligtum, worin wir uns selbst haben!"

„Mir ist es zu heilig. Deine Kunst scheint mir so heilig wie der Tod. Ich singe den Leuten; mir ist, als sänge ich auf der Straße; meine Stimme sei eine unter vielen und verwehe in sonniger Luft."

„Du singst auf der Straße!"

„Ich singe, wo man will. Ich darf freigebig sein: was kostets mich! Da, in meiner Kehle, nimmt das Kapital nie ab. Heute auf dem Pincio winkte mich der Fürst Torlonia an seinen Wagen und wünschte drei

Takte aus „Ihr Sterne, ihr Tränen" zu hören. Drei Takte: dann wisse er selbst weiter. Ich sang, ihm gefällig zu sein, das Ganze vor allen Spaziergängern; — und hier ist der Beutel, den er mir dafür gab. Willst du ein freundliches Gesicht machen? Du bekommst die Hälfte."

„Gib her! Die Dukaten werden nicht vom Torlonia sein, sondern von einer Frau. Gib immerhin her! Ich will sie aufheben, für die Zeit, da du dich zugrunde gerichtet hast, und ich dich erhalten muß."

Sie hatte hinter ihm die Tür verriegelt, gierig das Geld gezählt und es in die Truhe gesenkt. Sie lag im Zimmer, worin kein Licht mehr brannte, und zog sich angestrengt ganz auf ihr Innerstes zusammen. „Morgen bin ich Ariadne: welche Wichtigkeit hat alles andere? Morgen werde ich leben. Es wäre falsch, zu sagen, daß ich gut singen werde. Ich werde einfach aus diesem Tode aufwachen in meinem eigenen Himmel. Jetzt ist Dunkel und Tod: plötzlich entbrennen alle Lichter. Ich werde leben! . . . Nun bin ich ruhig und gefeit. Nun will ich arbeiten. Ich will in meinem Geist das Gebäude von Tönen errichten; will lautlos singen . . ."

Aber sie fühlte alles mißlingen und eine geheime Zerstreuung ihrer Kraft.

„Es ist nichts: es ist nur der Körper. Er ist krank, er sträubt sich. Ich habe ihn noch immer besiegt. Ruhe! Ich bin eine Schülerin und habe singen zu lernen. Denn der Geist erwächst aus der Technik."

Sie stand auf und machte sich an Übungen.

„Alle Kraft muß in der Lippe sein, der Hals ganz weich, wie tot . . ."

In der verstreichenden Nacht versteifte sie sich und hielt kaum noch stand. Dieser Druck um die Mitte des Rumpfes begann, der sie niederzog; diese Angst des Herzens. Sie lag, das erschlaffte Gesicht in den Händen, über dem Flügel und betete. Draußen entstand Poltern; etwas Weiches fiel gegen die Tür. Sie öffnete und empfing den taumelnden Körper des Trunkenen schwer gegen ihre Brust. Heftig warf sie ihn hin. Nun stand sie über ihm, atmete kurz und schüttelte die Hände.

„Mich ekelts, ihn anzufassen: und ich habe mit ihm geschlafen! und habe ein Kind von ihm! Rom weiß es. Jetzt kommt er von anderen Weibern: Rom weiß auch das. Unser beider Unehre ist der Welt geläufig, wie unser gemeinsames Vergnügen. Und ich bin die Branzilla! Wie ich ihnen fern war, einst! Wie ich bei mir selbst war, allein und rein! Das soll nie wieder kommen? Allein und rein sein! . . . Du möchtest trinken, Lieber? Da, ich mische dir etwas: es wird dich für immer zufriedenstellen. Nimm! . . . Nein! Gib her! Ich kann nicht. Gott will nicht, daß ichs tue. Ich verstehe Gott nicht."

Das Glas, das sie hinsetzte, funkelte böse im Mondlicht. Sie raffte einen Vorhang über ihr Gesicht. Grabdunkel wars und still. Nur der sorglose Atem des Schläfers. „Ihm ist wohl. Ihm war wohl, als er trank, als er Frauen umarmte; ihm wird wohl sein, wenn er morgen den Theseus singt, — den er nicht gelernt hat. Mich sprengt das Klopfen dieses Herzens, das der Kampf um

Ariadne toll und ohnmächtig gemacht hat. Ich habe Martern gehabt, indes er Vergnügen hatte. Und er soll mich auch noch einholen, mir vorauskommen? Ich war matt als Clelia. Ich werde eine kranke Ariadne sein. Wer anders als er macht mich krank! Lauter Unwürdiges legt er mir auf, hundert weltliche Gedanken, die mich dem Heiligen entfremden und mich verbrauchen. Meine Ermüdungen nähren ihn. Er fühlt sich schwellen, je blasser ich neben ihm werde. Nach meinem Untergang wird er ins Unermeßliche wachsen. Das ist nicht zu ertragen! Er, den ich zu mir heraufzog! In dessen Hände ich meine Einsamkeit abdankte! Dem ich meine erarbeiteten Schätze verriet! Er, mein Geschöpf! Nie ward einem menschlichen Wesen so Schlimmes erdacht. Nicht von dir, mein Gott: von deinem Widersacher! Du wolltest mich groß; du befiehlst mir, zu verderben, was mich anficht!"

Sie legte das Glas an den Spalt in den Lippen des Schläfers.

„. . . Er ist ein Künstler. Ich töte einen Künstler. Nicht ein Geschöpf, das dem Vollkommenen feind ist, wie jene Amati; keins, das Gott aufhält: nein, den Freund des Vollkommenen, den Gott höher vielleicht weihte als mich. Ich diene, töte ich ihn, nicht mehr Gott: nur einem Götzen, nur mir. Dann verwirft er mich, dann ists aus mit mir, und nie mehr ersing ich mir den Himmel."

Es dämmerte; schaudernd schob sie das erblindende Glas fort.

„Also nichts. Ich vermag gegen ihn nichts. Ich muß ansehen, daß er das Leben hat und die Kunst obendrein,

— der ich mich opfere; daß er spielt, wo ich mich zerquäle, und dennoch groß wird. Wie ich ihn hasse! Wie ich ihn zerstören, ihn in mich hineinraffen möchte, daß ich all seins zu meinem hinzu hätte! Das wäre Reichtum: mein innerer Herd und das, was diesem die Welt gibt. Nun aber muß er vom Leben, dem ich nicht gewachsen bin, immer reicher werden, und ich muß in mir selbst verkohlen und langsam erkalten. Gott! ich beuge mich. Du! ich bitte dir ab. Ich bin nicht groß genug, dich zu verachten: ich beneide dich nur. Ich sehne mich aus meiner Heiligkeit nach deinem gemeinen Wandel, nach deiner Gutherzigkeit und Niedrigkeit, nach deinem Schmutz, nach deinem gewöhnlichen Schmutz. Ich liebe dich! Immer liebte ich dich aus Sehnsucht nach Erniedrigung, guter, warmer Erniedrigung."

Sie ließ, die Arme in die Luft gebreitet, ihr Gesicht auf seines sinken, vermischte ihre Lippen mit seinem Fleisch, und in seinen Mund, der das Gift hatte empfangen sollen, flossen ihre Tränen.

„Ich liebe dich! Ich will dir dienen, ich danke ab ich bin nicht mehr die Branzilla! Hörst du mich? Küsse mich! Ein Kuß von dir ist mehr, als alle Herrschaft, alle Himmel!"

Da gingen seine Lider auf; sie riß sich zurück. Sie wich, und bekreuzte sich, bis an die Wand, erwartete atemlos, daß er wieder schlafe, — und brach in die Knie und schlug die Stirn gegen den Fußboden.

„Nun verstehe ich dich, Herr. Du hast mich versucht und schwach gefunden. Ich war dir zu hoch gestiegen: da schicktest du mir diesen. Ich muß ihn lieben, er

verdirbt mich und ist unantastbar. Dein Wille geschehe."

Aber sie schnellte auf aus dem Staube.

„Gib mir ein Zeichen, daß die Prüfung nicht immer dauern soll! Daß ich des Feindes Herr werden soll! Wo nicht, laß mich sterben! Auch du, Herr —"

Sie ging auf den Knien bis unter den Kruzifixus.

„— auch du ersehntest das Ende deiner Marter. Und von deinen Wunden hast du keine mehr vor mir voraus. Sage, daß du ihn zu deiner Zeit schlagen wirst und verderben, und mich erhöhen! Gib mir das Zeichen!"

Fahler Morgen traf sie in die Augen; sie schloß sie. Ihre Stirn war kalt vom Schweiß. Ihr Mund krümmte sich zuckend nach unten. Ihre erhobenen Hände waren ineinandergekrampft und zitterten. Plötzlich ein Schrei: gellend, entsetzensvoll.

„Du hast mich geküßt! Mit meiner Stirn habe ich deine Leichenlippen gefühlt!"

Und sie sank zusammen und weinte.

VI

„Neigt Euer Ohr, Vater! Ja, ich komme spät; dahinten im dämmerigen Schiff kniet höchstens noch ein Bettler; aber wir können nicht leise genug flüstern. Wißt Ihr, von welcher Sünde Ihr mich freisprechen sollt? Von derselben, die Sankt Petrus an unserm Herrn beging. An seinem Vertreter auf Erden begehe nun ich sie: ja, ich will unsern Herrn Papst verraten! Ich will vor seinem Henker, dem König, die Aida singen ... Ich dürfe es nicht, sagt Ihr? Um meiner selbst willen nicht;

denn alle Ehre in Rom komme mir von Seiner Heiligkeit, die mich so oft in ihrem Vorzimmer singen läßt, die mir Gnadengeschenke und Orden gibt, ja, die mit ihrer heiligen Person mein Haus beglückt? Das ist noch nicht alles, Vater: Ihr wißt nicht alles. Ehre habe ich auch draußen, wo nicht Seine Heiligkeit befiehlt. Ich bin die Branzilla, auch draußen. Aber ich habe einen Schwur auf mir, einen Glauben, eine Pflicht. Hört mich! Dies ist eine Sache um Leben und Tod."

„Ihr seid nicht jünger als ich. Ihr werdet wissen, daß an dem Tage, als die Branzilla zum erstenmal vor Rom hintrat, Rom in Revolution war. Die Liberalen wollten mich hindern, zu singen. Ich glaube, daß Gott die Revolution nur darum zugelassen hat, daß mein Weg dorniger, meine Ankunft glänzender und ihm gefälliger sei. Sie hatten verbreitet, daß ich im Hause des Fürsten Rupa meine Stimme erhebe, um ihre Verschwörung zu übertönen. Ich war in höchster Gefahr, in den Kerker geworfen zu werden: an ebendem Abend, da ich zuerst mich hören lassen sollte! Aber ich entging ihren Netzen und ließ sie statt meiner den Rupa fangen. Wie sie dann im Theater gewütet haben! Wie ich kämpfen mußte, sie zu erobern, ihnen ihre Kraft zu nehmen: diesen tausend Geliebten! Denn ja: ich liebte sie, wie Dalila den Simson! . . . Damals, Vater, während jenes Ringens, habe ich mich für immer der Partei des Papstes versprochen. Ihr seid wenige, und ihr liebt die Menschen nicht. Aber auch ich liebe sie nicht und will nicht ihre Gemeinschaft. Ich war euer, ich war des Papstes. Ich hatte das Glück, ihm nützen zu können. An den Höfen

da und dort konnte ich einige Worte sprechen, die sein Geschäft besorgten; konnte mehrere schwärmerische Seelen zu seinem Vorteil stimmen. Und jedesmal nachher sang ich besser. Immer, wenn Seine Heiligkeit oben war, fühlte auch ich mich oben. Ich zitterte, sang ich in London, um den Kirchenstaat, und daß die Italiener, noch ehe mein Gastspiel zu Ende sei, in Rom einbrächen ... Nun sind sie eingebrochen. Ihr versteht mich kaum, so widerlich gellen draußen die Hörner ihrer Bersaglieri ... Sie sind vorbeigelaufen, mit ihren Fahnen, mit dem dummen Jubel des Volkes. Was nun, Vater? Ich hatte alles auf die Sache des Papstes gesetzt, und er ist geschlagen. Ich werde also vor seinem Sieger singen. Sprecht mich frei!

Ihr wollt nicht? Ihr sagt, mein Verrat sei Todsünde? Unser Herr Papst habe die Seinen nie nötiger gehabt, als jetzt? Laßt! Ich weiß, wieviel ich wage, und wie leicht mich dies in die Hölle führen kann. Ihr waret nicht dabei, als ich kämpfte! Es ist furchtbar, daß diese Brut unsern Herrn überwältigen mußte. Aber ich habe — neigt Euer Ohr! — den Verdacht, daß Gott hiermit eine große Versuchung für mich plant ... Hört: eine andere Versuchung, nicht weniger schrecklich, hat er soeben beendet. Ihr wißt, daß mein Mann, der Cavazzaro, die Stimme verloren hat. Endlich ist er bestraft dafür, daß er sich selbst und die Kunst verließ und unheilig lebte. Wildes Glück packte mich, als es offenbar ward. Aber ich bezwang es. Denn sorgsam mußte zuvor erprobt werden, ob Gott mir wirklich den Sieg bestimmte. Und ich schickte Ulisse nach Paris, daß sie

ihm eine künstliche Stimme machten, wie sies dort können. Nun ist er zurückgekehrt und krächzt. Gott hats gewollt. Der, an den ich meine Kunst hätte abdanken wollen; der, den ich gern vergiftet hätte; der, den ich lieben mußte: nun liegt er darnieder. Ich aber singe, wie mit zwanzig Jahren. Alle Versuchungen, zu denen er mir geschickt war, sind gebrochen: ich habe sie überstanden. Jetzt muß ich singen, vor wem immer: muß singen und triumphieren. Wozu hätte ich gelebt, wenn ich jetzt nicht sänge? Soll ichs bezahlen, wie Ihr sagt, Vater: gut denn. ich bezahle. Mit dem ewigen Feuer, sagt Ihr? Es sei, mit dem ewigen Feuer. Immerhin: ich flüsterte Euch von meinem Verdacht, daß auch dies nur eine große Versuchung sei: die allergefährlichste; und daß Gott wissen wolle, ob ich so heilig sei, daß ich auch noch der Hölle und all ihren Ängsten trotze, wenn es zu singen gilt. Wer weiß: vielleicht werde ich vor Gottes und unseres Herrn Papstes Feind singen und dafür maßlos erhöht werden . . ."

„Ihr glaubt es nicht? Ich lästere, sagt Ihr? Ich sei verworfen? Ihr könnt mich nicht freimachen? So bitte ich Euch nur noch: betet für mich, denn ich werde singen. Ich werde vor dem Feinde Gottes, vor dem Schänder seiner Stadt singen und dabei wissen, daß ich auf meinen Tönen nicht mehr zum Himmel, sondern in die Hölle steige. Aber die Kunst, die Gott selbst ist, will es. Er will, daß ich die Verdammnis verdiene, und ich gehorche ihm. Ihr hört, wie mir die Zähne aufeinanderschlagen. Ich bin in kalter Hitze. Die Gedanken verwirren sich mir. Gelbe Flammen schießen vor mir

auf. Die Hölle! Die Hölle! Rettet mich! Ihr rettet mich nicht? Dann muß ich in den Flammen stehn und singen!"

VII

„Wer sagt, daß wir alt sind! Du: ja, du bists! Da keine Frau dich mehr gebrauchen kann und du zum Wein kein Geld mehr hast! Ich bin noch immer die Branzilla; und sing ich nicht mehr alle Abende, so singe ich immer noch jeden Monat einmal, oder doch einmal die Saison. Niemand geht es an, wie ich inzwischen lebe. Du brauchst es mir nicht zu sagen: oft verwirrt sich mein Kopf. Mag sein, daß ich die Menschen oft gequält habe: meine Tochter und auch dich; daß ich mich mit Wirtinnen herumzanke, nicht bezahlen mag, und daß es Städte gibt, in denen kein Haus mehr mich aufnimmt. Wo bleiben all diese Miseren, wenn ich singe: noch einmal singe. Ich habe vier Wochen lang im Dunkeln gelegen, habe gefastet, mich gereinigt und meine Kraft von Gott zurückerbeten. Nun aber trete ich hervor. Für eine Nacht, für drei Stunden: gleichviel, da stehe ich noch einmal im Glanz und höre das Volk zu meinen Füßen atmen. Ich singe; mein Herz hat wieder die Gewalt eines zwanzigjährigen Herzens; meine Glieder spannen sich; meine Lippen sind fest und jung. Fragt nicht, mit welchen Qualen ich meine Auferstehung bezahle. Klatscht! Schreit! Seht hier den Schatten größerer Zeiten durch eine eurer Nächte streichen! Ihr fühltet nie diese Leidenschaft. Keiner von euch erfuhr, wie das Leben heilig ist. Faßt, bevor euer Scheindasein

schwindet, einmal doch Bewunderung für die, der von Gott die volle Wirklichkeit ward! Ja: eine Siebzigjährige, und noch immer die Branzilla!"

„Ich muß wohl gehen? Meine blinden Augen sehen dich nicht; aber deine Stimme klang sehr erregt. Du wirst nun für den Rest des Tages krank sein und nicht wollen, daß wir essen? . . . Du antwortest mir nicht. Ich gestehe dir, daß ich Hunger habe."

„So geh und mäste dich!"

„Ich habe kein Geld, um zu essen."

„Ach! kein Geld. Und die zehn Soldi, die ich dir am Dienstag gab? Wir haben erst Freitag."

„Ein wenig Tabak, einen kleinen Kuchen für die Kinder, die so gut zu mir sind und mich armen Blinden über die Straße führen."

„Ja, ja: alle sind gut zu dir. Du bist so sympathisch: ein milder Greis mit einem bleichen, edeln Antlitz in ehrwürdiger Locken Zier, der das Augenlicht verlor. Dich bemitleiden sie und nahen dir gern, trösten und helfen gern. Mir sehen sie mißtrauisch und feindlich entgegen. Sie verstehen nicht, warum diese alte Frau so grade vorbeigeht und niemand anspricht. Mein Gesicht finden sie böse. Um mein Leiden sorgen sie sich nicht. Seine Herkunft ist freilich seltener und dunkler, als die Herkunft des deinen. Du hast leicht gelebt und wirst leicht sterben."

„Auch ich habe wohl manches ertragen müssen. Meinst du, es sei eine Kleinigkeit gewesen, als ich die Stimme verlor? Vorher saß ich bei den Großen zu Tisch. Ohne dich kränken zu wollen, darf ich sagen, daß vornehme

Damen mir ihre Gunst anboten. Wie schön wars, wenn ich in einem Garten stand und den Frauen sang, die um mich her auf dem Rasen saßen. Wie viel Sonne auf ihnen! Weh mir! Die Sonne ging mir unter, noch vor dem Tode. Keine Stimme, keine Augen: mir ist nichts übrig."

„Nichts. Denn du kannst dir nicht denken, wie jemand ohne Stimme, in ewigem Dunkel einen Palast aus Tönen bewohnt. So Großes ahnte dir in deinem Glanze nie: wie sollte es dir als verbrauchtem Lustigmacher noch einfallen! Alle Tage ward bei dir ein Heiliger gefeiert. Nun ist das Deine verputzt: Narr, der du einst vom unerschöpflichen Kapital in deiner Kehle prahltest! Nun bekommst du bei mir ein wenig geringeres Essen, als ehedem von den Reichen. Und darum wagst du es, mir von deinem Leiden zu flennen? Mir? deren ganzes Leben einsame Marter war? Ach! laß dich von den Leuten lieb haben, jetzt wie früher. Behalte jeden deiner Freunde und die Erinnerung all deiner Genüsse, — aber mache mich nicht rasend, dadurch, daß du vom Leiden sprichst! Dein Mund ist des Wortes nicht würdig. Er ist zu edel und wohllautend, dein Mund. Ach! ach! du! Du hattest am Ende nur Wert, weil du zu meiner Qual beitragen solltest: zu meinem Schicksal."

„Was habe ich dir getan?"

„Ja, ja! Nichts. Du tatest nichts: du warst da. An dir erlebte ich, daß meine ganze qualvolle Größe vergeblich ward. Du hattest ja das Abbild davon. Nichts brauchtest du zu erarbeiten, nichts zu erleiden, und hattest doch noch das genaue Abbild. Kein Zweifel: du warst

ein Künstler. Es war schrecklich. Zum Glück sind wir darüber hinaus. Es war so schrecklich, weil ich selbst dich habe ans Licht ziehen müssen, dich abrichten und herausstaffieren. Was hattest du je, Elender, das dir nicht von mir kam? Zeige mir ein Lorbeerblatt oder einen Dukaten, die nicht eigentlich mir gebührten!"

„Ich war doch ein Künstler! Du beleidigst mich alten Mann, du machst mich krank. Ich war doch ein Künstler! Millionen sind durch diese Hände geflossen. Ich möchte schwören, daß ich mehr verdient habe, als du.

„Aber du ziehst mir mein Geld aus der Tasche!"

„Seit drei Tagen gabst du mir zehn Soldi."

„Ich mäste dich; und anstatt zu sterben und mich von dir zu befreien, ehe mein Geld zu Ende ist, machst du mir Auftritte!"

„Ich bitte dich, ich bitte dich . . ."

„Ach! er weint. Tränen entquellen seinen blinden Augen. Wenn das die Leute sähen, wie sympathisch du ihnen wärest! Aber du hast wohl vergessen, daß du mich, als ich die Celimena sang im Pagliano zu Florenz, um den ganzen Erfolg betrogen hast? Nicht immer warst du so voll Güte und Sanftmut wie heute. Ich singe die Celimena, ich erschöpfe meine Kunst, diese faulen Bäuche zu bewegen: und auf einmal hör ich sie lachen. Ja, sie lachen, weil hinter mir du stehst und deine Fratzen machst. Sie sehen deinem stummen Spiel zu, und ich singe vergebens."

„Ich mußte spielen. Der Pandolfo, du weißt es wohl, trägt den Spiegel herbei. Er fängt den Nacken der Celimena darin auf und küßt ihn. Er hat sich mit

anmutiger und etwas possierlicher Traurigkeit zu benehmen."

„Auch wenn die Branzilla singt? Du bist neidisch und tückisch. Am Abend der Celimena hat man mich vor dir gewarnt. Ich würde dir sagen, wer, wenn ich nicht für ihn, der mir wohlwill, deine Rache fürchtete. Du selbst warst als Pandolfo durch Trunk unfähig, zu singen."

„Das ist nicht wahr! Du befleckst meine Vergangenheit. Ich war ein Pandolfo, von dem der Dichter Rasi sagte, er habe das göttliche Lächeln. Hörst du? das göttliche Lächeln!"

„Das göttliche Lächeln! Da hebst du die Arme und bist außer dir. Alle Milde des blinden Greises ist dahin, nun man an seine Eitelkeit rührt."

„Ich habe nichts, als zehn Jahre der Erinnerungen: in siebzig Jahren weiter nichts. Ich lebte so rasch. Greifst du meine Erinnerungen an, dann bin ich verloren, dann weiß ich nicht, was geschieht!"

„Ich will nicht, daß du Erinnerungen habest! Wollten doch endlich auch deines Geistes Augen erlöschen! Du warst ein Intrigant, der mir den Weg verstellte. Warst du überhaupt ein Künstler? Ich zweifle, ob ich mich nicht narren ließ."

„Du bist grauenhaft! Der Teufel erfindet nichts Schwärzeres! Wer rettet mich vor dir!"

Die Branzilla sah, knochig aufgereckt, aus Geieraugen ihrem blinden Gatten nach. Er stieß an die Möbel; seine Hände schwankten klagend über seinem Kopfe: da flog die Tür auf.

„Was schreit ihr schon wieder? Keiner der Tage, die ich hier bin, ist ohne Geschrei vergangen. Die Nachbarn treten auf die Treppen hinaus, so laut schreit ihr. Mama! hast du ihn wieder gequält?"

Die Branzilla sagte mit flötender Stimme:

„Beunruhige dich nicht, Töchterchen! Wir unterhielten uns von der Celimena. Dein Vater hat an dem Abend nicht gehandelt, wie er es mir schuldete."

„Ich hatte das göttliche Lächeln, sagte der Dichter Rasi!"

„Er hat mir die Rolle verdorben: ich sagte ihm nichts als die Wahrheit."

„Sie übertrifft den Teufel! Daß du es weißt, Kind, wenn ich nicht mehr leben werde: der Teufel kommt ihr nicht gleich."

„Werdet ihr mir erklären, um was ihr euch streitet?"

„Um Celimena, Töchterchen: die berühmte Oper des Maestro Tiberini."

„Ich hörte nie von ihr."

„Ich war der erste Pandolfo ganz Italiens!"

„Wann war die Aufführung, von der ihr sprecht?"

„Laß mich denken! . . . neunundfünfzig."

„Das sind vierzig Jahre! Ihr streitet euch in eurem Alter; du bringst Papa von Sinnen; ihr schreit, daß draußen ein Auflauf entsteht: und alles um Dinge, die vor vierzig Jahren waren! Von denen keiner außer euch mehr weiß! Die Hände, die euch damals Beifall klatschten, sind bald alle vermodert: wollt ihr nun nicht Ruhe geben? Wahrhaftig: etwas Liebenswertes ists um die Kunst!"

Die Tochter nahm den Alten beim Arm.

„Draußen stehen deine alten Freunde, Papa. Sie getrauen sich nicht herein, aus Furcht vor Mama. Geh mit ihnen ins Wirtshaus; da ist Geld; — und bleibe nur dort, bis ich dich zurückhole. Wenn ich dich zurückhole, armer Alter, wird der Wein dich lustig gemacht haben."

„Ich fürchte, Tochter, daß kein Wein mehr mich lustig macht."

Die Tochter kehrte zurück, die Hände auf den Hüften. Die Branzilla erwartete sie scheu.

„Schön hast du ihn zugerichtet! Hexe! Von deiner Bosheit wird man länger reden, als von deiner Kunst. Jetzt duckst du dich, denn ich bin breit und rot. Den schwachen Alten aber wirst du noch zu Tode quälen. O! Menschlichkeit hast du nie gekannt. Was tatest du mit mir, als ich jung war: wie verdarbst du elend mein Leben! Ich liebte, und ich ward geliebt. Heute könnte ich glücklich sein. Ich könnte Kinder haben. Nun aber lebe ich allein, in Gasthauszimmern, unter Fremden. Das ist dein Werk. Ich sollte nicht heiraten, du wolltest mich nicht wie die anderen Mädchen. Als ein Monstrum wolltest du mich: als ein singendes Monstrum. Ich hasse die Kunst, die du mich lehrtest!"

„Undankbares Töchterchen! Und sie ist die berühmteste Konzertsängerin Europas!"

„Mit vierzig Jahren bin ichs endlich geworden; und ich finde nicht, daß mir mit fünftausend Francs für den Abend meine Entbehrungen bezahlt sind."

„Mein Kind, ich sterbe zufrieden, da ich dich groß hinterlasse. Mein Name wird, mit deinem verschmolzen, länger dauern."

„Das ists nicht. Eifersüchtig warst du: das ists."

„Ich habe große Laster," sagte die Branzilla und senkte schief den Kopf. „Ich werde wohl auch dieses haben. Aber glaubst du, Tochter, daß ich böse bin, weil es mir gut geht? Es geht mir nicht gut; es ist mir niemals gut gegangen; und auch mir sind meine Entbehrungen nicht bezahlt worden. Ich denke jetzt manchmal des Fürsten Dario Rupa, eines jungen Mannes, der, als ich selbst ganz jung war, für mich starb. Richtiger wärs vielleicht, zu sagen, daß ich ihn tötete. Soll ich dir etwas Schreckliches gestehen? Ich wünsche mir jetzt oft, ich hätte ihn damals nicht dem Hauptmann verraten, ich wäre mit ihm in den Kerker gegangen . . . Glaubst du, daß ich ihm noch gefallen könnte? Ich habe noch meine Stimme. Nächsten Monat werde ich im Palazzo Doria die Gioconda singen. Wird nicht der Russe dort sein, der dich am Dienstag besuchte? Er gefiel mir; und er behandelte mich, als ob ich ihm gefiele. Wir wollen ausgehen, Töchterchen; ich möchte seidene Strümpfe kaufen."

Da die Tochter ihr den Rücken gewandt hatte:

„Willst du nicht ‚Meine süße Liebe' üben, für dein Konzert? Niemand versteht es zu singen, wie du."

„Gut! Gut!" rief sie dazwischen; und nach der letzten Note:

„Wir mögen böse sein, darben und uns quälen, so haben wir doch die Kunst. Ich habe dafür gesorgt,

daß du sie erwarbest, und ich tat wohl daran. Du wirst die letzte sein, die von der Kunst des bel canto weiß. Wir dienten um sie acht Jahre lang. Die Heutigen lernen zwei, — und nach anderen zwei sind sie kaput. Du wirst, wie ich, noch mit siebzig singen . . . Gut! gut!" rief sie wieder, mit falscher Stimme. Denn sie meinte die Tochter dabei zu überraschen, daß ihr die Töne in den Hals rutschten. Die Branzilla dachte:

„Sie ist nicht mehr wie früher. Auch mit ihr gehts also zu Ende. Ich aber habe noch meine Stimme: ich allein."

„. . . Nimm mich mit! Auch ich will ausgehn."

Aber die Tochter stürzte wieder herein: bleich, nach vorn geworfen, mit schlotternden Fäusten. Sie erzwang sich Atem.

„Er hängt dort. Papa hängt dort. Er hat sich erhängt."

Sie schlich über die Schwelle und nebenan die Wand entlang. Die Branzilla schloß die Tür. Sie begann im Zickzack umherzuhasten: aufgescheucht, in die Enge getrieben, mit Blicken, wie nach Verfolgern . . . Plötzlich hielt sie an, hob die Schultern und zog sie, ausatmend, heftig herunter. Sie horchte; dann holte sie einen metallenen Kasten heraus und setzte sich davor . . .

Die Tochter fuhr ins Zimmer.

„Ich habe ihn abgeschnitten: er ist tot. Du hast ihn getötet! Ach! wäre das deine letzte Tat. Ich werde nicht zufrieden sein, bevor ich dich im Irrenhaus weiß. Zu allem Segen, den deine große Kunst uns allen gebracht hat, möchte sie dich nun noch ins Irrenhaus führen!"

Die Branzilla zählte das Geld in dem Kasten.

„Ich habe nicht genug, ihn zu begraben. Warum hat er sich erhängt? Es war ihm nur ein neues Mittel, mir zur Last zu fallen."

„Hexe! Mörderin! Ich werde dich in eine Anstalt sperren!"

„Nächsten Monat singe ich im Palazzo Doria. Ich werde in keine Anstalt gehen. Ich werde nicht durch Aufregung meiner Stimme schaden. Nächsten Monat singe ich im Palazzo Doria."

Mnais

Soll ich herabsteigen? Würdest du sehr erschrecken, wenn ichs täte? Ja, horch, ich bins, zu der du im Geheimen betest, wenn wie jetzt der Mond um mein Gebüsch her flimmert. Du meinst, ich wüßte nicht um dich, armer Knabe, und nennst mich deine tote Nymphe. Ich bin keine Göttin und nicht tot. Mnais bin ich, eine Sikulerin, seit langer, schlimmlanger Zeit in Marmor gefesselt, einst aber meiner süßen Glieder froh und der Sonne, die Goldreifen um sie bog, und des Quells, der sie kühl und hart machte, und des Schattens, der die ausgestreckten mit den Abbildern kleiner Blätter sprenkelte. Hirtin war ich; am Grunde des Tales, unter Farren saß ich, und meine Hand drückte die Euter des geduldigen Mutterschafes in den irdenen Krug aus. Nun ward es Abend; klagend riefen die Hirten von den Kuppen der Berge einander zu; und ich trieb, den Milchkrug hoch auf meinen blonden Flechten, die Herde heim. Sie umdrängten meine Füße; die Leiber der alten schaukelten wollig; die jungen erhoben blökend ihre hellen Mäuler zu mir; und ich war mitten in einem Getrippel wie von vielen Regentropfen, und in einem warmen, befreundeten Duft. Den Wanderern bot ich einen Trunk aus meinem Kruge. Der gab mir eine Münze dafür und jener ein Stück Maiskuchen. Ein

Hirt aber, Krupas, der nach Böcken riecht und dem ihr Fell um die Knöchel zottelt, griff in mein Gewand. Ich riß mich los, wie schon oft, und sprang über den Steg. Warum aber schüttelte diesmal mich Zorn? Ich reckte über meine Herde hinweg, denn sie versperrte ihm den Weg, die Hände nach dem Begehrlichen und rief ihm Schmähungen zu. Er lachte, und gekränkt drehte ich ihm den Rücken. Am Rande des Olivenfeldes aber hielt ich den Fuß an und bedachte, daß der Krug, mein schöner rot gebrannter, mit der fliegenden Nike, mir vom Kopf gefallen und zerbrochen war. Hin warf ich mich da und schrie Wehe und verwünschte, die Arme zum Himmel erhoben, den Verderber. Ach! nicht hat ihn, wie ichs erflehte, der Blitz hingestreckt, und sicher war er von einer neidischen Gottheit abgesandt, — denn mit dem Zerbrechen des Kruges begann die Strafe meines harten Geschickes.

Zwischen den sanften Ölbäumen stürzte ich die Erdstufen hinan und klagte es den guten Gottheiten der Bäume, wieviel ich verloren habe. Auch meinen Schafen jammerte ichs vor. Der Krug, den der Vater aus Syrakus mitbrachte! Die Mutter wird mich schlagen, sie wird mich verfluchen! Da trat aus ihrer Hütte, unter dem weißen, unbekannten Baum hervor, Rhus, die Hexe, und rief:

„Ei, hole dir einen neuen beim Timander!"

Schreiend floh ich; naht ihr doch niemand ohne Bangen. Kein Bursche der Gegend, mag sie immerhin eine schöne Frau sein, tritt in ihren Dienst, aus Furcht, daß sie ihn verzaubere; und niemals auch bleibt

ein fremder Knecht ihr lange im Hause. Eines Tages
fehlt er, und statt seiner ist ein Esel da oder ein Bock,
den vorher niemand gesehen hatte. Sie aber rief mir
nach:

„Zum Timander geh, dem Künstler, droben in der
Villa des Faustus!"

Warum mußte ich gehen? Groß war die Furcht vor
der Mutter. Die Herde schickte ich heim, und am Berg-
abhang durchschritt ich die Obelisken des Römers.
Zwischen den steilen Zypressen eilte über die steiner-
nen Treppen das Wasser, trug Nymphen mit, von
Tritonen verfolgt, und bespritzte die grünen Faune,
die im Schatten lachten. „Wo ist Timander?" rief ich,
und „Timander!" antwortete hinter den düster glän-
zenden Laubmauern eine Dryade. Ich suchte; und ich
verlor mich in den langen dunklen Lauben, wo überall
Bilder der Gartengötter mich erschreckten und ver-
spotteten. Der Ausgang endlich brannte, ja, ihn um-
standen rote Flammen, und in wilder Angst wendete
ich den Fuß. Wie aber auch das Ende des nächsten
Blätterganges rot beleckt war, wollte ich laufend hindurch,
und laufend und in meinem Herzen betend, gelangte
ich auf eine Wiese, die ganz voll rosigen Himmels hing.
Steinbilder lagen umgestürzt im Grase, und tönerne
Krüge und — ihr Götter! — der da glich ganz dem
kleinen! Nimmst du ihn, Mnais? Nimmst ihn und
bleichst zurück? Ich spähte umher: da entdeckte ich
zwischen den Büschen ein niedriges Haus und im Dunkel
der Tür einen Jüngling, der mich ansah. Meine Arme
sanken herab, die lieben Knie zitterten mir.

Er trat auf die Schwelle; Timander wars; und er sagte lächelnd:

„Nimm dir den Krug, da du ihn dir ja wünschtest, und geh nur!"

Ich bückte mich nach dem Kruge; aber anstatt zu gehen, fragte ich:

„Was tust du? Du bist Timander? Und dies ist dein Haus?"

Er lächelte noch; oder wars der rosige Himmel auf seinem Gesicht? Ja, vielleicht war sein Lächeln der Himmel selbst. Und er antwortete:

„Ich suche in dieser Tonerde den Gott."

Rasch beugte ich mich darüber.

„Drücke deine Hand hinein," sagte er, und dann:

„Nun wird eine Göttin deine Hand bekommen, und vielleicht werden große Herren sie mit den Lippen berühren."

Da ich ihn nur ansah:

„Freut dichs? Was du für Augen hast! Wild und wirr von Freiheit, wie die Augen einer Waldfrau, die hier eingebrochen wäre. Gewiß bist du eine? So neugierig stehst du da und so scheu! Rasch muß ich dich festhalten und dir deinen warmen Abdruck rauben!"

Dabei spähte er in mein Kleid, und ich merkte mit Schrecken, daß sichs vom Laufen verschoben hatte.

„O laß!" sagte er, und bewegte gleichmütig die Hand, wandte sich, ging pfeifend hinein und holte ein Brett und Lehm. Beim Kneten sah er her und weg, her und weg, aber sein Auge war so streng und allein, als sähe es gar nicht mich, als wäre mein Gesicht, das er doch

abbildete, nicht Mnais' Gesicht. Mir ward es seltsam kalt.

„Laß dein Kleid fallen!" sagte er zwischen den Zähnen, und als ich erschreckt zauderte, stampfte er mit dem Fuß. Da warf ich, bevor ichs bedacht hatte, alles von mir. Ich fühlte, wie mir das Blut zu den Augen stieg, wagte nicht, die Hände davor zu heben und mußte lassen, daß Tränen kamen. „Was wird er denken!" Aber er sah es gar nicht.

Plötzlich seufzte er tief auf, seine Hände beruhigten sich; lächelnd strich er sich die Locken aus der Stirn.

„Hüte dich, Mnais," sagte er, „daß nicht das Auge eines Gottes auf dich fällt, wenn du nach dem Bade ruhst und schläfst."

Und da ich erstaunte:

„Denn die Nymphe, die ihn liebt, würde neidisch werden und sich an dir rächen."

„So schön findest du mich?" fragte ich und meinte, er müsse mein Herz pochen sehen. Auf einmal ward mir der Atem schwer.

„Dich selbst," sagte ich, „werden gewiß Göttinnen besuchen?" Und ich spähte in sein Haus, nach dem Herd und der Bank. Er warf irgend etwas mit der Schulter weg.

„Ich verschmähe sie. Nur Athene: sie vielleicht, habe ich schon auf meiner Schwelle erblickt. Aber sie war — beruhige dich! — hart und schwer bekleidet, und die geraden Falten um sie her schaukelten nicht einmal."

„Liebst du denn ein sterbliches Mädchen?" fragte ich und lachte.

„Ich liebe nur meinen Herrn."

„Wie? Ein Sklave wärest du?"

„Du meinst wohl, ich wünschte mirs anders? Ein Künstler bin ich, geehrt und gut bezahlt. Was habt ihr Freien? Ihr frondet dennoch meinem Herrn, — der mich nährt, mich liebt und mir Freunde gewährt . . . Da bist du, Crassus!" rief er. „Freund!" Und er und der Jüngling, der aus der Laube trat, breiteten beide die Arme aus. Der andere war ein Brauner, Hagerer, mit einem Lorbeerkranz über der Stirn. Er zeigte auf mich.

„Sie hat," erklärte ihm Timander „einen Krug von mir gekauft und mir ihr Bild dafür gelassen."

Dann gingen sie beide begierig um das Bild herum, eine lange Weile; und ich stand und dachte beklommen, wie ich entkomme. Wie in einen Brand war ich einst auf diese Wiese gestürzt; und nun war der Himmel erloschen und die Luft so matt.

„Dürstet dich nicht, Freund?" sagte Timander: „Mir hat die Arbeit Durst gemacht. Nimm, Mnais, deinen Krug, geh hinein und mische uns Wein!"

Ich brachte ihnen den Trunk; mir wars, wie wenn die Mutter mich hart gescholten hätte. Demütig blieb ich stehen.

„Sieh doch," sagte sein Freund, „sie hat eine Flöte am Halse hängen: eine Hirtenflöte. Befiehl ihr doch, daß sie uns ein Lied spielt."

„Spiele," sagte gleichgiltig Timander und streckte sich aus. Ich spielte, indes sie plauderten und sich kühlten, bis sie im Eifer ihres Lachens einander die Arme um

die Schultern legten: da schlich ich mich, immer noch spielend, in die Laube und, kaum ihren Blicken entrückt, rannte ich, von Angst brennend, durch den Garten, aus dem die Götter fort waren, und hinaus, hinweg, wo irgendein Versteck wäre.

In einem Felsspalt nächtigte ich, denn nicht wollte ich der Mutter meine Augen zeigen, und vor Tag stieg ich in den Quell Argenos und bat ihn, er solle mich schön machen, schöner als Bilder, schöner als Timanders Freunde. Er lachte, Argenos, hell, wie er immer lacht. Mit seinem Spiegel tröstete er mich. Und wie ich in die Villa des Faustus zurückkehrte, standen die lieben Götter alle wieder da. In den hohen Hacken schwebte die Morgenröte; tausend zwitschernde Stimmen regten sich darin, und ein seliger Tau fiel. Das Gras küßte mir die Füße. „Ich will ihm die Füße küssen," dachte ich, „und ihn so aus dem Schlafe wecken." Nun fand ich die Wiese, nun lugte ich ins Haus. Wie? Leer wars. Bangend betrat ichs, zauderte, strich mit dem Finger über ein Stück Ton, das von seiner Hand die Rundung hatte, legte die Wange auf seine Bank. Da schreckte lautes Gähnen mich auf. Timander kam über die Wiese. Er schwankte, blickte fahl, und die Rosen zerblätterten in seinem zerzausten Gelock.

„Was willst du?" fragte er mit schwerer Zunge.

Und da ich erschreckt verharrte: „Es gibt keinen Krug mehr. Hast du ihn wieder zerbrochen? Aber ich brauche dich nicht: das da ist fertig."

Er zeigte nach meinem Bild.

„Geh!"

Und er warf sich auf die Bank. Schon hörte ich ihn im Schlaf atmen, kehrte zurück und neigte mich über ihn. Welch süße Brust! Wie Eros' Finger die kleinen Schatten weich eingesenkt hatte in die Wange des schönen Jünglings, unter seine Augen! Aber sein Mund erschreckte mich: er war wie von einem satten Tier. Feucht war er in den Winkeln, feucht von Küssen! Ich tastete über seine Haut, und die Spuren von Küssen traten heraus, auf der Stirn, auf der Schulter: überall. Ich schluchzte, schüttelte mich und sah: sah all mein Mißgeschick. „Du Verlorener!" klagte ich. „Mögest du sterben! Dein Grab werden sie Mnais lassen. Du aber gehörst ihnen!"

Wieder floh ich; und im Tal, wo sonst meine Schafe weideten und nun die harte Sonne mit sich allein war, rang ich die Hände. „Was ist aus dir geworden, Mnais? Verloren bist du! Er hat dich krank gemacht und will dich nicht heilen. Ohne ihn aber stirbst du. Nicht lange mehr soll dein Leib duften und blühn. Deine Haut wird welken, deine Gliedern abmagern, und unfruchtbar und Göttern und Menschen zur Unlust, schleichst du dahin. Dem Unglück gebar dich die Mutter!" Und da ein Adler nach Beute kreiste: „O, nimm diese! Sie sind unnütz!" rief ich, reckte mich auf einem Stein und bot ihm, in die Luft hinauf, meine beiden Brüste.

Hirten erspähten mich, stiegen herab und umkreisten mich, spotteten und boten sich mir zur Liebe an. Krupas war unter ihnen der Dreisteste. Nackt über seinen Fellen und meckernd beugte er sich herüber und wollte mir das Kleid fortziehen. Heute aber erschreckte mich nicht sein

Bocksgeruch: ich nahm nur meine Flöte an die Lippen und ging, ohne ihrer aller zu achten, spielend aus dem Tal. Ich weiß nicht, was ich spielte; mir selbst wars unbekannt; und doch flog ich darin fort, als entführte ein Gott mich in seinem Mantel: mich, die nicht mehr Mnais war, und die Häuser und Wege und Geschöpfe, die ich kannte, lägen klein dort unten — und auch das Herz, das mein gewesen war, dort unten . . . Als ich mich umsah, stand ich im Dorf, und um mich her waren alle Nachbarn. Auch die Mutter erblickte ich und wunderte mich, daß sie mich nicht schmähe, sondern lächle, als machte ich ihr Scheu. Es murmelten aber Stimmen:

„Mnais ist wohl einem Gotte begegnet. Laßt sie allein."

Sie wichen zurück. Als Krupas vorbeikam, sah ich seine Stirn so voller Falten, wie wenn sich im Tempel der innerste Vorhang bewegt.

Da stieg ich, immer spielend, zum Vorgebirge hinauf, wo der Himmelsrand lang und hell ist zwischen zwei singenden Pinien und Pan auf das Meer hinab lacht.

„Du lachst, Pan," sagte ich. „Mit dir lacht das Meer und die Erde; und ihr habt wohl recht, denn zu vielem Guten taugt alles Geschaffene. Nur Mnais ist glücklos und schlecht. Lache ihrer und nimm ihre Flöte." Ich hängte sie ihm um, bekränzte ihn frisch und ging.

Über den blauen Wäldern begann, als es Abend ward, das weiße Haus des Faustus zu glänzen. Immer mußte ich hinaufsehen, und alle Wege führten ihm entgegen. Nun unterschied ich Säulen und nun Rosengewinde. Wie ich aber am Gartentor ankam, war auch die letzte

der hohen Marmortreppen vom Laub verschlungen. Umsonst suchte ich sie wieder, am Ende aller Lauben, von den Schultern der Brunnenreiher, aus den Kronen der Bäume, die ich bestieg. Entrückt ist er, liegt den Freunden im Arm und weiß nichts von Mnais. In einem Dickicht schlief ich ein, obwohl aus dem Finstern mich Augen anfunkelten; erwachte beim Grauen und horchte: aber nur Ratten pfiffen zwischen nassem Gestein. Er kam nicht in der Nacht, nicht am Morgen und bis zum Abend nicht. „Sie haben ihn mir geraubt für immer!" Aber im Dunkeln fand ich ihn neben einer Steinbank hingestreckt; Füchse berochen ihn; — und ich kniete nieder, legte seinen Kopf mir in den Schoß und behütete, den Fledermäusen wehrend, seinen Schlaf.

So trieb ichs; im Dämmern erst kam ich; und nur dem Schlafenden, dem trunken Heimtastenden näherte ich mich. Einst sah ich ihn, der unter dem Handrücken hervorblinzelte, und um ihn her auf der mondblauen Wiese war ein Ring tanzender Nymphen, deren harte kleine Vogelstimmen ihn neckten und lockten. Das Herz entsank mir. Aber ungestüm brachte Zorn es mir zurück und ich stürzte vor. Da entflohen die Nackten mit Gekreisch, und bewußtlos sank Timander an diese Brust.

Eines Abends dann: nichts ahnend trete ich auf die Lichtung vor sein Haus, da steht er mit vielen Freunden, alle stumm, und hoch auf dem Gerüst, hell und schön, ich selbst: ja wirklich, die Form der Mnais, halb aus dem Marmor getreten. Schon hatte ein Ach mich verraten und sie holten mich Erschrockene herbei.

„Willst du einen Krug?" fragte Timander mich. „Du hast mir Glück gebracht. Die Freunde loben dein Bild und verlangen es von mir in Stein. Ich gehorche. Gehorche auch du und lege dein Kleid ab."

„Vor uns allen?" sagte Crassus. „Man sieht, Timander, daß dir die Frauen mit nichts gefällig sein können als mit ihrem Umriß. Was sie sonst etwa noch zu verschenken haben, gönnst du jedem."

Ich aber, meiner Schande mir bewußt, streifte mit einer Begeisterung, die mir schwindlich machte, das Leinen von meinen Gliedern . . . So stand ich und bot mich preis. „So will ich stehen bleiben," dachte ich; „will mich nie mehr rühren. Minais lebt nur noch in der Hand des Timander, die an ihrem Nacken feilt und dabei ihre Brust umspannt." Ja, ich fühlte in meinem Fleisch den Druck, die Wärme, den Schlag seiner Hand, die den Marmor bearbeitete. Noch oft geschah mirs so, und jedesmal war ich nachher an allen Gliedern wund durch seinen Hammer und glücklich: von einem aufzehrenden, bösen Glück, nach dessen Heilung ich weinte, Tage und Nächte mit Tränen vollweinte, deren er nicht achtete.

Eine andere ward ihrer inne: Rhus, die Zauberin. Sie rief mich an, wie ich vorüberkam. Ich wollte laufen, aber ich hörte:

„Du liebst den Timander!"

Und da mußte ich stehen bleiben.

„Ich wußte es," sagte Rhus. „Als ich dich zu ihm schickte, war mir bekannt, welches Geschick dir die Götter bestimmten. Willst du nun, daß er dich liebt?"

Ich drehte mich nach ihr um; aber sehen konnte ich sie nicht, wegen der hervorbrechenden Tränen.

„Dann geh und bring mir ein trächtiges Schaf."

Ich holte es eilends. Als ich zurück war, lagen die Erdstufen mit den Ölbäumen im Abendschatten. Die Pforte zu Rhus' Gärtchen war aus einem einzigen Brett, das ächzte wie in einem bösen Traum; und ungewiß, wie weiße, tote Augen, blickten die Beeren des unbekannten Baumes herüber: ja, wie Augen von Erdrosselten. Das Haus, hoch und schmal, hatte als Rückwand den Felsen, war grau wie er, und steingrau umarmte es der tückische Baum. Ganz in Fels und Baum stak das Haus; aus dem Fenster sah der Ast, der zur Tür hineinwuchs; und deutlich gewahrte ich, daß aus seinem bleichen, schlaffen Laub ein Gesicht sich neigte, das alte Gesicht der steingrauen Dryade.

„Rhus!" rief ich in Angst, aber sie kam nicht.

„Rhus!"

Da sprach ihre Stimme von oben aus dem Ast:

„Erhebe deine Hand!"

Ich tat es; meiner Hand schauderte, denn klebrig und kalt waren die weißen Früchte, kalt auch und biegsam wie Schlangen die Blätter, und über meinem Scheitel, im Laub, umspannte meine Hand ein Gefäß.

„Verschütte nichts!" sagte Rhus' Stimme.

Behutsam hob ichs herab; es war voll fast bis zum Rand, glänzte dunkel und duftete herb.

„Gib es ihm zu trinken," sagte Rhus' Stimme.

„Er wird sterben, aber vorher wird er dich lieben . . . Zittere nicht! Denn was du verschüttest, ist Liebe,

die du nie schmecken wirst ... Sein Tod macht dir Angst? Du stürbest lieber selbst? So stirb! Und dein Lohn soll sein, daß er dich liebt, sein Leben lang nur dich, ob auch längst Mnais' Adern erstarrten und in ihren lieben Augen kein Licht mehr wohnt."

„Was wird geschehen?" fragte ich, und Kälte überzog mich. „Muß ich denn wirklich den Tod erleiden?"

Rhus' Stimme erwiderte:

„Schweig und folge! Wo nicht, verschütte immerhin den Saft! Die Erde trinkt ihn und Timanders Liebe ist begraben."

„Was soll ich tun, Rhus?"

„Steige hinab ins Haus, stütze den Kopf an die Wurzeln des Baumes und dann trinke!"

Da setzte ich den Fuß an und ging Schritt vor Schritt dem Hause zu. Meine beiden Hände waren um die Schale und meine Augen fest auf ihr; aber in meinen Ohren waren auf einmal lauter Stimmen, von Tieren, von sanften Frauen, die aus den Ölbäumen herausgetreten waren.

„Mnais," sagten ein Nachtvogel, der meine Wange streifte, und ein Zweig, der mich an der Schulter berührte, „Mnais, verschütte den Saft und behalte dein süßes Leben!"

Und mir zu Füßen flüsterte es:

„Ich bin nur ein kleines Gras, und dein Fuß kann mich töten. Ist er aber an mir vorbeigegangen, dann lebt noch immer Pans Atem in mir und glücklicher bin ich dann als Mnais, die starb und von Timander geliebt wird."

Ich aber verschloß meine Ohren und stieg, den purpurnen Himmel und die warme Erde meidend, von der Schwelle ins Haus hinab, Stufe nach Stufe, in mein Grab; und am Ende meiner erhobenen Arme, bedächtig, daß ich nicht ausgleite, und sorgsam, daß kein Tropfen zu Boden falle, trug ich meinen Tod vor mir her. Die Wurzeln des unbekannten Baumes waren schlüpfrig wie Eis; und als ich ihnen rückwärts meinen Hals zubog, schlossen sie sich darum wie Zangen. Ich erschrak, hatte Furcht, meine Hände möchten zittern, und trank; trank und starb.

Und ich erwachte und sah zu meinen Füßen Timander. Über sein Gesicht, zu mir erhoben, floß das Mondlicht. Es floß auch auf Wiesen und Hecken und von der Schwelle seines Hauses: lautlos und bleich. Timander dachte, lautlos:

„Nur dich lieb ich auf Erden! Was sind mir die Freunde! Ich möchte frei sein, um mit dir mich zu verbergen."

Und ich antwortete ihm mit meinen Gedanken:

„Ich habe dich lieb, Timander!"

Er dachte wieder und ich verstand ihn:

„Mnais ist verschwunden. Niemand hat sie gesehen. Ein Gott, sagt man, hat sie entrückt. Ich kenne den Gott: er bewegt meinen Meißel. Ihre süße Seele ist nun in meinem Werk: drum kann sie nicht mehr unter den Menschen umhergehen."

Da bemerkte ich, daß seine Hände meine Knie umfaßten und daß ichs nicht fühlte; sah seinen Mund auf mich zukommen und empfand nicht seinen Druck; und erkannte, daß ich steinern sei. In mir entstand ein

Quell von Tränen, deren keine einzige hinausdurfte, und unter den Tränen antworteten ihm meine Gedanken:

„Es war gut, Timander, daß ich für dich starb."

Soll ich herabsteigen? Zu dir, Knabe, der in jeder Nacht, trotz den Wächtern, trotz den eisernen Stacheln sich über die Gartenmauer wagt, um im Geheimen, während der Mond um mein Gebüsch her flimmert, zu mir zu beten? Du liebst mich, und mich liebte Timander. Glaube nicht, du seiest der erste. Wohl seufzte Mnais, solange sie ihrer süßen Glieder sich freute, umsonst nach dem Herzen des Timander; seit sie aber als Stein verwittert, fiel ihr seins zu und das anderer Männer und deins. Willst du davon hören? Du, dessen im Mondlicht schmachtendes Gesicht ein wenig dem des Timander gleicht? Vielleicht kennen sich eure Seelen. Ich will dir erzählen, und es wird mir, quäle ich dich ein wenig, scheinen, als quälte ich den Timander.

Kein treuerer Liebhaber hat einer Sterblichen gelebt. Er wachte zu meinen Füßen und schlief im Grase, in das er mich bettete, auf meiner Brust. Nicht ermüdete ihn die Kälte meiner harten Glieder; sondern tief in den unbeweglichen erriet und fühlte er die Schauer von Mnais' wandelbarer Seele: und doch war sie ihm einstmals nichts als eine scheu und neugierig vorgeneigte Fremde gewesen, eben nur vom Wert der Tonerde, in die sie ihre Hand drückte. Begreifst du's? Ich nicht. Nur eine mitleidige Lust machte mir der Fall des Stolzen; und glücklicher liebte ich ihn, da ich seiner in meinem

Herzen ein wenig spotten, ihn ein wenig verachten durfte.

„Du starbst für mich?" fragte er und suchte in meinen erblichenen Augen. „Sag' es mir, meine tote Nymphe!"

Aber ich verschloß mein Herz, damit es nicht denke: „Es ist gut, Timander, daß ich für dich starb."

Seine Freunde kamen, seine Herren, und wollten ihn zurückholen. Einst überraschte Crassus ihn, wie er sein Gesicht an Mnais' Herzen geborgen hatte, trat unhörbar im Grase herbei und schlug ihn. Timander fuhr herum.

„Vor dieser!" rief er schrill und fuchtelte.

„Sie sieht nicht;" und Crassus verhöhnte ihn für seine Liebe zum fühllosen Stein. Dann umschlang er meinen Geliebten und bat. Timander setzte sich auf meinen Sockel und schloß die Augen. Er widerstand wie eine Frau. Crassus ward zornig, ging fort und drohte ihm mit Faustus dem Herrn. Der kam: ein fetter Alter, auf zwei Sklaven gestützt, der laut atmete und übel roch. Er zwinkerte dem Crassus zu und sagte, ich gefalle ihm, er wolle mich hinauf nach dem Hause tragen lassen. Vergeblich warf Timander sich ihm zu Füßen.

„Ich will dich freilassen," sagte Faustus. „Aber dein Werk gehört mir."

Als er fort war, fragte Timander mich:

„Soll ich dich zerschlagen?"

„Tu's, Lieber," sagte ich. Er aber:

„Faustus würde befehlen, mich mit Ruten zu peitschen."

Und er ließ es. Ihr Zärtlichen duldet wohl nicht gern Schmerz. Ei sieh! Ihr möchtet, daß man für euch

stürbe, zum zweitenmal stürbe; aber die Rutenstreiche, die es euch kosten würde, reuen euch!

So stand ich nun, auf der Seite, wo das ruheloſe Meer ſie beſpült, am Gipfel der weißen Treppen, umſchwankt von Roſenketten, umwirbelt von Weihrauch und umdunſtet von Wein, Gewürzen und geſalbten Knabenleibern. Aglaë, eine Flötenſpielerin, die ich Lebende gekannt und wegen ihrer Feilheit beſchimpft hatte, lehnte ſich an mich, an dieſen jungfräulichen Leib, und ließ ſich von Trunkenen küſſen. Nur wenn am fahlen Morgen alle im Schlafe röchelten, konnte Timander, ein Freigelaſſener, der die Freiheit fürchtete, über ſie fort bis vor meine Knie kriechen. Eine Dirne riß ihn um, dem die Lider ſanken; — und über dem üblen Atem jeder ſterbenden Orgie verharrte Mnais, den windigen Morgen auf ihren ſpiegelnden Hüften, hoch und allein.

Noch immer ſah ich meine Glieder rein und glatt; und Jene welkten, verſchwanden, wechſelten. Timander war nicht wie ſie und nicht wie ich. Alt war er und jung zugleich. Ihm hingen nun graue Strähnen im blonden Haar, und ſein müdes Geſicht war das eines Knaben, der zu lange gewacht hat. Er konnte noch ſchmollen, liſpeln, ſchelmiſche Streiche ausdenken; und die Fremden, Neuen verachteten ihn dafür. Nur Mnais verſtand ihn. Einſt kam ein Mächtiger, dem Bewaffnete voranſchritten; und Timander ſtürzte aufgeregt herbei.

„Craſſus, du biſts?“ — atemlos vor Glück.

„Auch du noch da?“ ſagte kalt der Mächtige. Keinen Lorbeerkranz mehr trug er; aber in ſeinen verwitternden

Falten, im Winken seines Fingers selbst war der Ruhm. Timander ließ die Arme sinken.

„Du bist gewichtig geworden, Crassus," sagte er, schüchtern spottend, „und nicht jünger. Altern wir denn wirklich? Diese hier" — und er zeigte auf mich — „bleibt doch dieselbe!"

„Noch immer der Narr," erwiderte Crassus „der Spieler!"

Timander aber:

„Spielt nicht auch ihr? Ich habe nie verstanden, wie ihr euch ernst nehmen konntet! Weißt du wohl noch, als ich einmal zu euch gesprochen habe wie ein Tribun, weil ihr einen unschuldigen Sklaven gekreuzigt hattet? Ihr wolltet mir zürnen. Ich hoffe, du zürnst mir nicht mehr. Ist nicht alles nur Ton, worin wir spielend nach Göttern suchen?"

Crassus blickte auf mich. Dann nickte er dem Timander zu.

„Eins gelang dir. Treibe es in deiner Art und lebe wohl!"

Er sprach zu ihm gnädig und mit Ungeduld, wie zu einer Frau, die man nicht mehr begehrt; und er wandte sich weg.

Ich aber, die den Timander alt und verlassen sah, gedachte in meinem Herzen meiner verlorenen, warmen und süßen Glieder, die von der Sonne in Gold gebogen, vom Quell kühl und hart gemacht, vom Schatten mit den Abbildern kleiner Blätter gesprenkelt wurden; und erschauerte in neuer Angst, weil sie so lange schon vermodert waren im Hause der Rhus. und bald nun auch

Timander in Staub fallen sollte. „Armer!“ dachte ich. „Besser in Stein gekerkert fortdauern, als mit dem Fleisch das süße Leben lassen müssen!“ Timander aber nahm das Kinn aus der Hand, schob sie in die Brustfalten seines Kleides und trat vor mich hin.

„Dennoch,“ sagte er, aufgerichtet, „bin ichs, der dich machte!“

Auf seltene Art aber starb er und schöner als die meisten. Denn als Barbaren uns überfielen, die anderen alle in verzweifelter Gier, die Reigen des letzten Festes noch im Hals, durch Schwerter dahinsanken wie sonst durch Kelche, und um mich her Blut dampfte statt Wollust: da lehnte sich mit ausgebreiteten Armen an Mnais, die ein Wilder bedrohte, Timander — und ließ sich durchbohren und vergoß sein Blut über Mnais Timander. Bist du zurückgekehrt, Timander? Stehst vor meinem Gebüsch, um das der Mond flimmert? Lange erwarte ich dich. Timander, ich habe dich lieb, und es war gut, daß ich für dich starb!

Nicht lieblich waren, seit du mir entschwandest, meine Tage. Ich ward übers Meer gefahren und trauerte in einer Ebene unter den Resten von meines Herrn Reichtümern, versank, indes ich meinen Leib verwittern und meine Hüften rauh und grün werden sah, Zoll um Zoll in Gras und Sand. Ein Mensch in einer braunen Toga, mit einem Strick um den Leib, zog mich hervor, und als er viele seinesgleichen herbeigeholt hatte, betrachteten sie mich mit gierigem Haß, schmähten und steinigten mich. Dann berieten sie, zerrten mich in eine Stadt unter viel Volk, hängten mich in Ketten auf und

lasen mir mein Urteil von Pergamenten. Die Zauberin Diana nannten sie mich. Der mich hervorgezogen hatte, ein abgezehrter Junger, war der Vergiftetste, in seiner Bosheit Häßlichste. Er zerbrach meinen Arm. Des Nachts aber, in die einsame Grube, wohinein sie mich geworfen hatten, brachte er mir meinen Arm zurück, küßte mich und legte sich, mit den Zähnen klappernd, zu mir ... Aber jenes Volk behauptete, ich sei sein Unglück, und es trug mich auf das Gebiet seiner Nachbarn und scharrte mich darin ein.

Wie lange wohl meine lieben Augen begraben geblieben sind? Als wieder die Erde von ihnen abfiel, erblickte ich sehr bunte, laute Menschen, und ihr Herr, einer im goldenen Brustpanzer mit einer schreienden Meduse darauf, umarmte mich und rief lärmend, er wolle sich mir vermählen. Wo wir vorbeikamen, waren Altäre erbaut, kniete Volk und schwangen erzene Klänge durch die Luft. In einem Saal, beim Mahl, wo es nach ganzen Schweinen stank, die vergoldet waren, dachte ich der weißen Säulen des Faustus, zwischen denen einst Weihrauchkreise zu mir aufstiegen, und des gemessenen Crassus und des anmutigen Timander, — und Verachtung entrückte mich diesen, die mich lieben wollten.

Sie starben; und andere führten die Nymphe, die Diana, die Waldfrau oder Aphrodite in ihre Galerien, ihre Gärten, maßen sie durch Gläser, zeichneten sie, verkauften sie und schwärmten sie an; — und immer wars doch nur Mnais, eine Hirtin, die scheu und demütig sich über die Hand des Timander beugt, des Jünglings, den sie lieben wird.

Soll ich herabsteigen? Würdest du sehr erschrecken, wenn ichs täte? Ach, das Mondlicht verrinnt; schon bespült es nur noch den Rand der runden Steinbank um mich her, und meiner Nische und des Gebüsches, das von Morgenluft zu rascheln beginnt. Gähnend würde der Wächter nahen, würde uns überraschen und dich fangen, Knabe. Drum flieh, eh es Tag ist, damit du zur Nacht wiederkommen kannst. Mnais erwartet dich. O, sie fürchtet nicht, daß du ausbleibst. Von der Art des Timander bist du, und nicht wird ein Mädchen, das noch seiner warmen Glieder sich freut, dich mir wegnehmen. Deiner toten Nymphe gehörst du. Laß immerhin deinen liebenden Atem meine kalten Glieder bestreichen. . .

Aber du hörst mich wohl nicht mehr? Erstirbt schon, da die Vögel erwachen, meine Stimme? Schon zweifelst du wohl, daß ichs war, die so lange zu dir sprach? Aber ich wars, Mnais, eine sizilische Hirtin, die den Timander liebte, die er liebte, und die von vielen geliebt ward. Hörst du? Aglaë, die Flötenspielerin, spottete einst, als wir, noch unerwachsen, unserer Väter Schafe hüteten, meiner zu schmalen Glieder, meines langen Halses. Längst ist sie bei den Schatten; Mnais aber liebst du, Knabe. Soll ich herabsteigen? Nein, flieh, lebe wohl, setze behutsam die Sohlen auf den Kies; — und eilst du an der schrägen Wiese vorbei, auf der in den geröteten Himmel Pegasus die Flügel breitet, dann hüte dich, ihm zu nahe zu kommen, damit er dich nicht ergreift und mit sich reißt. Denn dies ist die Stunde, da er aufsliegt.

Ginevra degli Amieri

I

„Ich bin erwacht und fürchte mich fast, die Augen zu öffnen, und fühle ein fremdes, weites Dunkel um mich her. Messer Faustos Atem? Nichts — nur eine betäubende Stille, wie der lange Nachhall langsamer, unhörbarer Schritte . . . Warum sind meine Hände gefaltet! Ich schlafe nie auf dem Rücken und mit gefalteten Händen. Leise die Lider gelöst: das Fenster bei meinem Bett, es ist fort. Wo bin ich!

Das, worauf ich gelegen habe, ist umgefallen, wie ich so hastig aufsprang. Was ist es? Kein Bett: eine Bahre! . . . Die Ungeheuer! Sie erheben sich grau aus der Nacht und blicken von Turmhöhe aus weißen Augen. Ach, es sind Pfeiler, und aus langen Fenstern kommen eckige, weiße Stücke Mondes darauf. Hilf Himmel, ich bin im Dom! Und bin, nun weiß ichs wieder, gestorben!

. . . Es klirrte etwas, deucht mich, als ich vor Schrecken nochmals auf die Bahre sank. Meine Spangen! Aber es sind nur die mit den Amethysten. Er hat sich gehütet, mir die anderen mitzugeben, die mit den Karfunkeln. Habe ich etwa mein Kreuz am Hals? Nein! Das große Edelsteinkreuz! Das ist zu stark! Ich will . . . Jesus,

im Zorn bin ich ausgeschritten und wage mich nun nicht mehr zurück. Wie ich mich fürchte! Ich hätte nie gedacht, ich würde zu diesen Toten gehören — die wiederkehren. Einen Schritt noch, Ginevra? Hilfe! . . . Eine Gestalt, ich sah sie deutlich, flog durch die Luft auf mich zu . . . Nein, es ist der Kruzifixus an der Kanzel; und er hält ganz still. Nur die Dunkelheit bewegt alles.

Aber die Kniee sind mir unsicher geworden, ich will mich setzen, unter seine gekreuzten Füße, auf das Ende der Bank.

Ich habe, was mir geschieht, verdient, o Herr. Das ist wohl war; denn ich lästerte dich! Aber gib auch du zu, die Liebe ist hart! Warum mußte ich Raniero lieben, da es doch Sünde und ganz unnütz war? Du weißt, auch wenn du mich am Leben gelassen hättest, ich würde mich doch ihm nie gewährt haben. Obwohl andere dergleichen tun: und du strafst sie weniger schwer als mich, die so tugendhaft war . . . Willst du mir wohl sagen, was dies alles sollte?

Ich warte.

Im irdischen Leben heißts immer: Das werden wir jenseits erfahren; und: Darüber reden wir droben. Nun sprich! . . . Ich wußte wohl, du würdest nichts vorbringen können zu deiner Rechtfertigung. Du hast mir zu viel auferlegt, du darfst dich nicht wundern, daß ich versagte. Hatte ich doch genug an Messer Fausto, meinem Mann, und seinen Schlägen, und daß er mir meine Tugend nicht glaubte: Immer: „Du liebst ihn!" Ich sagte: „Nein! Schlage mich, aber ich liebe ihn nicht!" Wäre das Nein wenigstens die Wahrheit gewesen!

Leider war es Ja . . . Er darauf: „Mich liebst du auch nicht! Was liebst du denn?“ Und ich: „Ich liebe dich, wie ich es dir schulde, — und liebe auch die Stirnkettchen, die Messer Ugos Sohn verfertigt.“

„Ihn, den Sohn liebst du!“ „Nein! Ich habe ihn niemals gesehen!“ Und so war es. Aber ich hatte mit Absicht von Messer Ugos Sohn gesprochen, verführt durch einen seltsamen Kitzel, weil ich wußte, nun werde Messer Fausto mich nochmals schlagen. Denn er schlug mich, sobald ich nur den Namen irgendeines Mannes aussprach. Warum aber tat ich es, mußte es tun, und drängte mich heran zum Schmerz? Das erkläre, Herr, warum du so viel Leiden bestimmtest für eine Unschuldige!

„Ich will dir die Ketten für die Stirn kaufen,“ sagte Messer Fausto, als er vom Schlagen müde war. „Damit du mir keine Hörner daransetzest. Du mußt gerecht sein: ich tue, was ich kann.“ Ich antwortete: „Gewiß. Ich werde es niemals tun.“ Und ich wollte es auch nicht. Damit in der Frühe, wenn ich zur Heiligsten Annunziata ging, die Madonna Eletta den Finger ausstreckte und sagte: „Seht die Heuchlerin! Sie hat mich mit dem Gino ins Gerede gebracht, sie selbst aber schläft mit dem Raniero!“ — Es ist schon wahr, daß ich es von ihr gar nicht wußte. Aber was wußte denn sie von mir? Und redete doch, hinter meinem Rücken. Wäre es wahr gewesen, was sie sagte, ich hätte mich so schwarz gefühlt wie die Mohrin hinter mir, Herr, die meinen Gobbo, den Papagei, trug. So aber hing mein Brokat (und um den beneidete sie mich doch nur) über den Malen, die mein Mann mir geschlagen hatte, und ich war eine Ge-

rechte. Und Don Vinante, mein Beichtvater, wußte es wohl, und außer Messer Fausto, meinem Mann, den die Eifersucht irr machte, zweifelte keiner an meiner Tugend, und allen, die sündigten, durfte ich mitten ins Gesicht sehen. Und wenn Raniero im Hof der Kirche stand und falsche Seufzer ausstieß, ging ich hoch vorbei, den Blick gradaus, und hatte einen großen, starren Genuß: „Du wirst dennoch nie erfahren, daß ich dich liebe! Die Liebe ist hart; aber ich bleibe standhaft, du gewinnst nichts. Du bist böse, bist dazu eingesetzt, mich zu verderben. Ich hasse dich!..." Ja, das dachte ich, o Herr. War das nicht recht und löblich?

Zu Hause mußte ich mich dann wieder sehr quälen. Warum? Heißt das gerecht? Für so viel guten Willen? Ich nahm meine große Puppe aus der Truhe und drückte sie ans Herz. Da fühlte ichs, als würfe sie mir beide Arme um den Hals; mir ward ganz heiß, ich herzte sie immer und sagte: „Du sollst von Raniero kommen! Ich habe dich von ihm, du bist sein Kind, hörst du, das will ich, das soll sein!" Und dann sprang die Angst vor der Sünde in mir auf, und ich warf die Puppe mit dem Gesicht auf die Erde, und mich mit dem Gesicht aufs Bett, daß wir einander nicht mehr sähen, und jammerte in das Kissen: „Nein, ich will nicht, ich will kein Kind von ihm!" Und klagte bis in die Nacht. Und Messer Fausto, mein Mann, kam und schlug mich wieder — und hatte auch recht. Ich schrie wohl, damit er aufhörte: „Warum haben wir keine Kinder!" Aber ich wußte doch, das sei Gottes Sache.

Was sollte ich tun? Muß man denn einen Menschen

lieben, wie diesen Raniero? Einen gewöhnlichen Angestellten in der Bank meines Vaters. Einen, der die Geschäfte versäumt, auf den Wiesen am Mugnone im Grase steht, stundenlang, wie ein Storch, und dann, ganz blaß, bis vor mein Haus schleicht? Einen, der schon längst fortgeschickt wäre, wenn ich nicht für ihn gebeten hätte, oder vielmehr für die alte Mutter, die von ihm lebt. Denn das tat ich, Herr, und war es nicht fromm und barmherzig von mir, für meinen Feind zu bitten? Nun erkläre mir aber: wenn mein Bruder sich so anstellen würde in unserem Bankhaus, ich würde ihn verachten. Und diesen muß ich lieben! Soll er doch verdienen und eine Frau nehmen, wie es sich geziemt. Aber auf mich hat er es abgesehen! Und fordert meinen Mann zum Zweikampf heraus. Denn das hat er getan, Herr, und es ist eine solche Albernheit, daß sogar du gelacht haben mußt: wenn du Art und Figur Messer Faustos bedenkst.

Und dann hat er ihn auch noch verschont! Herr, du magst sagen, was du willst, aber es ist natürlich, daß ich wünschte, nun möchte es einmal aus sein. Messer Fausto hatte mich blau geschlagen; ich wünschte, mögen sie sich gegenseitig umbringen. Dann aber: Nein, nur Raniero! Denn ich kann es dir schwören, Herr, bei deinen eigenen Wunden: nicht Messer Fausto wollte ich tot sehen! Er kam auch zurück; es war nichts geschehen; und ich kriegte Ohrgehänge und eine Straußenfeder mit lauter Edelsteinen geziert, die konnte ich zur Kirche tragen. Aber alle wußten schon, wenn sie meine Geschenke erblickten, dann war ich geschlagen worden . . .

Und da dachte ich, das ist wahr: Warum hat Raniero nicht lieber zwei Kerle geschickt, die ihn anfallen? Und ich habe sogar den Don Vinante, meinen Beichtvater, beredet, daß er in seiner Unschuld etwas angerichtet hat, daß Messer Fausto vor San Frediano hinaus mußte. Und das ließ ich dem Raniero berichten durch einen Bettler, der nicht sagen durfte, wer ihn schickte, und ließ ihn in verdeckten Worten zu einem Streich auffordern.

Da sieh nun, Herr, wie weit du es mit mir getrieben hast! Eine Gattenmörderin und auf dem Rade, so hätte ich enden können! Wenn ich nicht deine Mutter angefleht hätte, als Messer Fausto vor der Stadt und in Leibesgefahr war: die hat Jenen zurückgehalten von der Tat und das schlimmste verhütet. Ich aber schwur damals in der Not, es möge daraus werden, was immer, Schande und Tod: — ich wolle doch, solange ich lebe, dem Raniero nicht angehören. „Die Liebe hat mich so elend gemacht; ich will mich an ihr rächen!" Ich war von Sinnen, und die beiden Tauben, die vor meinem Fenster einander liebkosten, die ergriff und erwürgte ich! Und als ichs tat, fühlte ich meine eigene Kehle unsichtbar umklammert und schloß die Augen und mußte mich an die Fensterbank stützen, ich wäre sonst umgefallen.

Wie nun Messer Fausto zurückkehrte und es der heilige Samstag vor Ostern war und aus dem Tor des Domes der Festhall kam wie eine Wolke mit Engeln darauf, da sprach es hinter meinen gesenkten Lidern, und, Herr, ich konnte nichts dafür: „Sie feiern ihn, der die Liebe ist und sich hat kreuzigen lassen. Er will, daß

auch ich lieben und dafür sterben soll. Und ich sträube mich nicht. Aber ruchlos und abscheulich ists, daß er aufersteht und auch das von mir erheischt. Wer glücklich tot ist, der sollte es bleiben dürfen und endlich in Sicherheit sein vor der Liebe und dem, der die Liebe ist!"

Mit diesen Gedanken war ich bis nahe vor das Tor gelangt, und plötzlich erweiterte es sich wie ein Mund, ich fühlte seinen Atem auf meiner Stirn brennen, und eine ungeheure Stimme, eine Orgelstimme, schrie: „Du sollst sterben und wiederkehren vor allen anderen und zugleich mit mir. Schon morgen sollst du wiederkehren, sollst sehen, wie alle meinem Auferstehen zujauchzen, das du gelästert hast. Bei deinem aber soll dich frieren, und du sollst große Reue haben!"

Alle müssen es gehört haben, so laut ward es geschrien! Warst du das, Herr? Wohl; denn du hasts wahrgemacht. Dann erkläre mir aber, was eine Frau zu bereuen hat, die ihren Mann nicht betrügen und seine Geschenke nicht verlieren und von den Leuten nicht mit Fingern gezeigt werden wollte. Sollte ich etwa Schande und Armut auf mich laden, weil es irgendeinem Menschen einfiel, mich zu lieben? Zwar liebte auch ich ihn. Warum aber bestimmtest du dies so? Und vergingst dich dadurch gegen die bürgerlichen Regeln? . . . Heute ist Ostern, und wir sind beide auferstanden; nun erkläre diese Dinge!

Aber du schweigst. Du hältst nur den Kopf auf die Schulter geneigt und siehst mich kaum, so tief sind deine Lider herabgelassen. Hörst du's wenigstens, wenn ich gegen deine Füße klopfe? Ach nein; du seufzest nur

und legst den Kopf auf die andere Schulter. Mich hast du hierher bestellt, und du selbst schläfst lieber noch etwas!

Wie ich verlassen bin und abgeschieden von allem, allem. Mich friert; ich habe keinen Mantel und nichts, wo hinein ich mich hüllen kann; nur das große, weiße Leinentuch von meiner Bahre."

II

„Nun bin ich draußen und weiß nicht, wie ich herkam. Ich strich solange an den Wänden entlang im Dom, bis ich auf einmal herausschlüpfte. Die Stelle könnte ich nicht wiederfinden. Ich begreife nicht, was mit mir geschieht, und mir ist sehr bange. Habe ich nicht eben noch unserem Herrn getrotzt? Jetzt sehe ich wohl, wie alles unsicher ist und voll von Geheimnissen. Ist denn dies der Domplatz, auf dem am Mittag die Weißen und die Schwarzen einander Hohnreden zurufen und die Händler die Bänder und Kuchen feilbieten? Über den mit stolz gesenkten Augen die anständigen Frauen wandeln? Jetzt ist Ginevra bange, wenn sie auf diese Quadern hinabstiege, sie möchten unter ihren Füßen weggleiten, wie Wasser.

Wagen mußt du's, du willst dich doch nicht auf diese Stufen legen, wie eine Bettlerin. Trägt es mich? O! Es regt sich um San Giovanni her, auf den alten Gräbern! . . . Wars nichts? Ich habe Furcht, ich, die selbst eine Tote bin! Aber Die in jenen Särgen sind Heiden . . . So also ist denen zumute, die wiederkehren. Alles erschreckt sie, und sie wissen nicht, wozu sie kamen. Ich fühle in mir ein helles, kaltes Licht, das wacht in der

Welt allein. Vom Turm schlägt es ein Uhr. Allein, ohne Zweck, und wer weiß, wie lange. Erlösche ich nicht, zergehe ich nicht? Bin ich nicht bloß am Mondlicht entzündet? Ich will in eine dunkle Gasse huschen, vielleicht ists dann aus.

Du bist noch da, Ginevra. Vorsichtig an der Mauer hin; — dort geht eine Tür auf. Wenn sie mich sehen! Da schau, es ist das Haus Messer Tibaldos, und wer schleicht heraus? Messer Gino, — und durch den Türspalt lugt Madonna Eletta? Ist nicht Messer Tibaldo nach Pisa? Also hatte ich recht mit Messer Gino und Madonna Eletta. Ich dachte es gar nicht. Und er, er läuft vor mir davon! Ach ja, ein Geist. Was ein Geist alles sieht! . . . Da bin ich vor Messer Faustos Haus. Es ist doch mein Haus, soll ich nicht klopfen dürfen? Wie lange es währt! Mich friert. Mach auf! O! seine Nachtmütze."

„Wer klopft?"

„Ginevra, Euer Weib."

„Wer?"

„Ginevra degli Amieri."

„Um Gottes willen, entweiche! Verschone mich! Ich schlug dich, ja; aber es war mein Recht, denn ich war dein Mann. Du darfst mich dafür nicht heimsuchen! Ich will Messen lesen lassen, damit du Ruhe bekommst."

„Er hat das Fenster zugeworfen. Wie seine Stimme vor Angst sich brach! Hätte er mich nicht einlassen sollen? Ich mag ein Geist sein, aber hat er nicht auch meine Seele geheiratet? Wohl nicht. Wozu aber muß eine

Tote umhergehen? . . . Ich wills bei meinen Eltern versuchen; es ist nicht weit.

Schon rühren sie sich. Ein Licht wandert durchs Haus. Die Mutter schläft wieder einmal nicht und wirtschaftet umher. Ihr ists wohl leid, daß ich tot bin. Nun ist der Vater am Fenster. Vater!"

„Du schlechte Tochter! Warum erschrickst du deine arme Mutter. Du mußt wohl sehr sündig sein und hast darum keine Ruhe gefunden. Morgen sollen die Teufel gebannt werden aus dir. Aber tu deinen Eltern nichts an! Geh doch zu deinem Mann! Wir haben dich ihm gegeben und Geld genug dazu, so daß wir dir nichts mehr schulden!"

„Er hat den Laden angezogen und den Riegel vorgelegt. Die Mutter stand hinter ihm und rang die Hände. Wie ihrs schrecklich sein muß, daß ihr Kind, ihr so gehegtes, nun zu den Bösewichten und irrenden Seelen in die Nacht hinausgescheucht ist! Aber auch der Vater hat recht: er hat für mich bezahlt, ich habe keine Forderung an ihn. So allein ist man: ich wußte das nicht. Ich dachte, sie könnten mich schlagen, aber ich würde immer ein Bett haben. Sonst sperrten sie mich ein. Jetzt öffnet mir niemand . . .

O! wo bin ich? Dort schleichen sie schon, die Bösewichte, dort unter dem Schwebebogen. Sie schleichen hinter einem, den eine Frau umschlingt. Sie küßt ihn: da greifen sie ihn. Die Frau hält ihn fest, damit sie ihn töten können. O, auch das war Liebe? Ich will schreien. Hilfe! Nun werden sie mich — töten? Sie könnens ja nicht mehr. Sie sehen mich: alle laufen davon.

Ich habe einen Menschen gerettet. War ich dazu gesandt? Guter Mensch, höre! O! auch er läuft. Ich war ihm so dankbar, ich weiß nicht wofür. Aber er läuft vor mir weg. Und nun? Was ist dies für ein Haus? Kennst du es, Ginevra? Du gingst mit Messer Fausto, deinem Mann, vorbei, und er behauptete, du habest hinaufgesehen, und versprach dir Schlimmes. Du hattest es nicht; aber seither wußtest du, wo Messer Raniero wohnt. Jetzt wüßtest du es ohnedies; die Toten kennen alle Plätze . . . Dahin also sollte ich. Sonst habe ich keine Zuflucht und keine Bestimmung. Ich will klopfen."

III

„Wer ist es?"

„Mich friert, öffnet mir!"

„Wer seid Ihr?"

„Ginevra."

„Ginevra ist tot. Geht in Frieden."

„Sie ist tot, drum kommt sie zu Euch. Lebte sie, sie käme nicht . . . Ihr schweigt?"

„Ich öffne Euch. Tretet ein und folgt mir über die Treppe. Ich hebe das Licht ganz hoch, und Ihr seht, Madonna Ginevra, dies Haus ist Euer. Meine alte Mutter ist taub, und sie schläft. Wir sind allein."

„Aber Ihr geht immer rückwärts vor mir her, Messer Raniero, und laßt mich nicht aus dem Auge. Nun stellt Ihr die Kerze so hin, daß sie mir ins Gesicht leuchtet, begebt Euch bis ans Ende des Zimmers und verschränkt die Arme. Ihr habt Furcht vor mir, auch Ihr! O, ich bin müde, und so kalt."

„Ich fürchte Euch nicht so sehr, als da Ihr lebtet. Arme Ginevra."

„Was sagt Ihr? Warum bleibt Ihr also dort hinten? Alles flieht mich, weil ich gestorben bin. Kann ich dafür, daß ich wiederkehre? Ich habe es nicht gewollt. Wer das gedacht hätte, früher in den wimmelnden Gassen, im lauen Gedränge der Kirchen, daß Menschennähe so kostbar werden würde!"

„Wollt Ihr mir die Hand reichen, Madonna Ginevra?"

„Eure Hand ist warm. Verzeiht: Ihr seid gut, daß Ihr mich zu Euch einließt. Draußen war es schlimm. Wie geht es zu, daß Eltern und Gatte mich fortschicken, Ihr aber, Messer Raniero, öffnet der Toten, die Euch doch nichts erwidern kann. Ich habe nie gehört, daß jemand umsonst gibt. Was wollt Ihr?"

„Ich will, Madonna Ginevra, daß Ihr Euch in meinen Stuhl setzt, so, und daß Eure Blicke alle diese Dinge neu und wohltätig machen. Vielleicht wird es sich leichter leben lassen zwischen den Wänden, die Eure Stimme vernommen haben? Und dann . . ."

„Warum sprecht Ihr zitternd und werdet so blaß?"

„Und dann laßt es Euch wohl sein im Frieden und kehrt nicht mehr wieder. Denn lieber will ich Euch missen, als daß Ihr um meinetwillen dieselbe Strafe erdulden solltet, wie im Pinienwald bei Ravenna jener nackte und immer gehetzte Geist, der einst eine gegen Liebe grausame Frau war."

„Das sind Lügen von Messer Giovanni Boccaccio, Ihr müßt ihm nicht glauben. Was wißt Ihr, ob denen,

die wiederkehren, hier nicht doch wohler ist als drunten. Ihr habt mich ein wenig erwärmt. Dort ists nicht gut sein. Mich schaudert; ich will nicht wieder hinab."

„Ihr wolltet lieber bei mir bleiben, Madonna Ginevra?"

„Wer hat das gesagt, Messer Raniero? Nur daß Ihr den Dichtern nicht alles glauben müßt, sagte ich Aber Ihr seid selbst einer, und Ihr stecktet mir im Hof der heiligsten Annunziata, während Messer Fausto einen unverschämten Bettler schalt, Verse in die Hand. Warum seid Ihr nicht eifriger im Geschäft?"

„Ihr habt recht, denn die Verse waren schlecht."

„Sie waren lügenhaft. Ihr schriebt darin von einer Sklavin, die Euch sehr teuer sei, und die Ihr dennoch um meinetwillen verstoßet, und die darum zugrunde gehe. Was für Lügen, Messer Raniero! Erstens, woher solltet ihr eine Sklavin haben? Ihr seid der Sohn Messers Guido, der zum Handwerk der Wolle gehörte. Hättet Ihr noch eine Geliebte gehabt, die Frau eines Nobile, und sie, mir zu gefallen, verlassen!"

„Was wißt Ihr, Madonna Ginevra, frage nun ich. Was könnt Ihr wissen. Hört mich an: ich habe Euretwegen so Großes verlassen und verloren, daß niemand Größeres erträumen kann. Bevor ich Euch erblickte, waren mir Taten sicher, die von Harnischen glänzten, und bemerkte ich in mir, wenn ich lauschte, das Quellen wundervoller Worte. Keine Frau hatte sich mir verweigert, kein Reich mir widerstanden; ich war ein nie besiegter Sänger und ein Held, dem nichts verboten dünkte . . . Das alles endete, als Ihr mir erschient,

in Kleinmut. Ihr waret endlich die, die meine Träume übertraf, vor der ich sie, wie meine arme Magd, verstecken und vertreiben mußte. Ihr schicktet mir das Fieber einer Begierde, so übermächtig, daß ich mich davor fürchtete, sie zu stillen. Ich fühlte mich von einem Fluch geschlagen, lag keuchend da und verwünschte Gott, weil Ihr am Leben waret! Das, Madonna Ginevra, ist Liebe! In mir wars übervoll von vielem, das Euch entgegenschlug, wie ein Herz, das von einer Armbrust flöge, wie ein Blütenzweig, den eine Hand niedergebeugt hätte und plötzlich schnellen ließe; — aber ich war stumm. Und die heißesten Taten, die in mir geschahen, regten draußen, jenseits meiner Brust, nicht einmal so viel Staub auf, wie ein Hund, der über die Straße läuft. Manchmal trieb ich ein verzweifeltes Spiel, mir selbst zum Hohn, und stellte mich tüchtig. So forderte ich Euren Mann zum Kampf — und ließ ihn unversehrt. Denn als ich ihm gegenüberstand, vernichteten mich Zweifel: wer bin ich, und wie darf es mir einfallen, an Dinge Eures Lebens zu rühren. Wie kann ich gegen Euren Willen Euren Mann töten. Wie Euch meinen eigenen Tod zumuten, diese lächerliche Beleidigung! Muß nur einer Eurer Atemzüge langsamer oder schneller gehn, weil ich Euch liebe? Ich kam mir tot vor, hört Ihrs? ich, und wie ein kraftloser Schatten. In Schattenspielen raubte ich Euch, durchjagte mit Euch die Welt, tötete, wessen Atem Euch nur anwehte. Seht ihr den Boden dieses Zimmers etwa voll Blut? Und doch habe ich hier in mancher Nacht gewütet, bis ich selbst, voll Wunden und röchelnd, dahinsank!"

„Und so, Messer Raniero, habe auch ich ganz in irren Tränen Abende lang die große Puppe geherzt, die ein von Euch empfangenes Lebendiges sein sollte, habe mich gesträubt und Euch in Sehnsucht gehaßt, bis Messer Fausto mir das Gesicht aus einem Kissen riß und mich schlug. So haben wir dasselbe Leben geführt, Messer Raniero. Ich höre Euch zu mit einer Freude, die mich zerreißt. Ihr seid gewiß noch schlimmer daran gewesen als ich selbst? Ich wähnte, Euch fechte nichts an, und ihr seiet nur dazu eingesetzt, mich zu verderben. Und ich habe unsern Herrn gelästert, weil er mir, nur mir die Liebe auferlegt hatte, für jetzt und ewig; und habe zu meiner Strafe Euch nochmals wiedersehen müssen, als arme Tote. Aber, nicht wahr, auch im Leben habt Ihr es recht schlecht, und nicht ich, die schon starb, bin die Unglücklichere? Sagt es mir! Daß Ihr sehr leidet! Mehr als ich! Dann will ich Barmherzigkeit an Euch üben und Euch liebhaben!"

„Es ist schön, mit Euch zu leiden, o Ginevra!"

„Ist mir das Leiden noch erlaubt? Einer Toten? Dann gebt es mir! O, Ihr gebt es mir! Oder ist es Lust? Ich weiß nicht mehr; ich bin eine irrende Seele."

„Ihr lebt, Ginevra! Nun die Sonne sich nähert, kann ich es erkennen. Ihr waret ein Schatten, jetzt aber seid Ihr dabei, erweckt zu werden. Ich weiß nicht, wer Euch erweckt."

„Die Liebe, Raniero, erweckt mich."

„Ihr tragt, Ginevra, auf Euren Wangen, die sich röten, den Abglanz des Ortes, woher Ihr zurückkehrt. Wie Ihr strahlt! Erzählt doch, was Euch dort geschah!"

„Seine Stimme kam von jenseits eines Feuers, das irgendwie so köstlich schien, daß das Herz darin zu baden wünschte; und er befahl mir, zurückzukehren und sie auf mich zu nehmen, die Liebe. Und sein Urteil klang wie Verheißung, und sang und harfte. Ich sehe es, Raniero! Gleichzeitig sehe ich den Himmel und meinen Geliebten!"

„Nun fühle ich Euer Herz schlagen, Ginevra, und Euren warmen Atem, und — auch das Fleisch Eurer Lippen haben meine gefühlt, Ginevra! So ist es Leben und grenzenlose Erfüllung und soll nicht mehr schwinden? Ihr werdet immer in diesem Hause bleiben, kein Mensch wird wissen, daß Ihr auf Erden seid."

„Nein, alle sollen mich sehen, und wenn wir zur Kirche gehen, mich lästern und verdammen! Ich trage alles, so will es die Liebe. Ich werde Euch dienen, und Ihr könnt mich vertreiben, wenn Ihr meiner satt seid, wie Eure Sklavin."

„Hört doch, Ginevra, den klingenden Osterhimmel!"

„Mich töten, wie Eure Sklavin."

„Vernehmt Ihr meine Stimme, Ginevra? O, lehnt nicht Euren Nacken in Eure verschränkten Hände und haltet nicht Euer goldig überflossenes Gesicht den Überirdischen hin! Seid nicht mit ihnen, seid mit mir! Ich ängstige mich!"

„Ich weiß jetzt, warum er wiederkehrte, und ich folge ihm nach. Es ist schwer und doch selig. Wir kommen wieder, um uns noch einmal kreuzigen zu lassen; und kämen immer wieder, so oft die schwere und süße Liebe es will."

„Ihr sinkt um! Ginevra, was ist Euch! Barmherzigkeit! Ihr verspracht sie mir! Euer Herz steht still. Waren denn, die ich fühlte, seine ersten und letzten Schläge? Seid Ihr nur gekommen, damit Ihr mich durch Fortgehen noch elender machen könntet? Hütet Euch, Madonna Ginevra! . . . Wie denn? Ich war von Sinnen, als ich soeben an ihr zweifelte. Ich wußte wohl, daß sie in Tod zurückfallen werde. Sie ist mein, weil sie tot ist. Im Leben war sie meine große Qual, aber ich bin der, dem ihr Schatten hold ist. Sie wird wiederkehren, sich mir jede Nacht aufs neue beleben. Ich will sie nun zurücktragen, bis zur Nacht; und will ganz frohen Mutes sein. Auf der Straße sind Kirchgänger, im leuchtenden, jauchzenden Ostermorgen. Ihr Mädchen, die ihr zum Dom geht! Ihr habt den gleichen Weg wie eine Frau, die in diesem Hause wartet. Sie ist geschmückt, wie ihr; und wie glücklich immer ihr sein mögt, ihr habt euch ihrer nicht zu schämen. Kommt herein und nehmt sie mit!“

Der Tyrann

Der Herzog sitzt aufgestützt und eine Hand an der Schläfe. Hinter der niederen Tür in der Holztäfelung klopft es leise. Er schrickt auf. Mit der Hand zum Herzen:

„Es ist so weit? . . . Wie lächerlich aufgeregt ich bin! Und ich fürchte mich doch nur, weil sie schön ist? . . . Werde ich sie besitzen: vorher noch? Schulde ich es mir nicht? Dann werde ich sie also besitzen."

Er geht gesenkten Kopfes umher, bleibt vor dem großen Spiegel stehen und starrt hinein.

„Warum empfange ich sie: vorher noch? Wer zwingt mich? Den Befehl, den ich in einer halben Stunde geben werde, kann ich ihn nicht gleich jetzt geben? Muß ich mir erst beweisen, daß ich sie nicht fürchte?"

Er atmet keuchend, hastet zum Tisch, entnimmt ihm einen Dolch und verbirgt ihn im Uniformrock. Er will zur Tür. Anhaltend:

„Eine Frau!"

Und er zieht den Dolch hervor und trägt ihn wieder zurück.

„Ich fürchte sie doch nur, weil sie schön ist!"

Grübelnd:

„Das ist das Unleidliche: sie begehrt zu haben und nun, indes ich sie besitze, mir vorstellen zu müssen, wie sie — nachher sein wird. Denn nachher wird sie aus-

21*

sehen, wie die andern aussahen: wie alle Menschen aussehen, an die ich rühre."

Sich aufrichtend, mit bösem Lächeln:

„Die an mich rühren."

Es klopft, noch leiser als das erstemal. Er öffnet und spricht hinaus.

„Ihr habt die Dame mitgebracht? Bittet sie, näher zu treten."

Die Stimme einer alten Frau:

„Herbei, Signora, Seine Hoheit ruft Euch."

Er tritt von der Tür zurück. Steif:

„Ich warte."

Die Stimme der Alten:

„Wo bleibt Ihr, Signora? Was fällt Euch ein, den Herrn Herzog warten zu lassen! Wohin habt Ihr Euch versteckt, im Schatten all dieser hölzernen Heiden?"

Ein Gepolter. Ein Schrei.

Die Stimme der Alten:

„Signora Raminga! Was ist Euch geschehen?"

Raminga Guidati stürzt wankend herein. Sie ist in einem gebauschten dunkeln Seidenkleid, über dem Scheitel schwarze Spitzen, die unter der Brust undurchsichtig verknotet sind.

Der Herzog:

„Sie sind also gekommen, schöne Raminga. Aber ich erwartete Sie nicht so bleich zu sehen —"

Leiser, starr:

„— schon beim Kommen."

Raminga:

„Hoheit, ein Schwert ist gefallen."

„Ein Schwert?"

„Vor mir nieder. Es streifte meine Brust und meine Hand."

„Sprechen Sie im Fieber?"

„Warum befahlen Sie der Kupplerin, mich durch diese dunkle Theaterruine zu führen? Mir schauderte gleich: es roch nach Moder. Die geschnitzten Bilder auf den Galerien bebten, wie ich ging, und wollten auf mich herabspringen. Einer ließ sein Schwert fallen: warf es vielleicht nach mir?"

„Sie sprechen wahrhaftig, wie jemand spräche, der das Schwert — verdiente."

Sie rafft sich zusammen.

„Ich verstehe Sie nicht, Hoheit. Wissen Sie nicht, was es bedeutet, wenn zwischen zwei, die sich lieben, eine Waffe fällt? Einer von ihnen wird sterben. Sie lieben mich, ließen Sie mich wissen. Und mir —"

Sie nimmt die Haltung der Schamhaftigkeit ein.

„— sind Sie nicht gleichgiltig.

Er steht befangen.

„So begreifen Sie doch, daß dies Schwert, das herabfiel, mich um Ihretwillen in Schrecken setzte!"

Der Herzog, noch befangen:

„Was haben Sie mit Waffen zu tun, Signora?"

Er richtet sich auf, sieht sie scharf an.

„Fürchten Sie nicht auch für sich?"

Pause.

Er, weicher:

„Wenn durch unsere Liebe denn einer sterben müßte:

soll ich Sie ungeliebt lassen? . . . Gehen Sie! Sie sind frei."

Mit einem kindlichen Lächeln, nahe daran, zu bitten:

„Nichts ist geschehen. Ich werde vergessen. Nein: danken werde ich Ihnen Ihre Sorge und Sie ehren, Signora."

Sie, mit Verachtung:

„Sprechen Sie als Mann?"

Er, umschlagend, plötzlich nichts als galant:

„Sie haben recht. Wie könnte ich auf Sie verzichten. So lange schon bete ich Sie an. Sie sind, meinen Sie, meinem Leben gefährlich; aber macht die Gefahr Sie nicht noch schöner? Signora, ich liebe die großen, starken Frauen. Wie Sie, denke ich mir die Judith . . . An Ihrer Hand ist ein wenig Staub von dem Schwert, das Sie gestreift hat. Lassen Sie zu, daß ich ihn wegküsse!"

Indes er gebückt steht, führt sie die Rechte an den Knoten des Spitzenschals, zögert und senkt sie.

„Wie Sie jung sind, Hoheit! Ich wußte wohl Ihre Jahre, aber ich glaubte, Ihr Gesicht müßte älter sein als Sie; und nun ist es jünger. Ihre — Taten müßten Sie gealtert haben. Haben sie Sie denn verjüngt? Ich sehe einen sehr reinen Siebenzehnjährigen. Ein Kind. Ein Kind soll ich — —"

„Was denn, Signora?"

Sie erschrickt.

„Lieben? . . . Wie Sie sich stattlich gemacht haben, Hoheit! Die großen Aufschläge Ihres Rockes kleiden Ihre Brust ganz in Scharlach, wie einen —"

„Henker?"

„O nein! Wie einen Fürsten! Sie sehen aus, als empfingen Sie einen Ihresgleichen, und nicht nur eine fremde Frau. Wollten Sie mir denn gefallen? Welch weiche Knabenhand, worauf die lange Gemme mit dem Basilisken so unheilvoll glimmt! Auch Ihr Arm ist weich, und Ihre Brust . . . Kein Panzer? Wie? Unter Ihrer Uniform ist kein Panzer! So ist es nicht wahr, daß Sie gepanzert Audienz erteilen, daß Sie gepanzert — schlafen?"

„Auch mit einer Geliebten? . . . Sie vergessen, scheint es, über Ihren Fragen, Signora, wozu Sie kamen."

„Wie sollte ich nicht um den besorgt sein, der mich geraubt, mich in Flammen versetzt hat! Ich sah Sie, ritten Sie unter meinem Fenster hin, immer nur bedeckt von Ihrer Wache. Hinter all den braunen Gesichtern verschwand Ihres weiß und ganz schmal. Ich konnte kaum die Breite Ihrer Schulter ermessen; nicht mein Auge zog mich zu Ihnen, nein, meine Seele. Der Nachhall Ihrer Karosse verfolgte mich durch eine schlaflose Nacht."

„Ihre Augen, Signora Raminga! Warum verhängen Sie mit dem Schleier Ihre Augen?"

„O! aus Scham über mein Geständnis. Aus Scham über das, was ich nun gesagt, und über das, was ich schon getan habe. Denn ich habe mich Ihnen angeboten. Mußte ichs nicht? Sie waren schüchtern wie ein Kind. Monatelang haben Sie täglich meinen Blick gestreift und bei seinem Zeichen die Lider gesenkt. Ich war genötigt, damit Sie mir die Kupplerin schickten, vor Ihren Augen aus dem Bade zu steigen . . ."

Der Herzog, die Zähne zusammengebissen:

„Sie haben eine sehr schöne Brust, Signora."

Er nähert sich ihr; und er läßt die Hand, die sie betasten sollte, wieder sinken.

„Sie sind sehr gütig, daß Sie gekommen sind. Aber haben Sie bedacht, welcher Art meine Geliebte sein müßte? Sie sahen schon, daß ich noch unlängst ein Knabe war. Auch bin ich sehr allein. Mir wäre eine Beschützerin nötig, fast eine Mutter."

„Sie haben eine, aber Sie haben sie verbannt."

„Eine Mutter, die mich lieben würde. Ich bin von allen Menschen ungeliebt."

„Sie beklagen sich: Sie?"

Er lächelt zaghaft.

„Ich sage nur, daß die meine Geliebte wäre, die mich warnt, die abwechselnd mit mir wacht; denn keiner andern Wache darf ich trauen; — die den Dolch, den jemand mitgebracht hat, durch die Mantelfalten hindurch erspäht und ihn von meiner Brust fortstößt . . ."

Sanft eindringlich:

„Warum sind Sie erschrocken, Signora?"

„Warum? Reden Sie denn nicht Schreckliches? Das Leben, das Sie für das Ihre ausgeben, wäre schlimmer als Sterbenmüssen. Aber Sie übertreiben. Wie sollten Sie der Ihren nicht sicher sein? Die Stadt weiß zu gut, daß Sie sich auf die Ihren verlassen können."

„Auf mein Gesinde, meine Schergen? Nicht auf die Besseren von ihnen. Vielleicht die nächste Verschwörung wird ihr Ehrgefühl aufrütteln, und sie verlassen mich. Auf die andern — wohl; denn ihre Ver-

brechen, in meinem Dienst begangen, machen ihnen die Rückkehr zu den Menschen unmöglich. Nicht ganz doch; es gibt eine Tat, mit der sie von allen andern sich loskaufen, kraft deren sie unter die Guten wieder aufgenommen werden könnten."

„Was müßten sie tun?"

„Mich töten."

„Sie — spielen mit dem Grausigen! Ihre Gedanken sind so ganz auf Schlimmes gerichtet, daß Sie noch in der Milch einer Mutter nach Gift suchen würden."

„Wer sagt, daß keins darin wäre? Auch ein Ei scheint ein unschuldiges Gericht, wie? Aber ich habe einmal in der Schale eines Eies, das ich essen sollte, ein Loch gefunden: o, ein winzig kleines, das niemand gesehen haben würde als nur ich, dessen Beruf das ist. Und der Hund, der das Ei fraß, starb."

Er lacht auf, reibt sich die Hände.

„Noch ists keinem gelungen, mich umzubringen; und wer weiß, ob ich nicht immer durchkommen werde. Die Kirche betet für mich; aber ich verlasse mich nicht so sehr auf sie als auf meine Geschicklichkeit. Sie macht mich stolz; ein Leben, das schon oft gewaltsam abgebrochen werden sollte und es nicht ward, ist voller Genugtuungen. Oder glauben Sie, Signora, daß es nicht mein Selbstgefühl erhöht, wenn ich einen meiner Leibwächter die Summe nennen höre, für die er mich umbringen soll, und ich stehe als Pferdeknecht hinter ihm? Denn Sie können nie wissen, Signora, ob nicht der kleine Wasserverkäufer, der Ihnen einige Tropfen Anis ins Glas spritzt, der Herzog ist; oder ob nicht mitten in der

fremden Schauspielertruppe euer Tyrann euch mit einem Spaß zum Lachen bringt. Ich bin ein Künstler, Signora. Mehr, als Sie glauben!"

„Niemand, der dies ungezogene Knabenlachen hörte, würde erraten, daß es über Leichen erschallt. Sie machen mich starr vor Trauer, Hoheit. Aber ist Ihnen denn so wohl, wie Sie vorgeben? Ich bin eine Frau; und ich sehe Sie in diesem Augenblick ganz als ein Kind, sehe Sie, wie wenn Sie mein eigenes Kind wären. Und ich glaube nicht, daß Ihr Lachen lustig war."

Er sieht, verstummt, an ihr vorbei.

„Was glauben Sie also?"

„Daß Sie bemitleidenswert sind. Daß Sie vielleicht doch nicht alles wissen, was um Sie her geschieht, für Sie und in Ihrem Namen."

Da er abwehrt:

„Mich hat vorhin Ihr Lächeln enttäuscht; es ist so zart und scheint von Güte zu wissen. Ich dachte, ehe ich kam, nicht daran, daß Sie lächeln würden."

Die Finger verschränkend und lösend:

„Jetzt bin ich nicht mehr sicher, was zu tun ist."

Der Herzog, mit einem streng klagenden Seitenblick:

„Und vorhin waren Sie es? Warum begehrten Sie nach mir, Signora?"

„Sie wollen, daß ichs sage? Fast möchte ichs. Was kann ich —? Der Schrecken, den Sie verbreiten, zog mich an. Das Ungeheure, das über Sie umgeht, machte mir heiß. Halten Sie es für verirrte Neugier, für böse Lust. Genügt Ihnen das nicht? Sie müssen doch schlecht

denken von den Frauen? Verachten Sie nicht die, die Sie gekannt haben?"

„Ich habe noch keine gekannt."

„Keine —? Aber alle die, die als Ihre Opfer beklagt werden!"

„Vielleicht hatte ihnen jemand ein Kind gemacht, und welche Ausrede wäre bequemer, als daß sie vergewaltigt seien vom Tyrannen?"

„Träume ich denn? Aber Sie sind es doch, der den jungen Valente und seine Freunde an sich gelockt, sie verraten und dem Henker preisgegeben hat."

„Ich war ihr Freund."

„Zu ihrem Verderben! Hätten jene jungen Leute den Minister Vampa beseitigt, ohne Sie einzuweihen, wer weiß, wie sehr Sie, auf den Thron gelangt, es ihnen gedankt hätten."

„Ja, wer weiß das. Sie nicht; aber vielleicht ich. Ich war ihr Freund."

Raminga, ausbrechend:

„Schänden Sie nicht noch heute das Gefühl, das die Unglücklichen Ihnen schenkten! Jene waren jung, zu jung: sonst hätten sie sich nicht der Hoffnung schuldig gemacht, einem Geschlecht von Unterdrückern könnten sie einen Befreier abgewinnen; hätten nicht, da es galt, den Zutreiber des Herzogs zu erlegen, sich dem Prinzen vertraut; hätten seinen Freundschaftsschwüren den Hohn eisigen Respektes entgegengesetzt."

Er, mit Feuer:

„O! Das taten sie nicht. Wir liebten uns. Es war das einzige Mal, waren die einzigen. Gino! Seiner

bin ich sicher! Als sie sterben mußten: als wir entdeckt waren; der Beichtvater brachte alles heraus; meine Mutter handelte, denn mein Vater hatte seinen Verstand nicht mehr, und sie gab mich für den Spion aus, der sich in die Freundschaft der Verschwörer eingeschlichen und sie ausgeliefert habe: — als sie dann sterben mußten, o! seiner bin ich sicher, er hat das Grauenhafte, das ihm über mich zugeraunt ward, nicht gelten lassen; er ging von mir ohne Verdacht; er hat den Glauben an mich mit hinabgenommen!"

Raminga, außer sich:

„Er? Er verachtete seinen Mörder!"

„Es ist nicht wahr!"

„Er bestaunte seine Niedrigkeit! Er starb gern, so sehr hatten Sie ihn über das Leben enttäuscht!"

„Es ist nicht wahr! Nicht wahr!"

Er sträubt sich, mit verzweifelten Armen.

„Was wagen Sie! Woher wissen Sie!"

„Woher? Der Valente war mein Bruder!"

Sie taumelt gegen einen Sessel. Sie beißt sich in die Knöchel der geballten Hand. Er streckt die seine gegen sie aus.

„Sie verraten sich! Sie hassen mich! Leugnen Sie noch, daß Sie mich hassen?"

Sie steht keuchend, mit einer ratlosen Gebärde. Er bekommt grübelnde Augen, verliert sie aus dem Gesicht, läßt, auf einem Stuhl zusammengebeugt, das Gesicht in die Hände fallen.

„Sprich du selbst, Gino! Sage, wie sehr wir uns liebten! Das wenigstens war da, sie können es nicht

ungewesen machen. Unter allen Tagen, die genachtet haben, ist auch der, als wir über die Hügel nach San Paolo wanderten. Beim Brunnen der Abtei setzten wir uns und sahen zurück."

Er belebt sich.

„Von unsern Worten hatten wir das Blut in den Wangen. Und wie nun von Zypressen zu Rosen und von der Pfirsichblüte zum Silber des Ölllaubs das Land auf uns zu seinen Reigen ging, die Wege uns Mensch und Herden zuführten und der Städte Blinken uns grüßte: welche Liebe, o Gino! Wir waren es, wir, aus denen über dies alles hin die Sonne der Freiheit brach! Wir waren geweiht zu Erlösern! Einer in des andern Auge sahen wir den stummen, köstlichen Schauder. Solch Wissen um einen Freund muß noch in der Ewigkeit wach bleiben: und dir sollte es schon vor dem Grabe erloschen sein? Das ist Lüge; entlarve doch die Lüge, Gino! . . . Ach, du schweigst, du bist im Schweigen . . ."

Müde:

„Woher wollen Sie also wissen, Signora, daß Ihr Bruder mich verworfen habe?"

„Ich habe seine letzten Erklärungen empfangen, im Gefängnis, den Tag, bevor er starb."

„Sie waren bei ihm? Und ich nicht!"

Heftig:

„Man ließ mich nicht! Wollen Sie mir nun glauben, daß der Verrat mir trügerisch angeheftet ward?"

„Und wenn er echt war: hätten Sie dem Geopferten am letzten Tag ins Auge sehen wollen?"

„Nicht einmal den offenen Mut des Verbrechens

trauen Sie mir zu, das Sie mir andichten. Ja, feige! Ich war feige, weil ich nicht floh und jenseits der Grenze in die Welt hinausschrie, daß man mich mißbrauchte und dem Bösen verkaufte. Sie sinnen nur darauf, hätte ich schreien sollen, wie sie die Herrschaft der Gewalt und des Eigennutzes hinfristen, und ich soll ihr Werkzeug werden. Sie lügen mich zum Verräter an Freunden und Freiheit, damit ich mein Leben lang ausgestoßen aus dem Reich der Fühlenden und ihr Gefangener sei. Sie opfern mich, schrecklicher mich, als jene, die nun sterben müssen. Eine Mutter tut das! Die ganze stumpfsinnig erstarrte Machtgier von zwanzig Fürstengenerationen treibt sie an, und die Kirche macht ihr Angst davor, ihr Kind mehr zu lieben als den Thron! . . . Ich hätte schreien sollen. Aber ich schwieg; ich blieb, gelähmt vom Schmerz, vom Druck der Umwelt und Vergangenheit, zu Hause und ließ das Unsägliche geschehen. Wieviel Kraft zum Guten fordern Sie denn auch von einem, dessen Väter Heldenkräfte für die Ausrottung aller Güte auf Erden verbraucht haben? . . . Dann aber —"

Er zuckt auf. Frohlockend:

„— als ich handeln konnte; mein Vater starb: da verbannte ich meine Mutter. Ich habe sie doch verbannt! Jetzt müssen Sie mir doch glauben! . . . Nicht? Noch immer nicht? Was bleibt mir dann zu sagen? Bin ich wirklich dazu verurteilt, in keines Menschen Seele vorzudringen? Auch Gino also hat mich zurückgestoßen von seiner?"

Sie schwankt, ob sie bereuen soll.

„Wenn Sie denn unschuldig waren, warum haben Sie seitdem den Thron zu einem schwereren Alp gemacht, als Ihr Vater tat?"

„Weiß ichs? Meinen Sie, daß mir nicht schon Grauen kam vor dem Weg, den es mich treibt? Und Angst bei der Erinnerung an den, der ich war? Ich will nicht glauben, daß ein Jenseits auf uns wartet: es wäre schrecklich, müßte ich Gino wiedersehen!"

Sie senkt Kopf und Hände. Er geht fiebrig umher.

„Als ich anfing zu herrschen, war alles schon geschehen. Das ists: ich vermochte nichts, was nicht schon beschlossen war. Ich kam gezeichnet zur Welt. Die Gefühle, die meine Väter in euch genährt hatten, ihr Menschen warfet sie auf mich. Es half nichts, daß ich mit Leidenschaft euer Freund gewesen wäre. Meine Geburt war eins mit dem Laster, das alle mir ansahen, das alle von mir erwarteten, das alle von mir heischten. Meine erste Untat hatte ihnen zu lange gesäumt: sie hatten sie mir untergeschoben. Zur zweiten und dritten zwangen sie mich. Nicht rasch genug konnten sie mich blutbesprengt sehen! Ich war ein Kind: die Hoffnung machte sie frech, die verpestete, von der Macht verpestete Rasse in dem Einen, Letzten zu ersticken. Ich wehrte mich, wie man den Arm ausstreckt, um nicht zu fallen. Dann war hinter mir die Brücke eingestürzt, die zu euch geführt hatte; der Stolz des Einsamen härtete mich, und ich erfuhr das schwindelnde Lebensgefühl dessen, der tötet. Ich lernte höhnen. Ihr habt nicht vergessen, wie ich euren letzten Verschwörern, die sich nicht fangen ließen, über den unbewachten Schloßhof einen Automaten schickte,

von meinen Zügen und in meiner Uniform. Sie schossen; ich hatte sie. Daß ich mich erhielt, war meine Rechtfertigung, und daß ihr an mir zerbracht. Muß nicht ein Leben sehr kostbar sein, dem so viele andere Leben dargebracht wurden? Ich bin wie das Fabeltier auf dem Berg in der Wüste. Unter mir kriecht menschliches Gewürm herauf, den Dolch in den Zähnen, zwischen den Spalten des Gesteins, und glaubt sich versteckt. Ich aber erspähe jeden. Ein Kopf reckt sich herüber: meine Tatze zermalmt ihn. Warum vermaß er sich bis zu mir? Aber es zieht sie an; sie müssen herauf; und Berg, Wüste und Himmel sind einzig gemacht, damit ich töten kann! Ich brauchte nur mich fallen zu lassen: und die Welt wäre erlöst. Aber ich tu es nicht."

Stehenbleibend, wild und feierlich:

„Auch ich bin gottgewollt. Vielleicht ich vor allen! Kann sein, daß alle nur den Sinn haben, mich aufzubauen. Meine Gefühle sind höher und Gott näher, als die Gefühle derer, die heraufkriechen und mir auflauern. Um mich geht reinere Luft. Ich bin größer und schöner."

Mit stillem Nachdruck:

„Und schwerer hab ichs. Geht, seid getrost: ihr wißt nicht um die Nächte eines, der gepanzert schläft. Eines, der die Gesamtheit, der das Leben selbst gegen sich hat; der sich durchsetzt wider die Natur. Eines, der alle abwägt, durchschaut, lenkt, und den keiner sieht, keiner kennt. Eines, der alle richtet, und den niemand richtet, als er selbst. Müdigkeit bricht wohl herein, und ich sehne mich nach Sünden: nach dem Nachlassen dieser Strenge,

nach Menschlichkeit und Schwäche. Ein Dasein haben, wie einer von euch: eins, auf das nichts ankommt, das man nicht genau nimmt, das von ungefähr und fahrlässig dahinläuft und, plumps, in eine bequeme Grube fällt."

Raminga nimmt die Hände vom Gesicht, geht rasch auf ihn zu und ergreift seine Rechte.

„Danken Sie ab! Sie wären gerettet und wir. Und wären wirs nicht: ich sehe nur noch Ihr Leiden, und finde unseres von ihm verdunkelt. Ich kam nicht her, um von Ihrem Schicksal zu erfahren. Jetzt wird alles, was ich für Lästerungen der Menschheit hielt, zum wehen Stammeln eines verirrten Kindes. Könnte ich Sie trösten! Könnte ich Ihnen die Güte spenden, ohne die Sie verloren sind! Danken Sie ab!"

Sein Blick durchdringt sie grübelnd.

„Als ob ich davon nicht träumte! Es wäre so wenig. Man schlösse die Augen und wäre ein anderer. Gutmütig und dumpf schöbe man sich nun durchs Gedränge, hätte herzliche Hände in seiner, röche liebe Menschenwärme um sich her. Sich geliebt wissen nach so viel Haß! Seinesgleichen haben! Was man schlecht fand, gut sein lassen!"

„Sie wären erlöst! Danken Sie ab! Kommen Sie in unsere Reihen, sie sollen sich Ihnen öffnen. Ich werde Ihr Verkünder sein; werde bezeugen, daß Sie es verdienen, an Menschenherzen zu rühren."

„Und wenn nicht. Es ist nicht nötig, zu leben. Leben doch so viele; und alles dies zur Behauptung eines Einzigen? Manchmal, vom Pferd herab, spähe ich in

Menschenaugen und denke: Warum sollte dein Wunsch, mich zu vernichten, dir nicht erfüllt werden? Einmal endet auch der Tapferste. Dies Land hatte viele Tyrannen; noch sieben sind übrig, wir sieben; und die Flut der Zeit schwillt gegen uns her. Wann fällt der nächste? Zwischen Gestern und Morgen, die uns nicht kennen, ist das Heute ein elendes Riff, und wir hängen daran. Ich fühle das Meer der Geschichte über mir zusammenschlagen, und der Himmel der Ewigkeit drückt auf mich."

„Sie sind nicht allein! Hören Sie mich? Stützen Sie sich an eine Brust: wenn Sie die nicht zu schlecht finden, die Sie — schön nannten."

Er macht eine nachgebende Bewegung — und reißt sich wieder zurück.

„Ich darf nicht; ich muß voraussehen . . . Ich fürchte mich vor dem Erkalten der Brust, auf der ich geruht hätte."

„Armer!"

„Sagen Sie mir eins: spricht man, daß ich schwach sei? Flüstert man, ich sei grausam, weil ich bereue; ich mache mir den Mut zu der vorigen Strafe durch die nächste? Ganz im geheimen fühlt ihr vielleicht, daß ich lieber gut gewesen wäre, — und dafür, ja dafür stellt ihr mir nach? . . . Nein? Ich will es hoffen. Denn ihr könntet euch täuschen. Ich weiß sehr wohl: solange der Tyrann kein Gewissen hat, ist er im Recht, und sie lassen ihn darin. Sie mögen ihn hassen und übermannen; aber sie werden sich nicht besser dünken. Mein erster Vorfahr auf diesem Thron, jener Ercole, der die kleinste

meiner Städte, Haus um Haus, blutig bezwang: wie haben sie ihn bewundert! Sie gingen, Färber und Schuster, als besiegte Titanen in dem Festzug, worin er Jupiter war. Die Statue, die er aus der Erde grub, ließ er sich antrauen. Er war der Gatte der Schönheit und ein Triumphator über Riesen, war furchtbar und heiter. Mein Vater noch wars, auf seine kleine und verschrobene Art. In seinem gestickten Rock, mit seinem Puderzopf und Kugelstock stolzierte er im Straßenpöbel, ließ einen hängen und machte Späße dazu, daß die anderen lachten. Verhungerten Jungen schenkte er eine Kupfermünze, wenn sie Kot verschlangen. Von den grotesken Foltern, die er euch in seiner letzten, irren Zeit erfand, werdet ihr länger reden, als von den Wohltaten eines Messias. Ich muß sein wie er! Er war unantastbar, weil er selbst sich nicht antastete. Nur die unvermischte Bosheit nehmt ihr hin. Nichts hat ein Tyrann so sehr zu fürchten, wie die Menschlichkeit, für die er vielleicht geboren wäre. Ihr würdet mirs nie verzeihen, fühltet ihr mich zweifeln. Habt ihrs etwa schon gefühlt? Es ist ein Irrtum. Sagen Sie es ihnen, Signora! Ich zweifelte nie an der Macht. Es ist nicht wahr, daß sie entwürdige, auch den entwürdige, der sie ausübt, denn in seinesgleichen erniedrige er sich selbst: es ist nicht wahr. Es ist nicht wahr, daß ich mich je gesehnt habe, in freie Augen zu blicken, daß ich die Helden des Altertums, die Bürger der alten Republiken je zurück und in mein Zimmer träumte. Kein Grund besteht, die Macht in meinen Händen zu verachten. Ich wäre der Mann, die Verachtung in Grausen umzuwenden."

22*

Raminga schluchzt. Er greift sich an die Stirn.

„Wen beweinen Sie, Signora? Glauben Sie denn, ich sei nicht frei, auch Größeres zu tun, als irgendein Tyrann vermag? Ich sei ein Gefangener der Macht? Nicht mir gehöre die Macht, sondern ich ihr, die mein Blut vergiftet hatte, bevor ich da war? Aber ich kann, ihr zum Trotz, Dinge wollen, von denen die verwegensten unter euch nie geträumt haben. Ich kann beschließen, an eurer Spitze hinauszuziehen gegen die andern sechs: gegen meine Mittyrannen."

Raminga führt, mit einem aufflammenden Lächeln, die gefalteten Hände an den Mund.

„Ihre eigenen Völker werden mir, geblendet von Seligkeit, entgegenstürzen, wie nun Sie es wollten, Signora! Ich reiße sie mit auf meinem Siegerzuge! Noch einmal führe ich das Schwert des Ercole, und wie es in seiner Hand, Haus um Haus, eine Kleinstadt erlegte, soll es in meiner, Königtum um Königtum, dies ganze, von Inbrunst heiße Land zusammenschmieden! Nun seid ihr mein: alle; singt mir Hymnen und baut mir den breiten Thron. Ich aber steige seine Stufen hinab. Wie ich einem schönen, großen, bunten und kostbaren Vogel den Käfig öffnen und ihm lächelnd nachblicken würde, als sei es nichts: so gebe ich euch frei. Ich gebe das Land frei, das ganze, von mir eroberte und geeinte Land, danke ab und entferne mich."

Raminga stürzt vor ihn hin, drückt ihr Gesicht in seine Hände. Mit erstickem Jubel:

„Alessandro! Ich liebe dich!"

Er spricht seherisch über sie hinweg nach dem großen Spiegel hin.

„Ich stehe auf dem Schiff und sehe die Küste, der ich das Glück brachte, zurückbleiben. Die Liebesschreie, das Abschiedsweinen folgen mir und verhallen. Schon höre ich nur noch das Brausen der leeren Weite. Im Blau dahinten löst die Erde sich auf, deren größter Sohn ich war."

„Du bist es! O, diese Stunde! Hörte ich sie denn nicht nahen? Der Erlöser stand vor der Tür, und ich ahnte ihn nicht? Gott! ich wollte ihn töten. Hörst du, Alessandro, ich kam mit dem Dolch: auch ich!"

Sie reißt ihn aus den Falten des Spitzentuches und wirft ihn fort. Der Herzog ist aufgezuckt, seine Miene erinnert sich und bricht, lautlos, in ein böses Frohlocken aus. Dann erkämpft er Fassung, ungesehen von ihr, die auf seine Hände weint und stammelt.

„Ich kannte Sie nicht; ich bin in der Fremde geboren, auf Irrfahrten aufgewachsen; mein Vater war verbannt von Ihrem. Mein Gatte, auch ein Flüchtling, haßte Sie; er starb an seiner Ohnmacht vor Ihnen. Ich kehrte unter falschem Namen zurück und sah meinen Bruder untergehen durch Sie. Meine Verachtung für Sie und der Haß, den mein Gatte gehegt hatte, waren mein Erbe. Die Sehnsucht nach der Freiheit war das große Vermächtnis, das mein alter Vater aus dem Elend mir mitgegeben hatte. Nie hatte ich Sie gesehen, nie Ihr Lächeln, bevor ich den Plan faßte, Sie zu töten. Kraft der Seele allein zog michs zu Ihnen: ich habe Sie nicht belogen. Der Nachhall Ihrer Karosse verfolgte mich

durch eine schlaflose Nacht, so wild war mein Gefühl für Sie!"

„Bedauernswerte Frau! So schön, so ganz zur Liebe geschaffen, und mußte dem Haß verfallen! Wer hat ihn Ihnen eingeträufelt? Ein Toter nur? Und die Blicke des Werbens und Verehrens, die ich, ein Lebender, Ihnen täglich ins Fenster sandte, haben Sie nie irre gemacht, nie erweicht?"

„Konnten sie denn? Da Sie selbst täglich mit neuen Greueln die besseren Gefühle niederschlugen, die in mir vielleicht sich regen wollten? Aber ich glaube davon nichts mehr! Auch mein Bruder starb im falschen Glauben an Ihren Verrat! Habe ich Sie böse gesehen? Ich sah nur Ihr Lächeln, hörte nur Ihre Worte, habe Sie bemitleidenswert gefunden, rein und verirrt, schüchtern, zum Größten fähig und der Liebe bedürftig. Das nur ist wahr. Die andern haben gelogen!"

„Sehr der Liebe bedürftig: einsam wie ich bin, und so jung. Wer hat gelogen, arme liebe Frau?" — und er liebkost ihren Kopf.

„Der Castellari, der Gabella, beide Sassi: alle Verwandten, alle Freunde meines Hauses, die Gassen und die Stadt."

„Aber der sinnreiche Einfall, mich auf galante Art zu beseitigen, mich zu töten, indes ich liebte: wem kam der?"

„Mir selbst! Verachten Sie mich! — aber glauben Sie: in meinem schlimmen Plan war schon die Absicht des Schicksals, das mich Sie kennen lehren wollte! Ganz im Grunde meines Herzens — o! nun verstehe ich mich —

war es schon bestimmt, daß ich nicht ging, um Tod, vielmehr um Liebe zu bringen; daß ich aus dieser Tür treten werde, um allem Volk nicht einen Toten, nein, einen Retter zu zeigen!"

Zu ihm hinauf:

„Denn nicht wahr, jetzt treten Sie hin und tun das Werk, gleich jetzt? Sie müssen mit mir das Schloß verlassen, ungesehen. Jene, die sich Ihre Diener nennen und Ihre Wächter sind, würden Sie nicht fortlassen. In unserer Mitte werden Sie sicher sein, uns heilig, das Pfand der Freiheit!"

„Sogleich! Wo finden wir die Ihren?"

„Einige warten drüben im Gesù, die andern in unserm Hause."

„Sie warten!"

Auflachend:

„Ah, sie warten. Worauf wohl? Auf meinen Kopf? Sie dachten, ihnen meinen Kopf aus dem Fenster hinauszustrecken?"

Er stößt sie fort, so daß sie von den Knien auf die Hände fällt, und wirft sich lachend in einen Sessel. Mit den Fingern nach ihr zeigend, hell:

„Da liegt sie, leer wie eine Austernschale! Ich habe alles aus ihr herausgeschlürft: daß ihr Name falsch ist, was ich nicht wußte, und den Rest, der mir bekannt war. Denn natürlich kannte ich Sie und Ihre Leute. Ich wußte alles!"

Mit grabendem Hohn:

„Sie konnten töricht genug sein, Signora, sich einzubilden, ich hätte mich Ihnen anvertraut bis aufs

Letzte, wie ichs tat, wenn ich nicht wußte, daß Sie würden sterben müssen? Ah! Die Vorbedeutung des fallenden Schwertes. Einer von uns wird sterben müssen. Sie erschraken; aber Sie wußten nicht, wie sehr Sie Ursache zu erschrecken hatten!"

Sie hat sich vom Boden erhoben, ist mit den Händen vor der Brust und entsetzten Gesichtes schrittweise zurückgewichen. Ihr Fuß trifft den Dolch. Sie greift danach, sie stürzt vor. Er flieht hinter den Tisch, er schreit sinnlos:

„Wache! Wache!"

Die Mitteltür geht auf, Leibwächter zeigen sich darin. Der Herzog hat sich gefaßt.

„Nichts. Noch nicht."

Und die Tür schließt sich wieder.

Er kommt hervor, tritt auf sie zu, die den Dolch im Rücken hält und verächtlich lacht.

Trotzig hervorgestoßen:

„Ich bin nicht feige! Es ist nicht wahr! Verdient nicht die größere Achtung einer, der, von Natur nicht tapfer, sich zwingt zu handeln, als sei ers! Ich habe nur eine Feigheit begangen, und für die sollten Sie mich nicht verachten: ich habe Sie, als Sie sich mir gaben, nicht genommen, — weil ich wußte, Sie würden durch mich sterben. Sie haben mich mißverstanden, Signora: nicht das Aufhören Ihrer Liebe fürchtete ich, als ich das Erkalten Ihrer Brust fürchtete."

„Wozu sprechen Sie noch mit mir? Da Sie nur lügen, nur verderben können — und mein Verderben Ihnen schon gelungen ist?"

„Ich rede wahr. Ich habe mich gefürchtet, Ihren — Tod zu entweihen."

„Viel für Sie. So wären Sie nicht ganz das Scheusal, das durch den Reiz seiner Jugend noch giftigere Scheusal, nach dem ich soeben stoßen wollte? O! wie ists möglich, daß ich schon wieder im Begriff bin, Ihnen zu glauben? Und die Komödie, mit der Sie mich gefangen haben? Diese erbärmlich meisterhafte Komödie, worin Sie sich verkannt stellten, Seelenqualen heuchelten und sich beinahe unter die Helden stahlen!"

„Trauen Sie mir nicht allzuviel Meisterschaft zu! Halten Sie mich nicht für kälter, als ich zu sein vermag! Wenn ich als Wasserverkäufer durchs Volk streiche und irgendeiner mich um fünf Heller betrügt, — es kommt vor, daß ich mich zu wahrer Entrüstung versteige. Aber lassen Sie hinter mir zwei Verschwörer tuscheln: ich werde jedes Wort beherzigen. So ging mirs mit Ihnen, Signora!"

Sie trat nahe an ihn hin. Sie läßt seine Augen nicht los.

„Sie sagen zu wenig. Sie gaben nicht nur eine Rolle, die Sie empfanden: Sie gaben Ihr Leben. Das war Ihr Leiden; das waren Ihre Träume; das war, was Sie hätten sein können. . . . Sie schlagen die Augen nieder. Ich halte nun die Wahrheit: o, nehmen Sie sie mir nicht wieder! Nicht wahr, ich halte sie?"

„Vielleicht. Ich hatte einen Augenblick der Überreiztheit, der Müdigkeit. Es ist geschehen. Oft habe ich widerstanden. Der Kerker manch eines, den ich hatte verurteilen lassen, hat mich angezogen. Ich schmach-

tete danach, mich hinzuschleichen und dem, der sterben mußte, zu verraten, wer ich bin. Nun weiß er, daß er nach einem Falschen stieß; ein Mensch kennt mich nun. Aber kaum wirds Morgen, führen sie ihn mit Trommeln hinaus und machen ihn stumm . . . Immer noch habe ich widerstanden: warum nicht auch heute?"

„Es war bestimmt! Ich sollte Sie gewinnen, Sie retten!"

„Sie haben mich verleitet. Ich hätte Sie gern verschont, Sie sind so schön. Jetzt muß ich Sie töten. Warum gingen Sie nicht, als ich Sie, weil das fallende Schwert uns gewarnt hatte, frei gab? Ich konnte es noch. Jetzt kennen Sie mich, und keiner, der mich kennt, darf leben."

„Warum nicht, — wenn Sie selbst sich zu leben entschließen. Wenn Sie aufhören zu töten, sich selbst abzutöten und sich und uns dem Leben schenken."

„Meine Ehre will, daß ich mich nicht hingebe. Es ist mir verboten, schwach zu sein."

„Sie sind nicht schwach: Sie haben ein menschliches Herz! Erkennen Sie es an!"

„Es wäre sträflich. Wer bliebe mir, verließe ich selbst mich?"

„Wir alle! Das Volk! Die Menschheit!"

„Und man würde dem bekehrten Tyrannen glauben? Hat man ihm, der noch ein Kind und rein von Blut war, die Freundestreue geglaubt? . . . Sie sehen, Signora, Sie müssen mich verloren geben. Ich bin ein Ausgestoßener, und mein Ruhm will, daß ich nicht um Einlaß bitte . . . Ach! gehen Sie. Fliehen Sie! Verschonen Sie mich mit diesem großen graden Blick! Setzen Sie

mich nicht länger Ihrer Schönheit aus! Und wenn ich Ihnen, was Sie wollen, opfern würde? Meine Selbstachtung? Nicht lieber mein Leben? Sie haben mich so weit gebracht, daß michs danach gelüstet. Das erst wäre die wahre Abdankung . . Und vielleicht wäre es süß gewesen, die Kälte des Eisens zu spüren, das Ihre Hand in mein Herz senkte? Sie gleichen der Judith, von der ich in meinen kränksten Stunden träume."

Mit einem gierigen Blick über ihre Schulter:

„Halten Sie nicht noch immer den Dolch im Rücken?"

Raminga läßt die Waffe hinter sich zu Boden fallen. Sie nimmt seine Hände.

„Sie töten! Ich kanns nicht. Ich kann nicht fliehen ohne Sie. Mögen sich jene die Freiheit selbst erobern; ich bin eine Frau, ich kann keinen Unglücklichen von der Hoffnung abschneiden, kann nicht töten, wo so viel, so viel zu trösten wäre."

„Was wollen Sie? Ists nicht genug?"

„Ich will Sie weit fortführen und Sie an ein sanftes, gütiges Leben glauben lehren."

„Ich weiß, daß es keins gibt. Ich erträume mir Menschengüte auf andern Sternen. Diesen kenne ich zu gut."

„Sie sollen von ferne sehen, wie in der Luft der Freiheit die Menschen aufblühen, gesund und gut werden; — und das wird Sie heilen."

„Zusehen?"

Er macht sich los.

„Machtlos zusehen? Daß ich ein Narr wäre! Ihr also werdet frei und glücklich sein: und was habe ich

davon, der ich von der Macht lebe? Denn kann ich durch die Macht nichts erringen und nichts schaffen, so friste ich in ihr doch mein Dasein. Etwas anderes vermögt ihr alle nicht. Ich glaube an nichts anderes."

Er dreht sich auf den Absätzen und knallt mit zwei Fingern.

„Überhaupt: eure Güte wird mich langweilen, herzlich langweilen. Dann soll ich euch nicht mehr hassen dürfen, euch nicht mehr quälen, abfassen, strafen dürfen. Ah! daraus wird nichts."

Zurücktretend:

„Wer die Einzigkeit des Tyrannen kennt, sein Spiel mit Menschen, seine Verachtung der Menschen, seine Angst vor Menschen, — glauben Sie nur nicht, daß der je freiwillig auf sie verzichten wird!"

Auf der Lehne eines Sessels zusammengekrümmt, mit dick gefalteter Stirn und Blicken von unten:

„Das alles ist zu durchsichtig. Ihr wollt mich auf gute Art loswerden. Mein Tod würde euch zu viel Lärm machen. Habe ich aber einmal die Stadt verlassen, bin ich noch sicherer verloren."

Auflachend, knabenhaft:

„Ihr seid recht dumme Betrüger. Nun habe ich euch. Wieder einmal ein Fang. Die Schwester des Valente! Auch er wäre dabei! Es soll meine letzte Torheit gewesen sein, daß ich ihn für meinen Freund hielt. Er war klüger: er zweifelte an mir. Sie werden doch im Gesù die Geduld nicht verloren haben? Seht ihr, daß ich mich durchbringe? Wache!"

Stampfend:

„Wache! Wache!"

Zu den Eindringenden:

„Verhaftet diese Frau!"

Raminga reißt sich aus ihrer Erstarrung empor.

„Alessandro!"

Er schreit abgewendet und stampfend:

„Bringt sie zum Schweigen!"

Einer hält ihr den Mund zu.

„Sie wird vor unser geheimes Gericht gestellt. Wir werden das Weitere schriftlich verfügen. Wir wollen die Frau nicht mehr sehen."

Und die Arme verschränkt, dreht er sich ruckweise, so daß er sie, die fortgezerrt wird und den Hals verzweifelt nach ihm reckt, bei jedem ihrer Schritte im Rücken behält.

Auferstehung

I

Kaum daß man inmitten einer angstvollen Stille den Galopp von Hufen gehört hatte, und Don Rocco Ascani stürzte schon selbst in den Gartensaal. Donna Carla schrie auf, wie sie ihn sah. Er brachte hervor:

„Es ist aus. Der Herzog hat unterzeichnet. Die Sbirren sind unterwegs."

Die Freunde riefen durcheinander. Donna Carla aber drückte ihren Gatten in einen Sessel, sie umarmte seinen Kopf, trocknete ihm die Stirn und sagte bebend:

„Wie ich dich liebe!"

Da durchsonnten sich auf einmal seine blauen Augen, er warf aus seiner klaren Stirn die Locken.

„Die Liebe wird siegen!" rief er mit einer Stimme wie ein Knabe.

„Was hilfts, wir werden nicht da sein," murrte Pompeo Balbi; und der alte Renzi:

„Die ganze Brücke über den Sumpf hin werden unsre Galgen stehen."

Aber Don Rocco, aus dem Fenster die Hand schüttelnd:

„Noch am Galgen werden wir um unsern Sieg wissen. Unsre Feinde werden nichts wissen, sie werden ganz tot sein. Nur die Guten leben weiter."

„Siehst du sie kommen?“ fragte Paolo Ufrani dumpf aus dem Winkel.

Alle lauschten.

„Die Brücke ist leer. Auf dem Sumpf kein Fischer. Und wie tief die Wolken!“

„Ist denn keine Hoffnung mehr?“ murmelte jemand.

„Bonaparte steht in Pavia.“

„Daß sie es wagen! Sie, die verurteilt sind. Jede Stunde kann den Befreier bringen. Sie sind so wenige, wir sind das Volk, sind die Menschheit.“

„Dieser Herzog! Man hat nie gewußt, ob er leben könne. Zwanzig Jahre alt, und ich habe ihn nach Atem ringen sehen. Nur der Anblick seines Goldes verschaffte ihm Luft.“

„Und sein halb schon abgestorbener Arm langt über den Sumpf, nach uns, die wir leben.“

Don Rocco sagte:

„Er hat mich geküßt heute früh. Seine geschminkten Lippen waren kalt. Ich fühlte sogleich, dieser Kuß sei das Zeichen. Im Vorzimmer wichen, wie ich hindurchging, alle auseinander. Claudio Pilati rannte mich auf der Treppe an mit einem mörderischen Blick, aber unter dem Mantel steckte er mir einen Schlüssel zu. Ich stieg bis unter das Wasser hinab und entkam aus dem Schloß. Jacopo am Markt hatte sein Pferd bereit, ich erreichte das Tor, bevor die Wache benachrichtigt war. Bei Villa Cappello jagten Reiter aus den Büschen hervor. Am Kopf der Brücke blieben sie zurück. Da sind sie wieder.“

„Bonaparte,“ sagte Pompeo Balbi, „verliert in

Pavia die Zeit durch jenen Aufstand. Aus Furcht vor dem Gott der Mönche schlagen sie die Göttin der Freiheit vom Thron. Für welches Volk sterben wir?"

Don Rocco breitete vor dem weiten Himmel die Arme aus.

„Du fragst? Für das Volk, das wir in uns tragen. Wer wären wir, wenn wirs nicht schüfen?"

„Daß das Volk von Lagoscuro nicht aus der Stadt bricht!"

Mehrere sprachen durcheinander.

„Daß die Brücke nicht wimmelt! Sind wir denn allein auf Erden? Ist Rosalino Lanza nicht bis zu Bonaparte gelangt? Keine Botschaft, — und den Manetti hat beim Überschreiten der Grenze eine Kugel getroffen. Ein Käfig! Dies Herzogtum ist ein Käfig. Wir sterben wie Sklaven."

Da flog die Tür auf. Sie hatten nichts gehört als ihre Verzweiflung; aber auf der Schwelle stampfte und klirrte ein Trupp Bewaffneter um Donna Carla, die eine Flinte hielt.

„Unsre Diener," sagte sie mit ihrer schwebenden Stimme, „sind unsre Kameraden. Da seht unsre Bauern, und es kommen mehr. Alle haben gewartet, daß man kämpfe."

Don Rocco lief ihr entgegen, er küßte das Gewehr in ihrer Hand.

„Donna Carla," riefen die Freunde, „wir haben Euch erwartet, um zu siegen!"

Paolo Ufrani kam bleich aus dem Winkel und verneigte sich vor ihr.

„Wir sind allein und abgeschnitten, das Volk ist feige; wir werden sterben, und es ist unnütz. Ich sterbe nicht gern. Doch will ich nicht klagen, da ich nun sagen darf, daß ich Euch, Donna Carla, geliebt habe."

Don Rocco gab ihm die Hand.

„Cipriano, die Waffen!" rief er, und der Haushofmeister öffnete die Verstecke. Inmitten des Gedränges sagte Don Rocco:

„O meine Carla, du hast mir so viele glückliche Stunden gegeben, aber von allen die glücklichste ist diese!"

Er sah, noch immer schwindelnd wie am ersten Tage, in ihr kühnes weißes Gesicht.

Dem Gewimmel der Leute entwand sich plötzlich ein von Staub schwarzer Junge und hielt Donna Carla einen Brief hin.

„Von Rosalino Lanza," sagte sie. „Bonaparte ist auf dem Marsch, in diesem Augenblick überschreitet er die Grenze."

Don Rocco griff nach dem Brief, aber rasch gab sie ihn dem alten Renzi, der ihn weiterreichte.

„Wir sind gerettet!" riefen mehrere.

„Wir siegen!" riefen viele, und alle, hinausdrängend: „Tod dem Tyrannen!"

Don Rocco stand im Saal allein mit Donna Carla; er hob, ohne seine seligen Augen zu senken, ihre Hand bis zu seinen Lippen.

„So wirst du denn belohnt. Was war ich, bevor du mich die Menschen lieben lehrtest! Was aber war die Menschheit, bevor du kamst!"

Sie erwiderte:

„Ich habe dich der Freiheit gewonnen, seitdem lebst du."

Und er:

„Ich lebe, seitdem du mich liebst."

Draußen fielen Schüsse, Geschrei schwoll an. Wie sie den Park hinabeilten, sahen sie den Kopf der Brücke von den Ihren besetzt. Jenseits, ganz klein vor der großen schwarzen Wolke, sprengten herzogliche Reiter umher.

„Wagt euch herüber!" schrien die Bauern.

Pompeo Balbi sagte:

„Er wird seine Schweizer schicken. Wer wird früher da sein, sie oder Bonaparte?"

Aus dem Waldweg neben dem Park stürzte ein atemloser Mann.

„Er kommt! Er ist vorbei am Forte Principe!"

Die Bauern schrien gegen den Wind:

„Ihr seid besiegt! Er hat das Fort genommen!"

Und als hätte man es drüben verstanden, brach das Glöckchen von San Leone in stürmisches Wimmern aus. Die Reiter des Herzogs teilten sich, sie ließen eine rote goldene Kalesche hindurch, der Minister Vampa stieg aus. Man sah, nun er an die Brücke trat, seine schwarze Seide schillern und einen Blitz seines großen Sternes. Vor Villa Ascani brüllte es auf, und auf einmal wars leichenstill; ein schmächtiger Körper schnellte aus dem Haufen der Leute auf die Brücke. Er glitt am Boden hin, unter dem Geländer, den grauen Postamenten der Heiligen, kroch und glitt, unsichtbar wie ein Tier, lautlos wie ein Wolkenschatten. Die vor Villa Ascani warfen sich jäh und einmütig zurück gegen den Waldweg,

sie fuchtelten hinein, sie schwenkten die Hüte. Der Minister Vampa beschattete die Augen: da sprangs ihm schon an die Brust und riß ihn um. Wie alle zum Ufer stürzten, sahen sie Paolo Ufrani, der zurücklief über die Brücke. Er lief, die Arme leicht ausgebreitet und ohne Hast. Ein Knall: — er fiel auf die Brust.

„Es lebe der Ufrani!" rief noch das Volk.

„Vielleicht wird er leben?" sagte Pompeo Valbi zu Don Rocco, der das Gesicht bedeckte. „Vielleicht ist die Tat, an der er starb, schöner als seine schönen Gedichte, durch die er zu leben dachte?"

Don Rocco sagte:

„Länger als uns wird dieses Land dem Lanza danken. Welch Geist! Er hat uns die Philosophie Frankreichs gebracht. Er hat um uns her Menschen geschaffen, er allein. Und welch Freund! Als ich, vor der Hinrichtung des Raimondi, im Schloß das Pulver anzünden wollte — wir waren verraten, die Wache drang ein —, da entreißt mir in der äußersten Sekunde der Lanza die Lunte, er zwingt mich, ihn zu verhaften. Der Herzog nennt mich seinen einzigen Freund; er spielt Komödie, aber ich bin gerettet. Meine Carla, du schuldest mich unserm Rosalino."

Da Donna Carla schwieg:

„Wie aber, wenn er damals nicht entkommen wäre? Ich müßte mich schämen, noch am Leben zu sein."

Donna Carla schwieg.

„Die Schweizer!" rief man, und durch das Tor San Leone drang ein Trupp.

„Unsre Freunde!" rief donnernd der alte Renzi und

führte zwei kleine fremde Soldaten an der Hand aus dem Waldweg hervor. Sie waren abgerissen und bestaubt, und rote Mützen hingen ihnen vom Hinterkopf.

Alles wich zurück. Dann schoben die Bauern einander vor und betrachteten sie.

„Es sind die, die in Mailand waren. Sie haben alle jene Könige besiegt . . . Und doch sieht dieser aus wie mein Nino. Willst du zu trinken? Wo ist euer General?"

Man spähte in die Pineta. Jemand legte das Ohr auf den Boden; aber schon waren bis vor Villa Ascani Schritte zu hören: lang rauschende Wogen, die Schritte waren, solche Unendlichkeit von Schritten, als erhöbe sich hinter dem Walde das Meer.

„Dies ist mein Posten," sagte Don Rocco, bleich und ohne den Kopf zu wenden. „Und ich weiß nicht, was das größere Glück wäre: hier an meinem Tor den Befreier zu empfangen oder vorher noch von jenen dort eine Kugel zu bekommen. Tötet mich! Dies Land könnt ihr nicht mehr töten. Die Menschheit wird leben."

„Du bist schön," sagte Donna Carla, „dein Herz ist schön."

Und Pompeo Balbi:

„Wenn Paolo Ufrani Euch hören kann, Donna Carla, dann weiß er jetzt, warum er in der letzten Stunde der Nacht und eben, als die Sonne aufging, sich den Tod nahm."

Sie wurden gegen die Mauer gedrängt, so schnell fuhren diese Franzosen aus dem Walde. Eilig vorbei — und gleich hinter den ersten die Generäle. Da war er! Da waren seine langen schwarzen Haare. Wie mager!

Und welch düstere Flamme! Er sah geradeaus, über die Brücke nach San Leone, in den Feind. Und war es nicht, als sollte unter diesem Blick alles zusammenstürzen und neu aufstehen?

„General! Ich bin Don Rocco Ascani; ich begrüße Sie im Namen dieses Volkes."

Er lenkte sogleich sein Pferd zum Tor der Villa; seine Truppen marschierten, marschierten.

„Sie sind mir bekannt, Marquis, als der erste Bürger dieses Staates."

„Dies ist Donna Carla Bonacima, meine Frau."

Donna Carla fühlte einen schweren und stürmischen Blick, und gleich darauf sah sie sich vergessen.

Indes das Volk ringsum sich reckte und die Truppen haltmachten, sprach Don Rocco:

„General Bonaparte, Ihren Sieg bei Lodi bestaunt noch die Welt, Ihr triumphierender Einzug in Mailand ist noch im Schritt Ihres Pferdes zu sehen. Dies ist eine kleine Stadt, die sich Ihnen öffnet, aber während dies Volk Ihnen seine Liebe zuruft, hat es die Stimme der ganzen Menschheit. Überall auf Ihrem Wege, dem Wege des Befreiers durch Staub und Blut, werden um Ihr leuchtendes Haupt, zusammen mit den Kugeln, die Liebesschreie der Menschen sausen. Sie sind bestimmt, über die Erde den römischen Frieden zu breiten."

Bonaparte erwiderte:

„Sie haben eine sehr hübsche Frau, Marquis. Ihre Gesinnung ist vortrefflich."

Über die Schulter zu seinem Stabe, halblaut:

„Wenn dieser Mann ein Bild von Correggio wäre, ich würde ihn nach Paris schicken."

„Und Sie sprechen gut," sagte Bonaparte noch, da sah er jemand sich Bahn brechen. „Ah, der Advokat Lanza! Der hat mir geholfen, er war in Pavia."

Don Rocco breitete die Arme aus; aber Rosalino sah ihn noch nicht. Er sah auch den General Bonaparte noch nicht, er sah nur Donna Carla. Sie war erbleicht und tastete nach der Mauer.

Eine Sekunde, dann küßte Don Rocco den Freund wieder auf dieses dunkle tapfere Gesicht; — sogar die Pockennarben liebte er darin; und dann faßte der General den Lanza beim Arm, schob ihn an die Seite von Donna Carla und ritt weiter. Don Rocco ward durch Offiziere von ihnen getrennt. Er hörte sagen:

„Es ist die Frau des Marquis Ascani. Er ist ein Schwätzer, man wird ihn als Dekoration verwenden. Augenscheinlich betrügt sie ihn."

Er wollte vorstürzen, jenem ins Genick; aber er hielt an, denn auf einmal hatte er begriffen, was der General Bonaparte gesagt hatte: Der war in Pavia.

„Ich war nicht dort," dachte Don Rocco und senkte, verloren in der Menge, die Stirn und die gekrampften Fäuste. „Der Mann ist Rosalino; was Wunder, daß er auch ihr Mann ist. Hat es mich nicht bis heute in Staunen erhalten, daß sie mein sein sollte? Warum mein? Was habe ich getan? Wer bin ich?"

Der General Bonaparte ließ vor der Brücke Kanonen aufstellen und sie gegen die Kapelle San Leone richten.

„Es ist unnötig, zu erlauben, daß man aus der Baracke dort auf uns schießt."

Er lenkte sein Pferd bis in die Menge.

„Ihr habt euch zu beklagen?" fragte er. „Worüber?"

Sie hielten ganz still, sie hatten scheue Gesichter. Der General neigte sich und ergriff einen Alten bei der Schulter:

„Ist dir Unrecht geschehen?"

„Die Regierung hat mir die Kuh genommen, sagte der Alte; und ein andrer Mann: „Die Priester nahmen mir die Tochter."

Ein Wind strich durch das Volk, die Arme flogen auf. Eine Frau schrie:

„O du, der du ein Held bist, da sieh diese Kinder, die hungern, denn ihr Vater sitzt im Kerker!"

Der General sah durch alle hin, ein wenig vorgebeugt, mit herabgezogenen Mundwinkeln und der tiefen Falte zwischen den Augen, die düster forschten. Da lösten sich weich seine Lippen: er lächelte. Er lächelte, und alle fühlten sich umfangen, sie bebten lange. Der General sagte:

„Die Republik schickt euch die Gerechtigkeit. Ihr werdet frei sein und zu essen haben."

„Die Dinge sind zu groß," dachte Don Rocco. „Dies alles wird weiterleben, nun ich zermalmt bin. O Paolo Ufrani, du wähltest dir die rechte Stunde, um zu sterben!"

Da krachten die Kanonen, der Glockenstuhl von Sankt Leone fiel schollernd herab, man sah die Mauer bersten und im dicken Staub eine Wirrnis Stürzender und

Flüchtender. Das Volk schrie auf; war es Jubel oder Klage? Don Rocco sah um sich, er hatte plötzlich eine Blutwelle in der Stirn. Mit welchem Recht schossen diese Fremden San Leone in Trümmer?

„Ist das Gerechtigkeit, was mit Zerstörung beginnt? Weil diese gekommen sind, soll ich nie wieder den kleinen Raum betreten, wo der Sarg meiner Mutter stand?"

Ganz vorn, bei der Brücke, erschienen ihm nebeneinander, ins Licht gewendet und beglänzt vom selben entschlossenen Glück, die Gesichter von Donna Carla und Rosalino Lanza. Er zitterte.

„Bin ich da, ihr Glück zu bezahlen? Ich hatte eine Heimat, man zerstört sie. Ich habe geliebt und bin betrogen. Braucht die Menschheit, um zu leben, die Gewalt und die Lüge? Mag sie also sterben!"

Er stürzte vor, er brach hindurch, die Faust erhoben, er wußte nicht, gegen wen. In diesem Augenblick stand der General Bonaparte, und sein Pferd setzte den ersten Huf auf die Brücke, in den Steigbügeln auf. Er streckte den Degen aus, über den Sumpf, gegen die dunklen Türme dahinten, die Eingänge der engen Gassen, die Zinnen des Palastes, gegen die braune kleine Stadt, deren Sohn Don Rocco war, und diesen schwerbewölkten Himmel, den er geatmet hatte sein Leben lang. Der General rief:

„Wenn ich diese Brücke hinter mir habe, hat das Herzogtum Lagoscuro aufgehört zu existieren!"

Das Volk klatschte. Gleich darauf kreischte es, denn es ward gestoßen von den Truppen, die sich in Bewegung setzten. Eine Gewehrsalve, — und Don Rocco

in Brausen und Rauch, der den Mund aufriß: „Elende, die ihr seid! Narren und Verräter! Ah! alter Renzi, wie du sah ein Kuppler aus, der, um die Treulosen zu schützen, den Brief des Lanza in der Menge der guten Freunde verschwinden ließ. Umgeben von schwarzen Herzen! Genarrt mit dem Gedanken an Güte und Freiheit, um zum Sklaven einer schlechten Frau zu werden!"

„Sie werden gebeten," sagte ein französischer Offizier, „dieses Pferd zu besteigen. Der General möchte Sie beim Einzuge neben sich haben."

Und Don Rocco sah, daß die menschliche Brandung ihn fortgetragen hatte bis über den Sumpf, durch den Feuer lief vom Widerschein der brennenden Kapelle. Er saß auf; der General winkte. Unter dem Tor sagte Bonaparte zu dem Kommandanten der Wache:

„Hüten Sie sich, diesen Pöbel in die Stadt zu lassen! Wenn nötig, schießen Sie!"

Don Rocco sah ihn an, erstarrt vor Verachtung.

„Ihr werdet frei sein und zu essen haben," wiederholte er. „Und ihr werdet Blei zwischen die Rippen bekommen, sobald ihr es unternehmt, unsre ehrgeizigen Lügen wahr zu machen."

Aus dem Dunkel des Tores blickte er zurück, in zahllose Gesichter, von Feuer umflossen, zerrissen von plötzlichen Schatten; blickte in den großen Ansturm des Rausches, und das Herz hob sich ihm auf vor Ekel und Mitleid. Zu Pferd aber nebeneinander, auf dem zuckenden Himmel standen wieder die beiden Gestalten, die tödlicher waren als all dies Leben. Sie wollten ihn in die

schwarzen Gruben ihrer Augen schlingen. Sie waren die Abgesandten dieser schweren, furchtbaren und trostlosen Erde. Don Rocco rang nach Atem; in der Frau dort gingen Liebe unter und Menschheit.

„Carla!"

Niemand hörte es. Das Land sank zurück ins Chaos, die Menge verblich. Alles stumm und schwarz; er hatte vor sich, grell und ewig, nur noch das eine Gesicht; es war das ganze Leben gewesen. Sein Herz zuckte auf vor dem Erlöschen. Nun war es kalt, denn jenes Gesicht trug der Tod.

II

Die Straßen waren voll bunter Lampen und jubelnden Volkes. Die Sieger gingen auf Rosen. Bonaparte senkte seinen Blick, der nun hell und offen war, in all die Fenster, worin Frauen über Teppichen lagen. Er flüsterte seinem Adjutanten ins Ohr, dann begann er leise zu singen. Er brach ab und wandte sich um.

„Marquis Ascani, ich habe die Absicht, den Herzog noch auf dem Thron zu lassen. Er ist unschädlich, und seine Regierung soll uns nützen, indem sie für uns die Kontribution erhebt. Wieviel kann dies Land leisten? Fünf Millionen?"

„Wenn Sie wollen," sagte Don Rocco, „beschaffe ich acht."

Bonaparte sah ihn an.

„Sie sind mein Mann."

Er fing eine Blume auf, die aus dem Fenster dort kam.

An der Brücke über den Schloßgraben keine Wache, das Tor weit offen, und Volk war eingedrungen. Der General ließ es hinaustreiben. Einen Gardisten schrie er an:

„Wo ist dein Herzog? Ist das deine beschworene Treue? Wenn ihm etwas geschehen ist, stirbst du."

Fünf Minuten später ließ er den Marquis Ascani rufen. Er ging im Audienzsaal hastig hin und her.

„Man hat Ihren Herzog unter seinem Bett hervorgezogen. Als er heraus war, drohte er mir mit Gott und dem Hause Österreich: mir, einem Republikaner, der ich beide verachte."

Er blieb stehen.

„Das sind lächerliche Dinge. Es handelt sich jetzt um das Geld: Sie werden es also beschaffen. Ich habe Ihre Fähigkeiten erkannt, Marquis, ich übergebe Ihnen die Verwaltung des Landes. Sie werden es im Namen des Herzogs regieren! Sie sind der Kommandant des Schlosses."

Er trat nahe an Don Rocco hin.

„Heute früh dachte er Sie zu verhaften. Wollen Sie ihn jetzt sehen?"

Don Rocco nickte. Bonaparte tat drei schnelle Schritte und riß die Tür des Kabinetts auf. Der Herzog lag auf der Chaiselongue, steif ausgestreckt, mit fest geschlossenen Augen. Er fuhr heftig zusammen, sprang auf und setzte, auf einmal gelenkig wie ein Knabe, über die Chaiselongue weg. Sein junges, müdes Gesicht lächelte ganz zart.

„Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, General, wie

willkommen Sie mir sind: Der Himmel schickt Sie. Sie werden mich vor meinem Volk schützen und mein Volk vor sich selbst."

Bonaparte erwiderte:

„Ich habe damit den Marquis Ascani beauftragt, Ihren Freund."

Der Herzog lächelte weiter. Er ging auf Don Rocco zu und dachte an nichts andres, als daß seine Füße nicht schleppen möchten. Denn sie schleppten, wenn man ihm zusah. Da fühlte er die kalte Hand des andern und besann sich.

„Sie sind mir doch nicht böse?"

Und sein Lächeln war leicht und spielerisch. Er flüsterte:

„Wenn wir die Dinge denn aussprechen wollen: ich habe manche Ihrer Freunde getötet, und auch Sie wären fast —. Jetzt werden Sie vielleicht mich töten wollen. Nicht? Es ist seltsam: ich habe Furcht, und doch nehme ich das alles nicht ernst."

Er erschrak; draußen fielen Schüsse. Der General Bonaparte sagte über die Schulter:

„Aber es ist das Leben."

Dann rief er aus dem Fenster Befehle.

Der Herzog zwinkerte, die Mundwinkel herabgezogen, scheu nach dem Rücken des Siegers.

„Das Leben, was ist das?"

Plötzlich aber zitterte er ganz. Er haschte nach Don Roccos beiden Händen, preßte sie mit fieberhafter Kraft, er wisperte, und sein Blick flog bleich hin und her:

„Mein Geld! Ich weiß wohl, jener will mein Geld.

Es handelt sich immer nur um das Geld. Retten Sie es mir!"

Mit trockener Kehle und nahe vor den verschlossenen Lippen des andern:

„Soll ich Ihnen beweisen, daß ich keine Hintergedanken mehr habe? Mich Ihnen ganz preisgeben? So sage ich Ihnen denn, wo es ist."

Er lauschte, eine äußerste Sekunde. Dann drückte er die Augen zu.

„Im Saal der Bogenschützen, hinter der ‚Flucht nach Ägypten'."

Und die Augen aufgerissen, verzerrt:

„Jetzt haben Sie mich. Retten Sie mein Geld! Sie sind der Großmeister vom Orden des heiligen Mauritius. Sie sind mein Vetter. Was noch? Die Prinzessin, meine Schwester, ist schön: Sie sollen sie besitzen."

Der General hatte sich unerwartet umgewandt und warf einen düstern Blick auf beide.

„Marquis Ascani, Sie haben drei Tage, mir das Geld zu beschaffen."

Der Herzog mußte sich an die Wand lehnen. Don Rocco verneigte sich wortlos vor ihm, dann vor dem General, und ging. Er beantwortete in den Vorzimmern mit sicherem Maß die Grüße und Glückwünsche, stieg langsam zwischen den Wachen hinab, ließ unter den weiten Gewölben der Halle Kanonen auffahren, Pulverfässer in den Saal der Bogenschützen legen und das Portal schließen.

„Befehle des Generals; er ist schlafen gegangen."

An der Tür des Saales der Bogenschützen nahm er

dem französischen Grenadier die Fackel ab und schickte alle fort. Er stand gelassen da, die Fackel erhoben. Die Schritte verhallten, — da warf er sich in den Saal, er keuchte plötzlich, er lachte erstickt. Er legte die Fackel auf die Fliesen, er kroch hin zu den Pulverfässern, betastete sie, drückte an eins die Stirn. Er sagte:

„Ich bin ein wilderes Tier als ihr alle. Und ihr habt geglaubt, mich zu betrügen!"

Ein Geräusch; er stürzte sich auf die Fackel. Wie er sie aufnahm, sah er in dem Spiegel drüben seine Augen flackern und hielt jäh an. Aber was nahte, waren diese Schritte, die er unter hunderten erkannt hätte. Er sprang, hängte die Fackel in den Kamin und kauerte schon wieder dahinten.

Kein Spalt in den Läden, das Dunkel wie aus Stein. Und doch sah er die beiden ihre Schritte tun, verschränkt, umeinandergewunden; fühlte die Hüften übereinandergleiten und den Schlag der Schläfen, die sich trafen. Er hielt den Atem an, und er hörte den ihren, der schwach und kurz war.

Der Mann sagte:

„Nicht dort hinein; es ist das Zimmer, wo die Herzogin Isotta von ihrem Gemahl erdrosselt wurde."

Die Frau erwiderte:

„Sie war glücklicher als ich."

Die Tür knarrte. Drinnen sagte der Mann:

„Lieben wir uns nicht? . . . Ach, laß, ich weiß selbst, dies ist nicht das Glück! Wir haben einem ganzen Lande die Freiheit erobert, und wir selbst sind unfrei, wir müssen lügen."

„Wir müssen den belügen," sagte die Frau, „den wir den Glauben an Wahrheit und Güte gelehrt haben, und ohne den wir nicht hätten siegen können."

„Der Sieg! Enthält denn immer sein Glanz solchen Wurm? Hat je ein Reiner gesiegt?"

„Dennoch liebe ich auch ihn!" — und die Stimme der Frau flehte. „Ich liebe ihn, wie man ein armes Kind liebt, und dennoch mit Ehrfurcht."

„Daß ich dich nicht ganz habe! Ich gestehe dir etwas Schreckliches: dieser Sieg, der dich ihm fester verbindet, ist mir verhaßt."

„Und ich: heute abend, als wir in die Stadt zogen: für alle war es der höchste Tag, der Anfang des Menschenglücks; ich aber mußte denken, es sei das Ende. Gut hatten wirs nur in der Verborgenheit, im Hause meines Vaters, der so hart war, — du ein armer Unterdrückter, ich ein Mädchen, das nichts vermochte. Warum mußte ich jenen Mächtigen heiraten!"

„Warum mußte ich Gedanken kennen, die nicht als Ziel dein Herz hatten!"

Und beide zusammen, mit derselben Stimme und gedämpft, als lägen ihre Lippen aufeinander:

„Knechtschaft, Schande und dein Herz!"

Sie hielten an; sie hörten ein Aufheulen, als führe im Saal ein Windstoß durch den Kamin. Don Rocco dahinten kniete, die Hände vor die Brust gepreßt, die arbeitete, als sei sie lebendig begraben, und seine Lippen flüsterten die Worte, die er hörte, mit, grausend, wie die von Phantomen.

„Laß mich dein Gesicht mit den Händen erkennen."

„Und deinen Mund mit meinem Mund."

„So dunkel es ist, ich sehe deine Augen."

„Könnte dies Dunkel immer dauern! Die Welt kennt uns nicht, wir sind allein."

„Wir müssen fliehen, uns verbergen, müssen gestorben sein."

„Deine Hüften! Dein Atem!"

Sie keuchten; und Don Rocco wand sich, gleich einem Erstickenden. Auch er hatte, wie oft, da er noch zu leben glaubte, solche Worte gesprochen, und dieselbe Frau hatte sie erwidert. Er bog die Arme, als schließe er sie noch einmal um diese Frau, um ihr Fleisch, um ihre Seele. Seine Arme waren leer gewesen, auch damals, jede Nacht. Welch Haß auf alle Glücklichen, auf alle Sieger, auf jenen großen Eroberer! Aber aufspringen? Zuschlagen? Sich rächen? Ach! auch der Verräter dort hielt, und wußte es nicht, nur ein Phantom. Worte klangen, Worte. Man sah auf: dieses weiße Gesicht hatte sie schon vergessen. Sie log jenem wie ihm. Beide lallten Lügen, jeder allein und ringsum Nacht. „Wo ist Liebe? Habe ich selbst denn geliebt? Sterben vor der Entdeckung, daß auch der Held, der den Menschen die Liebe bringt, nur ein Räuber und Tyrann ist; sterben wie Paolo Ufrani: nur das hätte mich retten können. Ich will mich erbarmen und sie töten, alle. Sie sollen es gut haben, ihr Herz soll Frieden haben, bevor sie erfahren, was ich weiß. Diese, die zu lieben glauben, sollen nicht den Haß kennen; jener, der sich für den Befreier hält, soll nicht werden wie der Tyrann. Ich töte den Haß, denn ich töte die Liebe. Ich töte uns

alle: den Tyrannen, den Befreier, die Liebenden und mich."

Er stand auf, beschwingt und sicher, nahm aus dem Kamin die Fackel, und er ging, Schritt vor Schritt und die Brust immer weiter, durch diese großen Schatten, auseinandergesprengt von seinem hohen Feuer. Er hob einen Hammer auf und schwang ihn gegen ein Pulverfaß. Es dröhnte, es hallte; ihm war, als stürze selig und erlöst der weite Himmel ein. Da: der Aufschrei einer Frau und Arme, die ihn umspannten.

„Laß mich," stammelte er. „Ich tus, weil ich dich liebe ... Auch dich," sagte er noch, da er in die Augen des Freundes sah. Gleich darauf verzerrte sich sein Gesicht, er schlug aus mit dem Hammer, der andre riß ihn aus seiner Hand, die Fackel fiel hin, sie stürzten aufeinander. Sie traten auf die Fackel, die erlosch; sie rangen im Dunkeln. Don Rocco keuchte:

„Da sind wir, da habe ich dich, Verräter, da habe ich dich, Lügner! So viel Begeisterung, so viel hohe Dinge, um einem Mann die Frau zu nehmen. Du bist die Hölle! ... Und ich soll dein Blut nicht sehen in dieser Finsternis. Aber sogleich fühle ichs, ich fühle es!"

Und er hatte sein Messer gezogen, blind stieß er zu.

„Ach, ich traf mich selbst! So ists: was dich treffen soll, trifft mich, denn ich habe dich geliebt."

Er hielt ein, das Gesicht überschwemmt von Tränen. Er ließ geschehen, daß man ihn fesselte. Durch die Gefängnisse, unter dem Wasser, auf demselben Wege, der ihn heute früh in die Freiheit gerettet hatte, ward er aus dem Schloß geschafft, gebunden auf einen Wagen

gelegt und hörte hinter sich das Pflaster erklingen. Nun schlugen die Hufe dumpf auf Landwege, und weite feuchte Luft drang bis zu seinen Augen, die er stöhnend ins Polster drückte. Der Morgen kam, Don Rocco sah sich am Fuß von Bergen: da stand vor ihm Rosalino Lanza.

„Jetzt töte mich!" sagte Rosalino. „Du wagst nichts damit, wir sind im Lande des Feindes, mein Tod ist frei."

„Nimm deinen Degen!"

Sie fochten. Don Rocco ward getroffen, plötzlich brach Nacht herein, und er durfte sich sinken lassen — welche Erlösung! — sich für immer sinken lassen in leere Nacht.

III

Aber er genas; — und was kam, war das ruhelose Leben des Ungläubigen: die Arbeiten ins Leere, das Vergnügen ins Nichts, das Dasein um der Zeit willen, die vergeht. Er lebte für Frauen, die er nicht liebte, für Intrigen, die ihm nicht heiß machten, für gewollte Erniedrigungen, Triumphe, dazu da, um Sieg und Glück zu verhöhnen, lebte fürs Spiel und für den Schlaf. Wenn er aber an das Ende dachte, fand er, daß es einst sich leichter starb, und daß heute der Tod ihm nicht geringeres Grauen machte als das Leben.

Eines Abends im Theater zur Scala — er war mit der Pamela Reichmann — sah er in der Nebenloge zwei dreißigjährige Männer sich mit ihm beschäftigen. Da die Pamela hinüberkokettierte, hörte er zu.

„Der Ascani? Es wäre sein Gesicht; aber es ist ein Spielhalter, den ich in Paris gesehen habe. Ich erkenne diese harten Augen wieder, und er hat Kopfbewegungen, als suchte er höflich nach Opfern. Der Ascani abenteuert wer weiß wo."

„Welch rätselhafter Untergang! Er, einer der Helden, auf die wir als Jünglinge schwuren."

„Es sind vierzehn Jahre, seit er verschwand, im Augenblick als Bonaparte ihn zum Regenten des Herzogtums bestimmte. Die Marchesa hat sich mit jenem Lanza getröstet."

„Er soll gefallen sein, irgendwo in Deutschland."

„In jedem Fall ist der Ascani ein Feind des Kaisers. Man hat damals von einem Anschlag gemunkelt, und wenn die englischen Agenten reden wollten —"

„Aber auch die Reaktionäre erklären ihn für einen Spion. Vielleicht dient er beiden. Vielleicht benutzt er andre, nicht weniger anstößige Hilfsmittel. Voriges Jahr hat er die Galloni dem König Murat vorgestellt und zehntausend Francs dafür genommen, was für einen Edelmann zu billig ist."

„Auch waren es sechzehntausend," sagte Don Rocco und betrat die Loge. „Das ist immer noch wenig; aber ich hatte gespielt. Dem Kaiser bin ich bekannt. Vor langer Zeit hatte ich einen Handel mit ihm. Aber Seine Majestät ist groß genug, einen Mann von Talent zu verwenden, trotz seinen Irrtümern. Nicht von meinem Ehrgefühl wird Napoleon erwarten, daß ich nur ihm diene, aber von meinem Verständnis der menschlichen Tatsachen. Er kennt die Erlebnisse, die mich meine

Schwärmerei für die Menschheit gekostet haben, und nur er kennt sie. Sie, meine Herren, dürfen erzählen, was Sie wollen. Aber Sie haben gesagt, die Marchesa Ascani habe einen Geliebten, und dafür werden Sie mir Genugtuung geben."

Die beiden standen auf.

„Ich bin Leone Balbi, mein Vater war Ihr Freund. Dies ist Niccolo Renzi, der Sohn eines Mannes, den Sie kannten. Don Rocco, wir hatten gehofft, Sie niemals wiederzusehn, denn wir haben Sie zu sehr geliebt, als wir Knaben waren."

Der andre murmelte:

„Wie ein Mann Ihres Wertes so weit kommen konnte, das begreifen wir nicht."

Don Rocco sagte:

„Da entweder Sie oder ich selbst morgen früh nicht mehr leben werden, darf ich Ihnen antworten. Und zuerst sagen Sie mir, ob Ihr Traum vom Glück des Menschengeschlechts erfüllt ist, seit der Kaiser Napoleon sich zum König von Italien gemacht hat. Die Orden auf Ihrer Brust versichern mich, daß Sie wissen, was das Leben von uns verlangt: unsre Seele preiszugeben, sie den Vorübergehenden hinzulegen, sie schänden zu lassen. Mein Unglück will, daß ich es vergebens tue. Meine einzige Bemühung auf Erden ist, so viel Selbstverachtung zu erwerben, daß ich ohne Verzweiflung sterben kann. Aber der sich abarbeitet, bin, scheint mir, nicht ich. Vielleicht ist es jener Spielhalter, den Sie in Paris gesehen haben, und den ich nicht kenne. Ich selbst muß in irgendeinem Augenblick meines Daseins am Wege

liegen geblieben sein. Auf Wiedersehn, ihr Herren, noch heute nacht, auf der Straße nach Monza."

Die Reichmann sagte, als Don Rocco zurückkehrte:

„Wie lieb von Ihnen, Sie schlagen sich für mich. Fühlen Sie doch, wie mein Herz klopft."

Als er tags darauf ihr Toilettezimmer betrat, fragte sie erstaunt:

„Ihr Arm ist verbunden? Sie haben jene Leute nicht getötet?"

„Nur einen. Der andre hat mich kampfunfähig gemacht."

„Da sehen Sie, Lucien," rief sie in ihren Spiegel hinein, „der Marquis Ascani schlägt sich für mich, indes Sie mich quälen mit Ihrer sinnlosen Eifersucht. Denn ich soll mich schon wieder mit einem Liebhaber verabredet haben."

Der junge Lanfrey trat atemlos auf Don Rocco zu.

„Sie beugte sich im Dom weit über ihren Sessel vor. Jener Mensch beugte sich rückwärts. Ihre beiden Gesichter lagen aufeinander, sage ich Ihnen."

„Sie werden toll," sagte die Reichmann.

„Ich habe euch sprechen gehört."

„Welche Beleidigung! Der Mensch war nicht einmal elegant."

Der junge Mann warf sich umher.

„Das sollte dich abhalten? Dich?"

„Ich antworte Ihnen nicht mehr. Höher die Locken, Félicie."

„Herr von Lanfrey," sagte Don Rocco, „warum bewundern Sie nicht lieber, daß diese Frau imstande

ist, mit Verachtung von einem Mann zu sprechen, der sie vielleicht innerhalb der nächsten zwei Stunden umarmen soll. Bewundern Sie doch so viel Selbstzucht!"

„Hetzen Sie!" rief Pamela. „Er braucht es. Lanfrey, Sie haben noch mein Rouge."

Lanfrey sagte:

„Ich habe nicht Ihre Philosophie. Sie sind der einzige Mann, den ich bei ihr geduldet habe. Aber es wäre an Ihnen gewesen, mich zu entfernen. Sie waren früher da."

„Ich hatte mich der Pamela wegen viermal geschlagen; ich hatte nicht nötig, auch Sie noch zu töten."

„Ich kam Ihnen gelegen. Sie wollten sie los sein."

„Ich wollte von ihr verraten werden," sagte Don Rocco. Pamela sagte unaufmerksam, denn sie pinselte an ihren Brauen:

„Da streiten sie sich; und beide zusammen kaufen mir noch nicht die Puderdose, die ich nötiger habe als euch."

Lanfrey lächelte bitter.

„Sie haben sich in die Teilung gefunden, weil Sie ebenso schwach sind wie ich; weil Sie ihr verschrieben sind."

Don Rocco erwiderte:

„Nein, sondern weil sie mir, der ich einst töricht war, beweisen sollte, wie wenig das ist: verraten werden."

„Sie scherzen."

„Sie ist schön, nicht wahr? Dies freche weiße Königinnengesicht und darin die grellen Lippen, die feuchtschwarzen Augen, die mehr versprechen, als Natur halten

kann ... Noch mehr Schwarz auf die Lider, Pamela! ... Die Locken, das künstliche Kap dieser hellen Locken, das leicht und starr den Hinterkopf überragt und mit seinem Glanz den Goldreif verdunkelt, der es überbrückt ..."

„Don Rocco, ich liebe Sie," sagte Pamela. „Kaufen Sie mir die Puderdose, die Dose für den rosa Puder. Ich habe alles aus Gold und mit meinen Buchstaben, so viele Bürsten, so viele Geräte. Hier ist die Nagelschminke, hier der weiße Puder. Aber der rosa? Er ist in einer Schachtel, und ich kann so nicht länger leben. Sie haben zwanzigtausend Francs ausgegeben, und Sie haben keine fünfhundert mehr? Das heißt, daß Sie mich nicht mehr lieben."

Lanfrey schlug die Hände um die Schläfen, er beugte sich über die Schulter der Frau.

„Stehlen! Ich werde stehlen müssen."

„Sie sind nicht ernst;" — und sie schob ihn fort.

Don Rocco sagte wieder:

„Diese Schultern, all dieser durchblutete Marmor, die bunt beringten, duftenden Weiberhände: wir leben im Atem dieser Dinge, wir beide."

„Und wir krepieren darin," sagte Lanfrey durch die Zähne.

„Warum? Stirbt man an Illusionen? Bei Frauen wie diese werden die Dinge, die uns einst das Leben kosten wollten, zu nichts, zum Hauch auf einem Spiegelbild. Kannte ich nicht Courtisanen, die mir in zehn Minuten eine Liebe gespielt haben, vom Erschrecken des ersten Blicks bis zur zuckenden Trennung? Gehen Sie, Lanfrey, der Verrat einer anständigen Frau ist plump

und anspruchsvoll, er will ernst genommen werden wie ihre Liebe. Nehmen Sie von unsrer Pamela die Illusion des Verrats entgegen und lieben Sie sie wie das Bild einer Toten."

Lanfrey starrte aus der Ecke die Frau an, die sich Fett auf die Nase rieb.

„Ich verstehe Sie nicht. Aber ich leide wie ein Tier."

Don Rocco sagte:

„Sie suchen Stürme, eine Weide Ihrer Leidenschaft, suchen alle Fallstricke des Todes. Ich sage Ihnen, die Courtisanen sind die Zuflucht des Vielerfahrenen, der die Wirklichkeiten bezweifelt; sie sind die natürlichen Gefährtinnen des Weisen."

Pamela sandte ihm einen raschen schwarzen Blick.

„Nehmen Sie sich in acht! Man ist für mich gestorben."

„Und Sie glauben," erwiderte Don Rocco, „der Tod habe mehr Wirklichkeit als das übrige?"

Plötzlich packte Lanfrey ihn beim Arm, er flüsterte fliegend:

„Helfen Sie mir, den Menschen zu finden, mit dem sie im Dom gesprochen hat. Ich sage Ihnen, daß sie uns heute abend fortschicken wird . . . Sie sehen mich an: ja, ich bin krank vor Angst. Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht mehr allein in der Straße gehen kann, ohne daß Angst nach ihr mich befällt."

Er sah dem andern wie blind ins Gesicht.

Pamela warf ihren Stuhl um.

„Ihr habt beide nichts mehr. Ich muß mich nach einem umsehen, der mir die Puderdose bezahlt."

Don Rocco sagte:

„Der Kaiser kommt nach Mailand."

„Warum nicht er?" — und Pamela warf den Kopf zurück.

„Tatsächlich, warum nicht er? Existenzen wie Ihre, Pamela, verschlingen in Monaten eine Million, um endlich an einer fehlenden Puderdose zu scheitern, falls nicht ein Kaiser hilft. Sie können nichts dagegen haben, Herr von Lanfrey, daß Ihr Kaiser für Sie einspringt."

Der junge Mann fuhr auf:

„Ziehen Sie nicht seinen Namen unter diese Dinge; er ist zu groß, er ist heilig. Trüge die Erde nicht ihn, ich hätte mich längst von ihr geflüchtet."

Und da Don Rocco ansetzte:

„Kein Wort, oder ich spreche Tatsachen aus, die Sie vernichten."

„Welche?"

Don Rocco lächelte traurig.

„Ihr Kaiser ist ein kleinbürgerlicher Streber, ein Generalpächter. Der ihn umbrächte, hätte nicht viel getan; er hätte einen der Sklaven des Zufalls beseitigt —"

„Spion! Kuppler!"

Die Reichmann schrie auf. Don Rocco schlug die erhobene Hand des andern fort.

„— die der Menschheit gebührende Verachtung ihrer selbst beibringen sollen, dadurch, daß sie sie beherrschen. Ich hätte ihn fast getötet, und ich bereue es. Sie aber, Herr von Lanfrey" — und sein Lächeln ward böse —, „Sie werden ihn töten."

Die Reichmann zuckte die Achseln.

„Lassen Sie den Narren und sagen Sie mir lieber, was ich tun muß, um den Kaiser zu bekommen."

„Der Kaiser nimmt eine Frau nur einmal."

„Mich! Einmal! Das werden wir sehen."

„Ich fordere Sie!" rief Lanfrey hinüber.

Don Rocco antwortete:

„Ich bin kampfunfähig, wie Sie sehen. Aber ich stehe Ihnen zur Verfügung, sobald die gnädige Frau aus Turin zurück ist. Der Kaiser ist in Turin."

„Heute nacht reise ich nach Turin," sagte die Reichmann.

Lanfrey stürzte sich, das Gesicht verzerrt, auf ihre beiden Handgelenke.

„Ich töte ihn, wenn du reist."

„Feigling! Er tut mir weh."

Und da er nicht losließ:

„Du mißgönnst mir also meine Puderdose? Böser Mann! Nein, nicht stoßen! Meine Frisur! Don Rocco, helfen Sie mir! Lassen Sie, er beruhigt sich schon. Ich werde ihn beim Kaiser in ein schlechtes Licht setzen, er wird sehen . . . Nein, mein Kleiner, weine nicht. Ich werde dich ihm empfehlen, du wirst Fürst und Exzellenz."

Sie stützte den Arm auf seine Schulter und bewegte ihn unter seinem Gesicht hin und her.

„Denn ich liebe nur dich."

Er schlug die Hände vors Gesicht und wankte schluchzend durch das Zimmer.

„Don Rocco, helfen Sie mir. Ich muß ihn töten."

Don Rocco umfaßte seine Schulter, er sagte warm:

„Sie können sich nicht besinnen? Es ist wahr, daß sie schön ist."

„Du machst dich lächerlich," sagte die Reichmann. „Félicie, wir müssen von vorn anfangen."

„Den Kaiser töten —" und Lanfrey sah irr um sich. „Sagen Sie, was sonst übrigbleibt. Zuerst ihn, dann mich. Um Gottes willen, sagen Sie ein Wort!"

Don Rocco sagte:

„Sie wollen Ihren Kaiser zum Herrn über ganz Europa, ausgenommen eine Frau. Diese Frau lieben Sie nicht weniger als Ihren Kaiser, und wer sie Ihnen nimmt, muß sterben, sogar er. Wäre der Fall nicht eingetreten, Ihr Leben wäre ein unerschöpftes Spiel. Jetzt klagen Sie noch; aber Sie werden sterben wie einer, der sein Tagewerk vollbracht hat."

„Helfen Sie mir!"

„Ich rate Ihnen, sich als Frau zu verkleiden. Sie sind hübsch, Sie werden unsrer Freundin bei Seiner Majestät zuvorkommen. Vergessen Sie den Dolch nicht."

Die Reichmann lachte auf: — da tat Lanfrey, die Fäuste geschwungen, einen Satz. Sie kreischte.

„Don Rocco! Félicie! Haltet ihn! . . . Ah! ich habe genug. Hinaus mit ihm!"

Mit einem Blick, vor dem er zusammensank:

„Wirst du gehen?"

Er ging mit hängenden Händen und kopfschüttelnd ganz langsam zur Tür. Von der Schwelle sandte er noch einen Blick voll der Angst einer solchen Verlassenheit, als käme es aus einer andern Welt.

Die Reichmann fächelte sich. Sie schickte die Zofe hin und her, und dazwischen fragte sie das Mädchen:

„Haben Sie gesehen? Eine Frau anrühren! Solchen Mann könnte ich niemals lieben."

Don Rocco sah noch immer in den Garten. Endlich wandte er sich um.

„Sie reisen?"

„Sofort. Den Wagen!"

„Ich bestelle ihn."

Er kehrte zurück und sagte:

„Er ist schon fort."

„Lucien? Er ist toll, ich wußte es. Was wird geschehen? Sagen Sie mir, was geschehen wird!"

Don Rocco saß am Tisch und schrieb.

„Leihen Sie mir Ihr Siegel?"

Er klingelte und schickte den Brief fort.

„Was gibts? Was haben Sie getan?"

Er nahm das Löschblatt und hielt es vor den Spiegel.

„An den Polizeipräfekten? Was heißt das? Werden Sie mir erklären —"

„Nichts. Ich mache den Präfekten auf einen Herrn von Lanfrey aufmerksam, der nach Turin reist."

Die Reichmann stand starr; plötzlich warf sie die Arme.

„Scheusal! Hinterdrein!"

Sie flog zur Tür.

„Rettet ihn!"

„Sehen Sie nicht, daß ich ihn rette?" sagte Don Rocco und holte sie sanft zurück.

„Verräter! Ich werde sagen, welche seltsame Industrie Sie in Wien mit jenen Polen getrieben haben."

Sie sah ihm in die Augen.

„Warum taten Sie das alles? Warum haben Sie ihn da hineingehetzt? . . . Ach! lassen Sie, Sie haben zuviel Geist. Ich sage es Ihnen: Sie waren eifersüchtig. Aber erfahren Sie, daß ich immer nur ihn geliebt habe!"

„Vielleicht hätte ich eifersüchtig sein wollen" — und Don Rocco hob die Schultern. „Komödie!"

Sie setzte sich. Auf einmal lächelte sie.

„Und ich hätte mir soeben fast vorgemacht, ich liebte ihn. Aber er ist dumm und ein Schwächling."

Sie legte die Schläfe in die Hand, und sie maß ihn lächelnd.

„Sie sind so viel klüger und stärker. Warum haben nicht Sie mich geliebt?"

„Und warum Sie mich nicht?"

Sie sah in ihren Schoß. Die Lider aufschlagend: „Vielleicht fürchtete ich mich."

Don Rocco sagte:

„Wir haben Zeit, uns zu lieben, bis Ihr Wagen kommt. Löschen wir die Kerzen, lassen wir einen Strahl Mondlicht herein."

Er beugte sich über ihre Lehne, er sprach in ihre leicht offenen Lippen.

„Im kalten Mondlicht lieben sich unsre kalten Herzen. Wir sind erfahren und vorsichtig wie eine Courtisane und wie ein Toter. Ich habe eine geisterhafte Liebe zu dir, o Carla!"

„Ich heiße Pamela. Und Ihre Stimme, mein Herr, zittert ein wenig."

Er murmelte:

„Erinnern wir uns nicht, nun wir unsre ruhigen Hände halten, einer Zeit, da sich glauben und fühlen ließ? Der Zeit, als wir lebten? . . . Wie feucht Ihre Augen blinken! Welche Kunst! Wie? Sie schluchzen?"

Er ließ sie in seine Arme gleiten. Sie blieben ganz still.

Eine Scheibe klirrte; sie richtete sich auf. Er sah sie unruhig sinnen. Dann machte sie ihren Blick verführerisch.

„Ich werde nicht mehr reisen. Aber ich habe eine Bitte. Mein Mann ist hier, versöhnen Sie mich mit ihm."

Da er aufstand:

„Ich schwöre Ihnen, daß ich es Ihnen ewig danken werde. Er hat wieder Geld. Sie wissen, daß es so nicht weitergeht."

Don Rocco lachte lautlos.

„Sie haben recht. Sie haben sich früher zurückgehabt — und haben den Grad ermessen, bis zu dem ich Ihnen ergeben wäre. Warum nicht. Was Sie verlangen, würde jeden Mann beschämen. Ich aber darf demütig sein. Demütig darf sein, wer erkannt hat. Wir errröten nicht, wir Toten."

Er küßte ihr die Hand.

„Ich gehe, Sie mit Ihrem Mann zu versöhnen."

IV

Der Wagen des Ministers verließ die Villa Ascani. Gleich vor dem Parktor schlossen die Reiter ihn ein, mit gelockerten Pistolen. Wie er die Brücke über den Sumpf befuhr, bog drüben hinter der Kapelle von San

Leone eine Prozession hervor. Die Mönche sangen; viel Volk ging mit; Wagen und Reiter mußten am Geländer halten. Der Minister lehnte sich in den Hintergrund; da schrak er auf: das Glöckchen von San Leone schlug ein dünnes, scharfes Wimmern an. Er legte die Hand an die Tür, aber der Jäger öffnete sie schon:

„Es ist der Sommavilla, Eure Exzellenz, mit dem Henker."

Und der Minister, ausgestiegen, ließ zwischen Mönchen und schwarzen Gerichtspersonen einen Mann herbeikommen, der barhäuptig war und in den Himmel sah. Er hatte wirren Bart in den bleichen Gruben der Wangen, ließ leer die Hände hängen und machte ungleiche Schritte, unbesorgt, wohin er gelange. Das Kreuz aus Eisen schwankte vor ihm her. Der Minister tat einen Schritt, um dahinterzuspähen, in das Gesicht des Verurteilten. Der senkte den Blick und sah fest in die Augen des alten Mannes. Der Minister nahm den Hut ab; sein langes weißes Haar flatterte auf; er stand da, weit vorgereckt.

Das Volk murrte:

„Vampir! Weidest du dich an deinem Opfer?"

„Du wirst uns nicht mehr lange morden," sagte jemand, kaum unterdrückt, „der General Garibaldi wird kommen."

Und viele:

„Garibaldi!"

Die Garden trieben plötzlich ihre Pferde in die Menge, trennten sie von den Mönchen und jagten sie zurück über die Brücke.

Der Verurteilte war vorüber, aber er hielt noch immer,

den Hals gewendet, seinen Blick in dem des Ministers. Auf einmal richtete er ihn, wie von dem Letzten, das er auf Erden begriffen hätte, zurück in die Luft. Der Minister stand noch, über seinen Stock gebeugt; er sah ihm nicht nach, er sah geradeaus, über den wüsten Sumpf, und seine Augen hatten nun in dem grauen steinernen Gesicht einen Glanz, als träfe sie schwere, verschleierte Sonne.

Die Litanei verscholl; er stieg ein; der Wagen erreichte das Stadttor. Drinnen aber lag schon wieder eine drohende Rotte: „Mörder! Die Unsrigen sind da! Wir werden dich am Galgen sehen!“ — und wich nur Schritt um Schritt. Frauen öffneten die Läden und riefen Verwünschungen herab. Ein Messer flog durch das Fenster des Wagens. Die Reiter schossen, sie sprengten in die Fliehenden. Durch verlassene Gassen stürzte das Gefährt bis vor das Schloß, polterte über den Graben und hielt jäh an im Hof. Das Tor schlug zu, es hallte aus allen Ecken wider. Der Minister erstieg die bröckelnde Treppe, er ging durch verödete Säle. Erst im Vorzimmer merkte er, daß er allein war, und führte um sich her ein verächtliches Lächeln.

Der Diener riß die Tür auf. Der Herzog lag auf der Chaiselongue, steif ausgestreckt, mit fest geschlossenen Augen. Er fuhr heftig zusammen, sprang auf und lief, auf einmal gelenkig wie ein Knabe, dem Minister entgegen. War sein Haar weiß oder blond, sein Gesicht alt oder nur müde?

„Mein lieber Don Rocco, Sie wenigstens halten mich noch nicht für tot.“

„Weniger als je, Hoheit. Dieser Garibaldi mag kommen. Haben wir nicht das alles schon einmal erlebt?"

„Sie freilich erlebten es" — der Herzog lächelte zart — „auf der andern Seite."

Der Minister sagte:

„Ich fühle tiefes Mitleid mit denen auf der andern Seite."

Das Gesicht des Herzogs erbebte, er drückte krampfig des andern Hand.

„Wo steht er? Schon diesseit des Po? Schon in Busonte? Noch heute also, mein Gott, noch heute!"

Er lief bis drüben zum Kamin, er sagte zu der „Anbetung der Könige" hinauf:

„Ich wußte, einmal würden sie kommen. Aber ich glaubte nicht, daß ich noch da sein würde."

Zurückkehrend:

„Ist in Forte Principe alles geschehen, was ich befohlen habe?"

„Alles, was Eure Hoheit befohlen haben," sagte der Minister.

Der Herzog fragte mit schiefem Blick:

„Dann können wir sie ruhig erwarten?"

Da der Minister zögerte:

„Wir haben ein Regiment Deutsche: das hatten wir nicht, als jener andre kam, und wir haben neue Kanonen."

Der Minister legte die Hand auf die Brust und verneigte sich.

„Hoheit, Forte Principe wird auch diesen nicht zurück-

halten. Wir sind ein kleines Land, und rings um uns ist die Revolution."

Der Herzog strich durch die Luft, als sagte er, seine Zuversicht sei nicht sehr fest gewesen. Plötzlich fuhr er sich an die Ohren.

„Dies Glöckchen soll schweigen! Ich liege den ganzen Morgen da wie ein Verurteilter und höre nur das Glöckchen."

Da schwieg es. Aber vom Platz drunten stiegen drohende Rufe. Der Herzog sank auf einem Stuhl zusammen.

„Es ist geschehen. Ich hätte ihn begnadigen sollen. Marquis Ascani, Sie haben mich getötet. Das letzte Todesurteil, das Sie mich haben unterschreiben lassen, war auch mein eignes."

„Eure Hoheit erlaube mir zu erwidern, daß Sie ungerecht sind und irren."

„Ich bin verloren."

„Nein," sagte Don Rocco. „Der Fürst ist niemals verloren. Die Autorität, von der die Menschen leben, hängt nicht ab von der Widerstandskraft einer Festung. Wir stehen nicht auf eigner Weisheit, sondern — darum sind wir stark — auf der der Dinge. Die menschliche Vernunft, die uns töten will, ist frech und unwissend. Ihr Sieg, und daß zuweilen die Welt ins Chaos zurückzustürzen scheint: Gott will es, um die Ordnung neu zu bestätigen, die wir sind. Wir kehren wieder."

„Was nicht hindert" — und der Herzog blinzelte —, „daß es uns im Exil nicht gut ergangen ist."

„Und wären wir sogar gestorben, wie wir im nächsten wohl sterben werden: was zählt, ist unsre Nachfolge,

sind die Jahrhunderte, die langwährende Unterworfenheit und Ergebung, womit die Geschlechter im Zuge der Zeiten gehen. Erhaltung ist alles. Das Glück des Augenblicks? Ein Irrtum. Der Mensch hat nur ein Ziel: die Ewigkeit. Sein Geist? Welche Überhebung! Er weihe Begeisterung und Rausch, die nicht ihm und nicht dieser schweren, furchtbaren und trostlosen Erde gehören, der Ewigkeit, die er erhofft."

Der Herzog sah Don Rocco nicht an. Endlich sagte er beklommen:

„Sie sind gläubig. Sie waren es immer, Don Rocco. Ich, ich habe große Furcht vor der Ewigkeit und hoffe sehr, es gibt keine, denn auch dort würde ich wieder ganz allein sein."

„Eure Hoheit haben ein Leben geführt, das ich verehre."

„Mein Leben?"

Der Herzog errötete. Er legte die Hand an die Brauen.

„Ich war stolz darauf — und um so stolzer, je schlimmer es war, für die andern und für mich. Zuweilen aber schien es mir nur kindisch."

Er stand auf, er murmelte:

„Was sage ich Ihnen, was tun wir? Dies Schloß ist verlassen, und der Feind rüttelt am Tor."

Er kehrte zurück, er stützte die Hand auf den Tisch zwischen den Pfeilern.

„Don Rocco, wir sind durch vieles miteinander verbunden. Wir waren gemeinsam jung, und Sie haben mich zweimal töten wollen. Dann wurden Sie im selben Augenblick aus Ihren Träumen gerissen, in dem

25*

ich die Macht verlor. Sie sind umgetrieben, Sie haben entbehrt und erfahren; Sie haben die Nichtigkeit der Empörung erlebt. Sie würden, sagte ich mir, die andern mit Strenge davor hüten. So habe ich vergessen, daß Sie mein Feind waren, und Sie, als ich zurückkehrte, zu mir gerufen. Dreißig Jahre und länger haben Sie in meinem Namen dies Land beherrscht. Jetzt sagen Sie mir, Don Rocco, wann wars besser zu leben, heute oder damals, wie Sie im Unglück waren, und wie niemand Sie haßte?"

Don Rocco sagte:

„Nie habe ich so sehr unter Feinden gelebt wie damals, nach meinem Sturz von der Höhe jenes Schwärmerglaubens. Ich habe, in Verzweiflung, den Gewalthabern gedient und ihren Gegnern, habe verraten, verdorben, wen ich konnte, bin, so tief es ging, in Sünden gestiegen. Da ich die Welt nicht zu zerstören vermochte, zerstörte ich mich."

„Ich habe mich immer nur erhalten. Ich saß dahinten auf einem andern Schloß und wartete, daß ich in dieses zurückkehren könne. Hier habe ich dann wieder vernichtet, die mich vernichten wollten. Ich bin durchgekommen: das ist alles. Sie aber" — und der Herzog lugte von unten, seine Stimme ward gepreßt, „Sie haben gesündigt? Sie haben sich gemein gemacht? Sagen Sie mir das Schlimmste! Das Schlimmste!"

„Ich weiß es nicht. Jede Stunde war schlimm, denn sie war kalt. Jeder Lebende war ein Feind, denn ich hatte ihn zu sehr geliebt. Und so, Hoheit, wird man zum Herrn der Lebenden. Wer an der Welt verzweifelt

hat, ist nicht mehr fern davon, sie zu vergewaltigen. Wer die Menschheit hätte in die Luft sprengen wollen, wird eines Tags reif sein, sie als Tyrann zu beherrschen. Ich war, als ich dies erfuhr, ein Falschspieler."

Da der Herzog zusammenzuckte:

„Dies Schloß ist verlassen, Hoheit, und der Feind rüttelt am Tor. Auch sind wir sehr alt."

Der Herzog beschrieb eine unsichere Geste. Don Rocco sprach an ihm vorbei:

„Ich war das Haupt einer Bande, die an allen Spielorten mit falschem Geld arbeitete. Einer meiner Leute floh, er bestahl die Gesellschaft und verwertete unsre Kunstgriffe. Ich verfolgte ihn, ohne ihn fassen zu können. Überall war er unter glänzenden Namen eingeführt und würde, wenn ich Hand auf ihn legte, mich selbst entlarvt haben. Ich aber ertrug es nicht, daß er mir entgehen sollte. Verbrecher er und ich: und ich fieberte auf unsrer Hetzjagd durch Europa nur danach, ihn unter mein Gesetz zu zwingen."

Don Rocco bekam starre Augen. Der Herzog sah ihm aus gesenkten Lidern zu.

„Endlich hatte ich ihn. Ich hatte in einem Spielsaal die meisten Tische mit meinen Leuten besetzt. Er hielt die Bank, und sie gewannen gegen ihn. Er sah sich betrogen, fühlte sich bedroht, verlor den Kopf und fing an, falsches Geld auszugeben. Man fiel über ihn her, ich ließ mich mit ihm in ein Seitenzimmer drängen. Wir waren allein; er warf sich sogleich vor mir nieder. Er war ein Levantiner, weich, treulos, schön, — und in diesem Augenblick merkte ich, daß ich ihn liebte; daß

ich ihn hätte an Ketten legen wollen und dabei küssen wie eine Frau; daß dieser wahnsinnige Drang, ihn zu unterwerfen und zu beherrschen, Liebe gewesen war. Wieder sah ich mich mitten in den Schrecken der Liebe, die die Schrecken des Lebens sind."

Don Rocco schwieg. Dann sagte er noch:

„Was wissen die, die uns grausam und Feinde der Menschen nennen!"

Der Herzog regte sich nicht. Endlich ganz leise:

„Don Rocco, Sie hatten eine Frau, die Sie liebten?"

Da entstand draußen Lärm, in der Tür erschienen die Adjutanten des Herzogs. Er stellte sich ihnen entgegen.

„Ihr seid zurück von Forte Principe? . . . Wie? Der Feind hat uns umgangen? Er überschreitet nicht die Grenze? Wir wären gerettet? Marquis Ascani, hören Sie doch: wir sind gerettet!"

Don Rocco holte seinen starren Greisenblick aus der Ferne zurück.

„Ich glaube es nicht," sagte er. „Garibaldi wird Verstärkungen sammeln."

Der Herzog schloß die Tür.

„Meinen Sie denn, daß ichs glaube? Halten Sie mich nicht für unwissend. Ich war des Bodens nie sicher, auf dem ich stand. Wer siebzig Jahre lang von einer Lebenskraft zehren mußte, die schon versagte, als er zwanzig war, der hat den Sinn für das Sterbende. Dies ist der Augenblick, sage ich Ihnen, und ich fürchte ihn."

Seine Miene flog, sein Blick flatterte. Er zog den

Rock fest um sich und hastete durch das Zimmer, mit seinem nachschleppenden Fuß, seinem schmalen, hohlen Rücken, und an den Fenstern drückte er sich vorbei, feig und anmutig wie ein kranker Knabe. Don Rocco stand schwer über seinen Stock gebückt. Der Herzog umklammerte plötzlich seine Schultern; er flüsterte atemlos:

„Retten Sie mich! Helfen Sie mir zu fliehen! Ich habe nur Sie, Sie sind der einzige, den das Volk noch mehr haßt als mich. Sie werden reich sein, mein Geld ist in England. Ah, ich erwartete diese Leute, diesmal werden sie nichts finden. Aber retten Sie mich!"

Don Rocco strich ihm den Arm, er ließ ihn in den Sessel nieder.

„Eure Hoheit erinnere sich, daß im Norden der Feind steht und überall sonst die Empörung. Wir sind auf einer Insel; nichts bleibt uns, als mit Würde zu enden. In einem andern Schloß erwarten Sie den Beginn Ihrer dritten Regierungszeit."

„Nie! Nie!" — der Herzog kreischte, er riß sich los. „Denn sie werden mich töten. Diesmal sind es Italiener. Verstehen Sie nicht? Das erstemal: jene Fremden wußten nicht, wer ich war. Diese kennen mich."

Er stürzte zu der Tapetentür, mit Händen und Füßen stieß er sie ein, er war schon fort. Don Rocco folgte ihm in die dunkle, staubige Ruine des alten Theaters, er zog ihn hinter einer Loge hervor und führte ihn zurück.

„Ich will dort drinnen verhungern," jammerte der Herzog. „Sie sollen nicht Hand an mich legen."

„Niemand wird es wagen, Hoheit. Und was könnten sie uns nehmen. Haben wir nicht gelebt?"

Aber er wich zurück; der Herzog lachte auf.

„Mein Leben!"

Und er fiel mit dem Gesicht über die Chaiselongue, Schluchzen erstickte ihn. Don Rocco sah zu Boden und wartete. Nun richtete der Herzog sich auf, er sagte schwach und strich sich über die Stirn:

„Sie haben recht, ich habe gelebt. In diesem Zimmer hier habe ich die langen Jahre den Tod erwartet, immer nur ihn; aber seine Erwartung brachte mir Aufregungen, seltsame Begierden, Genüsse, die euch unbekannt sind. Zuweilen triumphierte ich, weil ich mich erhielt wider Natur, und verachtete die Menschen, die mit mir nicht fertig wurden. Andre Male, das war süß, ließ ich mich fallen und gönnte denen, die heranschlichen, sie möchten mich treffen. Bonaparte, glauben Sie mirs, hat mich nicht überrascht, er war mir nicht fremd. Was er tat, hatte im Traum ich selbst schon vollbracht."

Er machte leise und entrückte Schritte.

„Befreier! Eroberer! Held! Und dann abdanken: das geeinte Land seinem Glück lassen und verschwinden."

Er hielt an, die Arme ausgebreitet. Auf einmal ließ er sie fallen, er setzte sich auf eine Armlehne und lugte unter seiner dick gefalteten Stirn hervor.

„Aber ich hütete mich, es zu tun. Ich kannte die Menschen, sie hätten mich verachtet, und ich hätte sie knechten müssen. Ich wußte alles voraus, ich war viel klüger als der Bonaparte. Als er dann der Herr der Welt war und sie ihn anbetete, da ekelte er mich. Die Starken

sind ekelhaft. Vor mehr als fünfzig Jahren war er in diesem Zimmer. Wollen Sie glauben, daß ich" — der Herzog führte das Tuch an die Lippen — „ihn manchmal noch rieche?"

Er sprang von der Lehne, er kicherte.

„Jetzt freilich wird er noch schlechter riechen. Ah! er ist tot, er und so viele, die von Leben strotzten. Ich aber bin da. Auch meine ‚Anbetung der Könige' ist wieder da. Sie war von Correggio, darum mußte er sie nach Paris schleppen; aber ich bin sicher, daß er niemals ihre Schönheit gefühlt hat. Ich, ich fühle sie."

Er stand unter dem Bilde.

„Bonaparte —" sagte langsam Don Rocco, „es gab eine Zeit, da ich glaubte, er heuchle; ich glaube es nicht mehr. Als er anfing, hielt er sich für den Befreier, der den Menschen die Liebe brächte. Auch ihn hat Liebe zur Tyrannei geführt. Auch seine Liebe enthielt den Sündenfall. Wer von der Ordnung, dieser kalten Weisheit der Dinge, weicht, ist bestimmt, in Bitternis zu enden. Ich sah ihn nach Waterloo; englische Soldaten wollten ihn totschlagen. Er hastete auf ein Pferd; ein Prinz von Preußen erlaubte sich zu sagen: ‚Laßt den Elenden sein Leben retten!' Und er rettete es zitternd. Einst hatte er die Welt retten wollen."

Seufzend wandte der Herzog sich um.

„Don Rocco, liebten Sie nicht sehr die Marchesa? Sagen Sie mir, ob man heftig leidet, wenn man liebt und verraten wird. Sie sind erniedrigt worden durch Ihre Frau, wie? Denn sie war eine Abenteurerin, sie hatte Männer ohne Zahl, und Sie haßten sie?"

„Ich bemitleidete sie," sagte Don Rocco, „und ich wünsche ihr, daß sie nicht mehr lebt. Auch die Schwärmer, die aus Liebe zur Menschheit Empörung verbreiten, ich hasse sie nicht. Wenn ich sie sterben lasse, bevor sie enttäuscht wurden, schenke ich ihnen ein leichteres Geschick, als meins war."

Der Herzog sah in den Winkel.

„Ich," sagte er, „bin nie enttäuscht noch verraten worden, denn ich habe nie geliebt, habe keine Frau je besessen. Ich rechne nicht die Erzherzogin, die zwölf Jahre dort drüben gewohnt hat, und von der ich keinen Erben habe. Als sie starb, sagte sie mir ins Ohr, das ich hinhielt: ‚Ich habe alle meine Pflichten gegen die Religion erfüllt, ich habe Sie nie betrogen. Aber ich hätte es wohl gemocht.' Und das war alles. Keine Frau mehr, nie ein menschliches Wesen in diesen Armen gehalten und dabei" — flüsternd — „etwas Fürchterliches, eine Sehnsucht, die mich hinabzog, nach den Gemeinen, auf die Gasse sogar. Dort unten gehen des Nachts die Dirnen; — und so" — er wickelte sich am Fenster in den roten Vorhang; umsichtig führte er, aus den Falten heraus, das Gesicht bis vor die Scheibe — „habe ich gestanden."

Er hielt still und drückte die Stirn ans Glas. Vom Platz stieg Geschrei auf. Der Herzog fuhr zurück.

„Wie sie mich hassen!"

Er lehnte den Kopf in den Nacken, er lächelte rein.

„Ich habe ihren Haß ertragen und daß sie mich nicht kannten. Ich habe die Liebe verschmerzt, habe mich mit den Menschen, die mich von ihrer bequemen Herzlich-

keit ausschlossen, nie gemein gemacht; ich war stark, auch ich! Denn leichter wärs gewesen, mich ins warme Gedränge hinabgleiten zu lassen."

Aber seine Miene zog sich zusammen.

„War ich nicht doch ein Narr? Habe ich mich nicht vergebens geopfert, einem Schicksal, dem kein Gott zusieht? Mein Leben, dies feierliche, bedrohte, böse und einsame Leben, ganz im Grunde nehme ichs nicht ernst; ich spiele es mir, ich bin ein Komödiant — wie? Und wer weiß, ob ich nicht auch ein andres hätte spielen können?"

Er beugte sich über sich.

„Noch immer diese Reue. Es ist so lange her, so lange. Sie kam, mich zu töten. Als sie sah, wer ich war, wollte sie mich lieben. Sie verstand mich. Ich habe nie so viel mit einem Menschen gesprochen wie mit ihr, — bevor ich sie zum Tode schickte."

Er richtete sich auf.

„Dennoch ist es gut. Man hat sich bewahrt, und vielleicht, daß man höherer Liebe fähig war als alle. Man war wie diese Könige," und er neigte die Stirn nach der Anbetung. „Auch sie sind durch die Wüste gezogen, und das Kind, vor dem sie niederknieten, war ihr Traum. O Gott! Wer sein Leben nur geträumt hat, sollte der es schwer haben, zu sterben?"

Ein Kanonenschuß; der Herzog fuhr zusammen.

„Forte Principe. Sie sind da, ich wußte es."

Tobender Jubel auf dem Platz. Der Herzog und Don Rocco sahen sich lauschend an. Noch ein Schuß, und in langem Abstand noch einer. Sie warteten: keiner mehr.

„Es ist vorbei," sagte Don Rocco. „In weniger als einer Stunde ist er hier, dieser Garibaldi."

Im Vorzimmer gingen plötzlich viele Stimmen durcheinander, die Tür ward aufgerissen.

„Wir sind verloren, das Volk stürmt das Schloß! Hoheit, retten Sie sich!"

„Ich bleibe," sagte der Herzog. „Tut eure Pflicht, verteidigt mich! Geht!"

Sie gingen ab durch die Säle. Aus dem Hofe kam der Hall von Gewehrfeuer; er schlug wider, kreuz und quer von den Treppengewölben, den hohen Decken. Das Aufbrüllen des Volkes, sein fliehendes Getrappel; — und in dem einsamen Zimmer, die Tür offen auf weite, verödete Räume, saßen die beiden Greise einander gegenüber. Sie schwiegen lange. Der Herzog hielt die Lippe, die zuckte, mit den Zähnen fest.

„Ist es denn so schwer, zu sterben?"

Und Don Rocco, lange wägend und mit verlorenem Blick:

„Ich habe den Tod oft geschmeckt, er ist tröstlich. Für ihn haben wir gearbeitet, wir leben für ihn. Am Rande der Ewigkeit wachsen uns Flügel. In ihren Herd dürfen wir endlich unser Feuer schütten."

„Wir sollen es bald erfahren," murmelte der Herzog.

Don Rocco sagte:

„Ich verstehe mich mit denen, die sterben sollen. Heute, als ich herkam, hatte ich eine Begegnung. Ich sah in die Augen jenes Sommavilla auf seinem Gang zur Richtstätte. Er sah in meine. Er hat gesehen, daß ich, der ich ihm zu sterben befahl, sein Bruder war.

Der Weg, den er ging, schon vor fünfzig Jahren war er mein, und in diesem Menschen ging ich ihn auch heute."

Sie schwiegen wieder. Schon nahte der Klang von Hörnern, durchbrochen von Freudenschreien; und im Takt des Laufschritts, der anschwoll, stieg Gesang auf, leicht, kühn und feierlich. Eine Salve, noch eine, und der Platz tönte fort von der Hymne einer kriegerischen Liebe.

Es stürmte die Treppe heran. Die beiden Greise erhoben sich; der Herzog reckte sich auf, er sagte:

„Ich glaube an keine Ewigkeit und an die himmlische Liebe so wenig wie an die irdische. Aber man sehe, daß ich Mut habe."

Die Säle waren voll und lärmten. Es toste ins Vorzimmer, es quoll über die Schwelle, — und auf einmal verstummte es. Männer in roten Blusen: Don Rocco sah ihnen entgegen; er stellte sich vor den Herzog. Sie zögerten noch. Ein kleiner Alter in langem Mantel trat vor und sagte:

„Dies ist der Marquis Ascani."

Darauf erklärte ein Offizier:

„Marquis, Sie sind verhaftet."

Don Rocco sah sich um. Aber schon hatte das Gedränge ihn abgeschnitten vom Herzog, er ward hinausgeschoben und hinab, im Hofe stand sein Wagen, man stieß ihn hinein. Er lehnte sich tief zurück. Der Wagen rollte durchs Tor, und wild brüllte der Platz auf. Der Wagen stürzte polternd davon; Don Rocco schloß die Augen, der Kugel gewärtig, die hereinflog.

V

„Man wird mich außer Landes bringen," dachte er; „in, ich weiß nicht, welchen Kerker." Aber plötzlich hielt der Wagen, Don Rocco sah sich hinter dem Tor seiner Villa. Der Offizier sagte:

„Sie werden in dem Zimmer dort die Befehle des Generals erwarten."

Auch der kleine Alte von vorhin war wieder da; er nahm den Offizier beiseite, Don Rocco hörte ihn sagen:

„Ich bürge dir . . ."

Er sah die Eingänge des Hauses von roten Blusen besetzt; die Freischärler lagerten im Park. Langsam ging er nach dem Gartenzimmer. Der kleine Alte trat mit ihm ein.

„Don Rocco," sagte er, „Sie haben das Recht, sich in Haus und Garten frei zu bewegen. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie die Villa nicht verlassen werden."

Er erwiderte:

„Ich habe Ihnen kein Wort zu geben, ich kenne Sie nicht."

Da schlug der Fremde seinen langen Mantel auseinander: es war eine Frau. Sie sagte mit zitternder Stimme:

„Doch, Don Rocco, Sie kennen mich."

Er wich zurück, und er bedeckte das Gesicht mit den Händen. Rasch nahm er sie wieder fort.

„Ich verstehe. Sie kommen, um mein Unglück vollendet zu sehen, da Ihnen ja seine Anfänge nicht fremd sind."

„Es sind auch die Anfänge des meinen," erwiderte sie.

Er sagte kalt:

„Ich hoffe es. Die ewige Gerechtigkeit wäre betrogen, wenn Sie nicht als die elende Abenteurerin vor mir ständen, die Sie sind. Gut, daß Sie kamen; ich mußte Sie nochmals sehen."

„Sie irren sich," — leise und schmerzlich. Er sah betroffen weg.

„Nein, ich wollte sagen, daß ich mir gewünscht habe, Sie seien nicht mehr und Ihnen sei verziehen."

Sie stammelte:

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen. Aber ich habe ein gutes Leben gehabt; ich wäre glücklich gewesen ohne den Gedanken an Sie. Denn in diesem langen Leben" — ihre Stimme verlor den Klang, kaum verstand er sie — „war kein Tag, an dem ich nicht Ihrer gedacht hätte."

„Wenn ich dasselbe sagte, würden Sie mirs glauben?"

„Ja."

„Und obwohl Sie also wußten, was Sie mir zufügten, taten Sie es."

Er strich sich über die Stirn.

„Wovon reden wir? Diese Dinge sind alt wie Legenden. Wenn wir noch handelten wie die, die mit dem Leben rechnen, würde ich Sie wohl bitten, zu gehen. Da wir sterbend sind, mögen Sie bleiben."

Er wies auf einen Stuhl, und er setzte sich weit davon, zwischen den Fenstern. Er sah hinaus; ein neuer Trupp Freischärler marschierte den Park hinan. Er wandte sich ab, er sagte in die Luft:

„Das alles haben wir schon einmal gesehen. Was ist davon übrig?"

„Wir."

Er sah sie an und nickte schwer.

„Wir sind noch da, um zu büßen."

„Nein," erwiderte sie sanft. „Sondern um zu sehen, daß das Werk unsrer jungen Begeisterung nicht verloren ist; daß nicht einmal wir selbst es zerstören konnten."

Er sagte:

„Die Traurigkeit dieses Lebens will, daß immer neue Herzen geprüft, betört und bestraft werden sollen. Ich habe sie nicht behüten können; zerrissen oder versteinert werden sie enden. Möge wenigstens uns die Ewigkeit bereitfinden."

„Wir haben für sie gearbeitet," und sie legte die verschränkten Hände auf die Brust, „wenn wir die Wesen unsrer Gattung ein wenig weiter vom Tier gelöst, sie der Freiheit und Gerechtigkeit um einen Schritt näher geführt haben."

„Sie waren niemals weiter von ihnen entfernt als in den verbrecherischen Wirrnissen unsrer Jugendzeit. Millionen Toter, der Fluch der Menschheit und die Tyrannei eines einzigen, das war unsre Frucht."

„Der Weg ist ungewiß, voller Gefahren und wird noch oft durchkreuzt werden. Dennoch aber muß er zur Liebe führen; denn es war Liebe, die ihn beschritt."

Er richtete die Hand gegen sie auf.

„Ich werde das Blut keiner neuer Schlachten riechen, ich werde keinen Galgen mehr aufzustellen haben, und kein Usurpator wird vor meinen Augen eure Liebe in

Verrat und Gewalt verwandeln. Dank sei dem Tode, der mirs erspart."

„Gewalt und sogar noch Verrat," sagte sie, und er sah sie erröten, „können Gestalten sein, die die Liebe annimmt. In dem Kaiser, den wir beklagen, war, so sehr er vereinsamt und schuldig schien, immer noch der liebende Drang der ganzen Menschheit. Ihr schlug er seine Schlachten. Seine Erhöhung war die ihre. Aus seinem Grabe wird sie auferstehen."

Sie senkte die Stimme.

„Auch er trug für uns das Kreuz. Auf der Höhe seiner Macht habe ich ihn bemitleidet. Ich und Rosalino, wir sind bei ihm geblieben, weil wir uns nicht trennen wollten von den Irrtümern und Leiden des Menschen."

„Und er hat euch belohnt. Ihr habt euren Anteil gehabt an der Beute des blutigen Karnevals."

„Zuweilen hat er uns reich gemacht. Aber es gab so viele Wunden zu lindern, die er schlug. Wie viele seiner Feinde haben wir ihm zurückgewonnen! Denn wir kannten sie alle; wir dienten seiner persönlichen Sicherheit."

„Ihr gehörtet zur kaiserlichen Polizei?"

Er lachte trocken auf.

„Aus weniger fragwürdigen Beschäftigungen habe ich eine heilsame Selbstverachtung geschöpft. Ihr waret befähigt, Schurkereien zu begehen als reine Seelen . . . Aber Bonaparte fiel, trotz eurer Stütze."

„Da war ich allein; denn bei einem der Attentate auf den Kaiser, die er verhinderte, fand Rosalino den Tod. Sehr arm habe ich seither in Paris gelebt, der Arbeit

für das junge Italien. Mazzini rief mich mehrmals in die Heimat. Sonst war mein Leben dunkel, voll Mühe und von schwankender Hoffnung. Dennoch sehen nun meine Augen den Sieg."

„Wie?"

Er stand auf.

„Sie haben noch immer geglaubt? Da Sie allein waren: wer gab Ihnen Mut?"

„Die Menschheit, die ich liebte."

Er griff sich an die Stirn, er ging rasch die Fenster entlang.

„Sie haben keinen Mann mehr geliebt? Sie waren nicht die Abenteurerin, die ich durch die Welt fahren sah? Sie waren arm, Sie alterten, und Sie sind dieselbe geblieben?"

Traurig lächelnd sah sie ihm nach.

„Und Sie, den dies überrascht, haben sich also inzwischen so sehr ertötet, daß Sie alle Liebe für tot hielten? Dort draußen hat sie weiter gelebt."

Er murmelte:

„Sie waren allein. Sie haben gedarbt. Sie liebten eine Idee und hatten keinen Menschen. Sie sind eine Frau, und Sie waren immer allein."

Er ging zu ihr hin, sanft legte er seine Hand auf ihre Schulter.

„Arme alte Frau!"

Sie sah zu ihm hinan, ihre Lippe zitterte.

„Warum habe ich nicht Sie gehabt?"

Er zog die Hand weg.

„Sie hatten gewählt. Sie hatten mich verraten."

Sie griff nach seinem Arm.

„Nein! . . . Wie soll ich Ihnen erklären, wie Sie fühlen lassen. Wir sind so alt, und ich suche nach den Stürmen, die einst unsre Herzen schüttelten. Ich habe Sie immer geliebt. Glauben Sie mir doch! Was hülfe lügen, dort, wo wir sind."

„Und jener andre, dem Sie gefolgt sind, für den Sie gelebt haben?"

„Für Sie habe ich gelebt, für Sie! Jener kam, als ich kaum erwachsen war, er schenkte mir den Glauben, der mein Leben ward; ich gehörte ihm dafür, ich kam nicht mehr von ihm los. Sie aber: ich liebte Sie, um Ihnen zu geben, um Sie groß und reich zu machen. Sie waren mein Kind, waren der Geliebte meiner Seele; und noch, wenn ich mich Ihnen hingab, waren Sie mein Traum."

Er wandte sich ab:

„Das ist zu wenig."

Sie sprang auf, sie zog ihn herum.

„Das ist alles. Ich bin einsam geblieben dies lange Leben, um Ihretwillen. Ich liebte die Menschheit, und sie trug Ihre Züge. Den Sieg meines Glaubens, ich ersehnte ihn, ich arbeitete für ihn, nur um Sie wiederzusehen und Sie zu erwecken. Noch mit diesem alten Herzen liebe ich Sie."

Er ließ den Kopf sinken.

„Warum haben Sie, um mir dies zu sagen, gewartet bis heute?"

„Weil Sie mir nicht geglaubt haben würden."

„Nie, solange jener lebte; aber nachher vielleicht hätte ich Ihnen verzeihen können."

„Sollte ich widerrufen, was wir gewesen waren? Nein, sondern Sie selbst unsrer Vergangenheit zurückgewinnen: das nur galt es. Ich durfte nicht anders zurückkehren als siegreich. Der Sieg war meine Buße. Ach! wir mußten im Kampf gegeneinander alt geworden sein, bevor wir uns wieder die Hände reichen konnten."

Sie hielt sie ihm hin, und er nahm sie.

„Wäre es nicht anders gegangen?" sagte er. „Auch ich will nicht bereuen; ich bin zur Weisheit geführt worden. Aber die Weisheit, ich gestehe es Ihnen, ist tödlich."

Sie streichelte seine Hand.

„Ich weiß, Sie hatten es noch schwerer; ich habe Ihnen zugesehen. Nie war ich im Vaterlande, ohne mich in Ihren Gesichtskreis zu schleichen. Ich habe vor diesem Tor gewartet, bis Ihr Wagen es verließ."

„Sie waren da?" murmelte er. „Sie waren da?"

„Der Dolch der Unsrigen ist an Ihnen vorübergegangen, denn ich sagte ihnen, wer Sie waren. Ich konnte es. Ich wußte, daß Sie die Familien derer, die Sie hatten einkerkern müssen, in der Fremde vor der Not schützten. Wie sind die Freunde des Sommavilla seinem Schicksal entronnen? Ich habe die Spuren der Warner verfolgt, und sie endeten bei Ihnen. O, leugnen Sie nicht, es ist unnütz! Ich weiß, im geheimen gehörte uns dennoch Ihr Herz. Auch in Ihnen glomm noch die Liebe."

„Die Liebe ist nur der unwissenden Jugend erlaubt und vielleicht uns Greisen, über deren Augen schon die Schleier sinken. Dazwischen das sehende Leben kennt sie nicht; es dient der harten Weisheit Gottes."

„Blicken Sie doch hinaus in dies große Tageslicht!“ — und sie führte ihn über die Schwelle, sie wies auf den Park und die lagernden Freischärler.

„Alle diese Männer sind gekommen um der Liebe der Ihren willen. Sie erobern dies Land nicht, wie sonst Soldaten tun, als eine Beute, als ein Tier, das man zähmt: nein, wie sie ihre eignen Frauen und Kinder aus Verbannung und Knechtschaft zurückholen würden.“

„So waren wir,“ sagte er. „So werden noch viele sein. Mir graut, und dennoch klopft mir das Herz.“

„Und sie werden die Freiheit fester halten, als wir es vermochten. Keiner aus ihrer Mitte wird sie ihnen abkaufen für Ruhm und Macht. Garibaldi ist ein reinerer Held, als Bonaparte war. Auch sie, ich weiß, werden enttäuscht werden; und wenn sie erlangt haben, was sie Freiheit nannten, werden sie die Menschheit in tausend ungeahnten Fesseln sehen. Die Unzulänglichkeit der Natur wird Geschlecht um Geschlecht, das die Stirn bis in den Himmel trug, zur Erde beugen. Gleichviel, wir werden kämpfen, und wir werden endlich siegen über die Natur und ihre Ungerechtigkeit, Stumpfheit und Härte. Die Letzten unsrer Gattung werden in Wahrheit Menschen sein. Der Traum, der die Menschheit von ihrer Wiege hierher geleitet hat, in der Stunde ihres Todes wird er erfüllt sein, und sie ist frei.“

Er sah sie schmerzlich an.

„So wird all ihr Kampf dem Tode gedient haben. Das ists, was ich erfuhr: wir leben dem Tode.“

„Nein, der Liebe!“

Und sie drückte seine Hand.

Aus den Camelienbüschen stieg die Treppe zu den Wohnzimmern, an dem vorgeschobenen Trakt des Hauses, der über den Hügel sah. Er merkte, wie ihr Schritt schleppend ward; er wandte sich um: sie blickte dort hinauf, und sie hatte die Augen voll Tränen. Da sah er zum erstenmal deutlich das verbrauchte Wollkleid um ihre eingesunkenen Schultern, die Schuhe, die den Staub weiter Straßen trugen. Er nahm ihre Hand; sie war überzart wie alte Seide und zeigte dennoch die Spuren der Arbeit; und er schob sie unter seinen Arm. Der alte Haushofmeister trat aus der Tür.

„Cipriano, die Frau Marchesa ist von der Reise zurückgekehrt. Öffne die Fenster, rufe die Nella."

Zu ihr sagte er:

„Ihre Zimmer sind, wie Sie sie verlassen haben. Sie werden die Kleider finden, die Sie am letzten Tage trugen."

„Sie haben noch dasselbe Herz," sagte sie. „Aber ich möchte wohl den Garten wiedersehen."

Sie gingen um das Haus.

„Die Schlucht ist noch dichter überwachsen. Wieviel Dornen! Damals gab es mehr Blüten."

Sie murmelte:

„Oder wir selbst waren voll Blüten."

Nach diesem Wort sah er in ihr Gesicht; sie sah in seins. Sie schwiegen; und jeder erkannte in des andern Augen, wie er unter Falten, verwischten Zügen und müdem Fleisch den Gefährten seiner Jugend hervorsuchte.

Sie stiegen hinunter zum Teich; er schien ihr kleiner,

so verwildert war sein Ufer, so voll Pflanzen sein Spiegel; und wo war der Kahn? Ganz hinten, wo es schon ins Feld hinausging, am Ende der Laube, o! die Nymphe!

„Mnais! Sie wenigstens ist jung geblieben!" — und die alte Frau liebkoste den Stein. „Sie lächelt mit ihrem zweitausendjährigen Mund über unser kurzes Leben und alle unsre Kämpfe."

„Auch sie," sagte er, „die nun Stein ist, wird ein Leben zu bereuen haben. Wie habe ich gelebt!"

In seiner Miene arbeitete es angstvoll, seine Augen gingen, auf dem Rückweg zum Haus, umher wie nach Hilfe.

„Es war nicht nötig, scheint mirs jetzt, zu denken, der Ewigkeit zu denken und Qual zu leiden. In diesem Garten wir beide, unbekümmert um die großen Geschicke, der Süßigkeit des Daseins hingegeben, des Atmens: wir beide."

Sie umfaßte seine Schultern, die zuckten; sie barg seinen durchschüttelten Körper sich an der Brust, und sie flüsterte:

„Ist dirs denn nicht, als sei es so gewesen? Wir haben uns nie verlassen. Still, Lieber! Lägen auch zwischen damals und heute viele Leben; mußten auch Gräber sich schließen und wieder öffnen: der Frühling, den wir einst hier im Garten zurückließen, hat verzaubert darin verweilt und uns erwartet."

Er schloß die Augen an ihrem Hals, er stöhnte schwer.

„Ich sehe uns, wie wir dort unten am Tor den General Bonaparte empfingen. Welche Helligkeit! Welche Weite! Was hätte sein können! Carla!"

Mit erstickter Stimme:

„Ich war ein Schwärmer, du brauchtest einen Mann. Das Leben brauchte ihn."

Und, die Hände erhoben:

„Ach! alt zu sein und auf einmal die Jugend wiederzuerkennen!"

Sie griff erschrocken nach seinem Arm: er wankte.

„Vergiß nicht, auch du hast gelebt, und dein Leben war tief. Durch deine Brust, Lieber, ist das Leiden des Menschen so breit hindurchgeflutet wie durch irgendeine. Ach, nun öffne sie dem Glück!"

„Ist noch Zeit?" sagte er. „Wo ist es?"

„Das sind unsre Söhne!"

Sie wies hinab in den Hof, auf die Freischärler, die sangen.

„Unsre Liebe ist fruchtbar gewesen. Um das ganze Land schlingt sie sich nun."

Sie führte ihn über die Treppen.

„Die Marchesa!" riefen die jungen Leute, und sie erhoben die Gläser. „Es lebe die Marchesa Carla!"

Eine Stille; sie befragten sich; da rief einer:

„Der Ascani! Das ist der Ascani, der große Taten getan hat zur Zeit des Generals Bonaparte. Es lebe Don Rocco Ascani!"

Ein Hornsignal: sie fuhren auseinander, vom Garten stürzten alle herein.

„Der General!"

Der Hof war leer, die beiden Alten standen allein. Don Rocco sagte:

„Ich bin würdig, der Eure zu sein, da an meiner

Seite du gehst, o Carla! Ich liebe dich und bin erlöst."

Er hastete vorwärts.

„Ich will ans Tor. An meinem Tor will ich ihn empfangen, den General Garibaldi."

Sie führte ihn von rückwärts in das Gartenzimmer, am Tisch ließ sie ihn nieder. Sie sah sein Gesicht sich plötzlich röten und in seinen Augen einen Taumel von Schrecken und Freude.

„Am Tor," murmelte er. „Ich empfange ihn."

Und er fiel über den Tisch, das Gesicht auf die Arme.

Draußen marschierende Schritte, Komandorufe, der Schall von Hörnern. Im Zimmer hielt sie seine Hand.

Nun verstummte alles; Pferdehufe nahten. Die alte Frau trat hinaus. Der General saß ab; durch das rote Spalier seiner Schar schritt er herbei, die Sonne auf seinem blond herabfallenden Haar und seinem milden Löwengesicht. Er verbeugte sich tief vor der alten Frau; sie sprach leise, leise; sie berührte seinen Arm: da folgte er ihr. Don Rocco saß da wie ein Übermüdeter, den die große Stunde schlafend fände. Garibaldi, auf der Schwelle, entblößte den Kopf.

Der Neue Roman

Sammlung zeitgenössischer Erzähler

Jeder Band geh. M. 3.50, geb. M. 5.—

Max Brod, Jüdinnen. 3. bis 12. Tausend.

Brods psychologische Charakterisierungsgabe ist hervorragend. Klarheit der Diktion, realistische Schärfe und Treffsicherheit im Erfassen des Milieus, der Personen und der einzelnen Etappen in der Handlung gestalten die Lektüre dieses Buches außerordentlich genußreich. Daß er auch ein Dichter ist, dessen Entwicklung uns bedeutsame Antworten auf viele Fragen bringen wird, das beweist der Schluß seines Buches.

Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott. 25. bis 30. Tausend.

Das Literarische Echo: Das Ideal des ‚historischen Romans'. Max Brod tritt mit diesem Buch in der Hand in den hohen Bezirk der Meister."

Max Brod, Weiberwirtschaft. 3. bis 12. Tausend.

Die Selbstwehr: „Die ‚Weiberwirtschaft' bildet den Höhepunkt Brodschen Schaffens."

Kurt Wolff Verlag / Leipzig

Der Neue Roman

Ossip Dymow, Der Knabe Wlaß. 2. bis 11. Tausend.
Mitleidlos leuchtet hier der Russe Dymow in das von Geheimnissen zerwühlte, traurige Schicksal einer Familie hinein. Mitten darin steht der Knabe Wlaß, die fremdartigste und doch zugleich nächste Gestalt; ein zum Künstler Berufener, ein Verschlossener, ein einsam Träumender; hin- und hergeworfen durch die tragische Zerrissenheit seines Gefühlslebens. — Die ganze Skala keimender Menschenfreude und Menschenleides ist hier von sicherer, aber schonungsloser Hand aufgedeckt.

Kasimir Edschmid, Die sechs Mündungen. 6. bis 10. Tausend.
Weserzeitung: „Dieses Buch ist neu, neuartig und ein Schritt, ein ganzer Weg nach vorn. Vielleicht wird jener Kommende, der die Geschichte unserer literarischen Entwicklung schreibt, die ‚sechs Mündungen' die Einfallstore in die neue Kunst nennen."

Herbert Eulenberg, Katinka die Fliege. 6. bis 8. Tausend.
Kölnische Zeitung: Eines der fesselndsten Bücher, die auf dem Gebiete der Belletristik seit langem erschienen sind, eine Perle für reife, feinkultivierte Geister.

Gustave Flaubert, November.
Zeitschrift für Bücherfreunde: „Dieses erschütternde Buch gehört in Wahrheit zum mächtigsten, was Flaubert geschrieben hat. Es ist einzig in seiner Art: ein Flaubert voll Ungestüm und Glut. Ein Werk, das weit über alle nationalen Grenzen hinausreicht, getränkt von wilder, dunkelschwerer Menschlichkeit."

Kurt Wolff Verlag / Leipzig

Der Neue Roman

Anatole France, Komödiantengeschichte. 2. bis 11. Tausend.

France, der feinste Psychologe des modernen Frankreichs, führt uns in seinem Buche mitten unter die Schauspieler des Pariser Odéon. Wir sehen, wie im Leben der dargestellten Kreise alles nebeneinander liegt: Gemeinheit, Begeisterung, tiefstes Gefühl und profunde Weisheit, und wie sich aus diesen Elementen jene eigenartige Atmosphäre ergibt, die uns das Theatervolk so anziehend und reizvoll erscheinen läßt.

Carl Hauptmann, Einhart der Lächler. 6. bis 15. Tausend.

Die Leipziger Zeitung: „Manchem wird es jetzt wie eine Offenbarung aufgegangen sein, daß wir hier wirklich vor einem großen Dichter stehen. Vielleicht vor ‚dem Dichter unserer Zeit'."

Heinrich Mann, Im Schlaraffenland. 20. bis 50. Tausend.

Heinrich Mann, Die Jagd nach Liebe. 16. bis 25. Tausend.

Heinrich Mann, Professor Unrat. 4. bis 16. Tausend.

Heinrich Mann, Zwischen den Rassen. 15. bis 24. Tausend.

Heinrich Mann, Diana. 18. bis 27. Tausend.

Heinrich Mann, Minerva. 18. bis 27. Tausend.

Heinrich Mann, Venus. 18. bis 27. Tausend.

Heinrich Mann, Die kleine Stadt. 7. bis 20. Tausend.

Kurt Wolff Verlag / Leipzig

Der Neue Roman

Ganz neu erschien und ist infolgedessen auch in der Gesamtausgabe noch nicht enthalten:

Heinrich Mann, Die Armen. 1. bis 30. Tausend.

Heinrich Manns neuer Roman ist das Buch des Kampfes der Friedenszeit: des Kampfes des nach Freiheit der Entwicklung, nach Bildung, Licht hungernden Arbeiters gegen den satten Kapitalismus. Kein gehässiges Buch, aber ein Buch leidenschaftlichen, ehrlichen Hasses. Manns künstlerisch reifste Tat: ein Buch vollkommenster Einfachheit und Klarheit, ein Buch, das alle angeht, ein Buch, das jeder verstehen soll und wird.

Gustav Meyrink, Der Golem. 101. bis 150. Tausend.

Vossische Zeitung: Es ist eine Vision, unheimlich halb und halb beseligend. Es ist das von einem genialen Kenner erneuerte Märchen der Stadt, die Europas Herz war.

Gustav Meyrink, Das grüne Gesicht. 61. bis 90. Tausend.

Berliner Tageblatt: Das Erkenntnisbuch eines modernen Mystikers, ein Buch, ebenso reich an tiefen Gedanken und grandiosen Schönheiten, wie an grotesker Verzerrung und unergründlichem Dunkelsinn.

Arnold Zweig, Die Novellen um Claudia. 4. bis 9. Tausend.

Breslauer Morgenpost: „Das Buch eines ehrlichen jungen Dichters, der auf der Sprache spielt wie auf einem edlen Instrument, der die große heiße Liebe und den Glauben noch hat, die frühreife Kindlichkeit des wahren Dichters!"

Kurt Wolff Verlag / Leipzig

Ferner erschienen

Heinrich Manns Dramatische Werke

Madame Legros. Drama in drei Akten.
Geheftet 2.50 M., gebunden 3.50 M.

Das literarische Echo: Madame Legros bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte unserer Literatur. Das neue historische Drama der Deutschen, nach dem wir uns alle sehnten, ist aus der Taufe gehoben worden.

Berliner Tageblatt: Heinrich Mann hat diesmal ein Bühnenwerk geschaffen, das seinen besten Romandichtungen kongenial ist. Dies ist das Schönste an dem Werk, daß alles in ihm Kunst geworden ist und alles durchglüht wird von einer reinen Kraft der Menschlichkeit.

Die große Liebe. Drama in drei Akten.
Geheftet 2.50 M., gebunden 3.50 M.

Schauspielerin. Drama in drei Akten.
Geheftet 2.50 M., gebunden 3.50 M.

Variété. Ein Akt. Geheftet 1.50 M.

Berliner Börsen-Courier über Heinrich Mann als Dramatiker: Wenn die starke und reizvolle Begabung dieses Romanschriftstellers gelegentlich einen Ausflug auf die Bühne macht, darf man sicher sein, daß dabei etwas Ungewöhnliches und irgendwie Fesselndes entsteht.

Kurt Wolff Verlag / Leipzig

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

UNIVERSITY OF N.C. AT CHAPEL HILL
00041418484